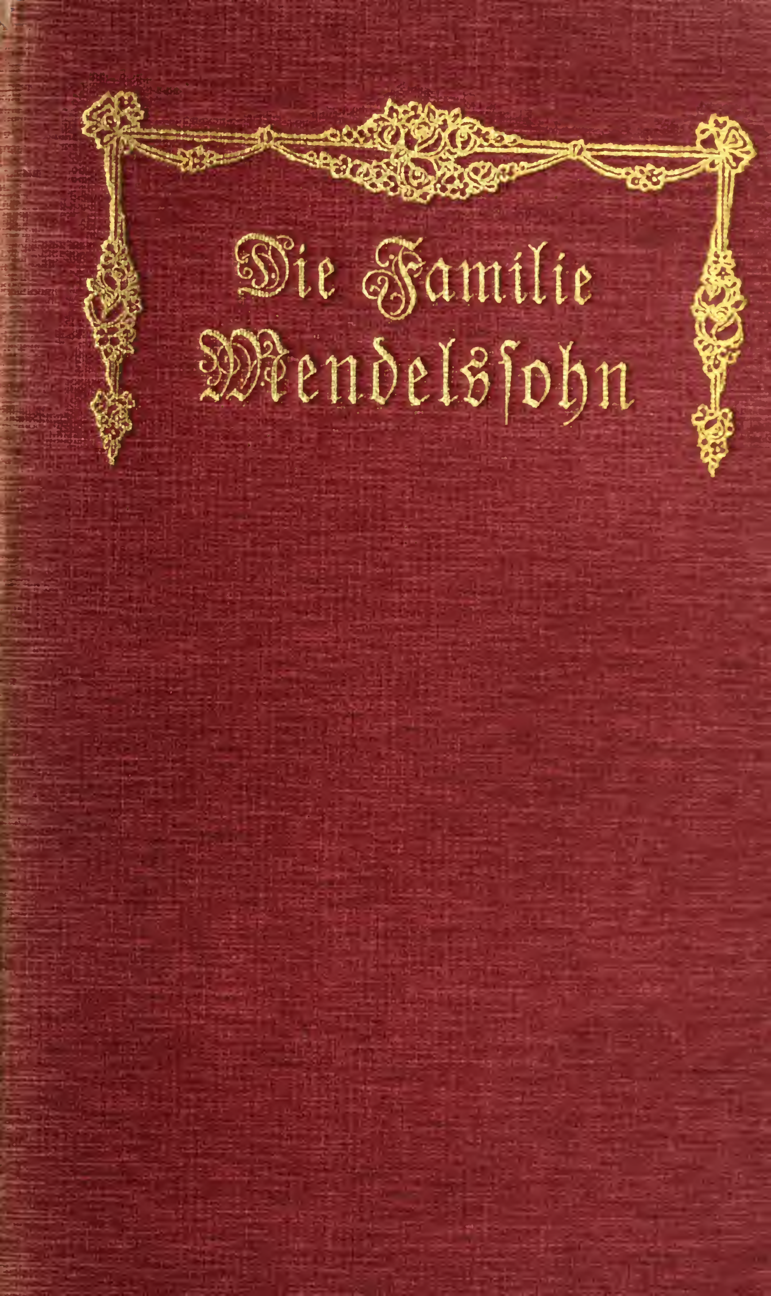
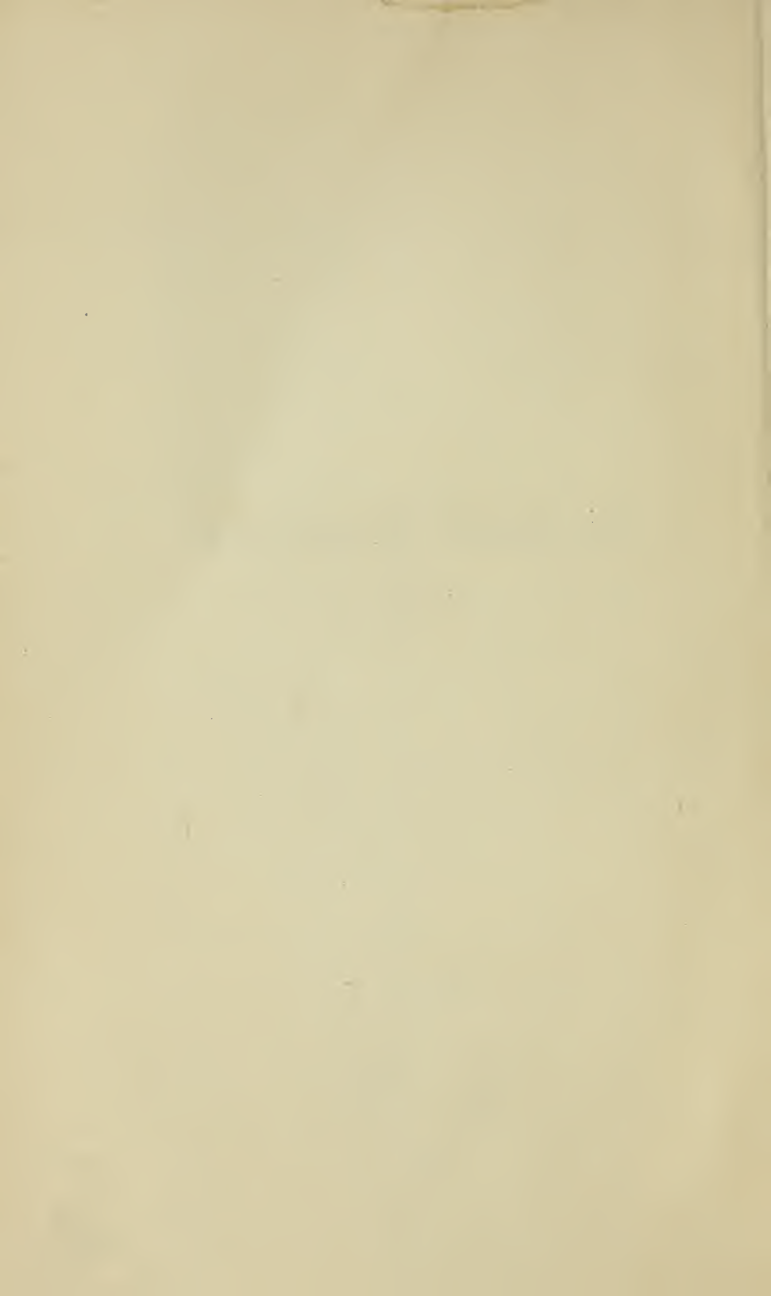

Die Familie
Mendelssohn





Die Familie Mendelssohn

Band I





Felix Mendelssohn Bartholdy.



Die Familie Mendelssohn

1729 bis 1847

Nach Briefen und Tagebüchern

Von

S. Hensel

Fünfzehnte Auflage

I

Berlin 1911
Verlag von Georg Reimer

Das Titelbild gibt das beste Porträt Felix Mendelssohns von Wilhelm Hensel wieder.

Original im Besitz des Herrn Geheimrat Ernst von Mendelssohn-Bartholdy.



Geleitwort zur zehnten Auflage.

Diese neue Auflage der Familie Mendelssohn darf nicht ohne einleitende Worte in die Welt gehen. Der Verfasser des Buches weilt nicht mehr unter den Lebenden, und mir, seinem ältesten Sohne, fällt es zu, dieselbe Pflicht zu erfüllen, die der Dahingeschiedene seinen Voreltern gegenüber in treuer Pietät übernommen hat.

Die „Familie Mendelssohn" bricht bei dem Tode meiner Großmutter ab, und dies Ereignis bildete auch in dem Leben meines Vaters einen wichtigen und folgenschweren Einschnitt. Wohl hatte er in den Geschwistern seiner Mutter, Paul Mendelssohn-Bartholdy und Rebecka Lejeune-Dirichlet, treue und zuverlässige Berater, die dem Sohn ihrer früh entrissenen Schwester liebevoll zur Seite standen, aber sein Elternhaus hatte mit dem Tode der Mutter die Bedeutung eines Heims für ihn verloren. Sein Vater, Wilhelm Hensel, durch den Tod der geliebten Frau innerlich gebrochen, durch tiefgehende Verschiedenheit, namentlich in seinen politischen Ansichten, die sich von dem jugendlichen Radikalismus des Sohnes weit entfernten, von ihm getrennt, vermochte bei aller innigen Zuneigung nicht den Einfluß auf den Sohn zu gewinnen, den die Mutter so segensreich ausgeübt hatte.

Der selbsterwählte Beruf meines Vaters, die Landwirtschaft, führte ihn bald aus den geistig angeregten Kreisen Berlins, in denen sein Leben sich bewegt hatte, hinaus, und es folgten lange Jahre voll harter Arbeit und ruhiger der eigenen Ausbildung gewidmeten Stunden, in denen weniger das augenblickliche Leben als die Erinnerung an die Vergangenheit seine Gedanken beschäftigten. Als er dann einen eigenen Hausstand gegründet, fern von der früheren Heimat in dem damals noch in provinzieller Abgeschiedenheit verharrenden Ostpreußen, war es ihm ein Bedürfnis, daß seine Kinder an diesen Erinnerungen teil haben sollten, und so entstand das vorliegende Buch. Erst lange Zeit später, als er wieder nach Berlin zurückgekehrt war, entschloß er sich, das Buch der Öffentlichkeit zu übergeben, und der Wunsch, den Felix Mendelssohn-Bartholdy seiner geliebten Schwester Fanny aussprach: „es möge ihr die Druckerschwärze nie schwarz und nie drückend sein," hat sich an meinem Vater in vollstem Maße erfüllt. Er hat viel Freude an diesem Buch gehabt, sich viele bekannte und unbekannte Freunde dadurch erworben, und es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle den Freunden zu sagen, wie wertvoll der Gedanke, ihnen durch sein Buch nahe getreten zu sein, für meinen Vater bis in die letzten Tage seines Lebens gewesen ist.

In das stille Westend, in dem Sebastian Hensel die letzten Jahre seines Lebens bis zu seinem Tode am 13. Januar 1898 verbrachte, kamen immer auf's neue Zeichen dafür, daß sein Buch für viele ein wertvolles geistiges Besitztum geworden sei, daß die Saat, die er einst, nur seiner Kinder gedenkend, ausgestreut hatte, auch für Fremde zum Segen geworden war.

Die „Familie Mendelssohn" hat, wie schon ihr Titel andeutet, in der deutschen Memoirenliteratur

eine ganz eigentümliche Stellung. Nicht ein einzelner Mensch steht im Mittelpunkt, sondern es ist die geistige Entwickelung einer Reihe von Menschen, die uns hier vorgeführt wird, und bei aller individuellen Verschiedenheit sind es eben die gemeinsamen Züge, zu denen mit Vorliebe das Auge des Beschauers immer wieder zurückkehrt; denn es ist eine köstliche Familiengeschichte, die sich hier offenbart. Wir sind heute nur allzu leicht geneigt, bei dem Gedanken der Vererbung die trostlosen und düstern Seiten hervortreten zu lassen und nicht daran zu denken, daß in den Kindern in der geistigen Atmosphäre des Elternhauses auch die guten und tüchtigen Eigenschaften der Eltern sich immer wieder auf's neue hervorbringen. Diese Wahrheit sollte vor allen die Familie Mendelssohn eindringlich predigen, und diese Predigt hat willige Ohren gefunden.

Noch ein Anderes ist zu berücksichtigen: Es sind zum Teil Töne wie aus einer vergessenen Welt, die aus diesem Buch zu uns herüberklingen; fast ale Interessen, die unser modernes Leben bewegen, sind den Menschen, von denen dieses Buch handelt, fremd geblieben ihr Leben hindurch. Es sind unmoderne Menschen von Grund aus, mit denen wir hier in Berührung kommen, und der dies Buch schrieb, knnote es nur deshalb schreiben, weil er selber ein unmoderner Mensch war, weil sein Herz den Idealen seiner Jugend treu blieb, so klar auch sein scharfer Vrestand ihm das Einseitige dieser Ideale zeigte. Aber er war des festen Glaubens, daß nichts von dem, was einmal ein menschliches Herz zu großen und reinen Ge ühlen bewegt hatte, jemals veralten könne; daß das allgemein Menschliche, so wenig es auch in den Interessenkämpfen unserer Zeit vernehmbar wird, doch immer wieder die letzten Zielpunkte der menschlichen

Lebensrichtung abgeben muß. Er lebte des Glaubens, daß eine Zeit kommen werde, die mehr Verständnis für eine Lebensführung in diesem Sinne haben werde, als es der unserigen möglich ist. Und er fühlte sich wie einer jener Wettläufer, von denen uns Plato erzählt, welche die Fackel des Lebens weiter geben an den sie Ablösenden. Er dachte dabei zunächst an seine Kinder, er freute sich, daß seine Hoffnung übertroffen wurde, möge sein Werk noch lange in diesem Sinne Frucht tragen.

Westend, im September 1900.

Paul Hensel.





Vorrede zur zweiten Auflage.

Die Einleitung, mit welcher das Buch bei seinem ersten Erscheinen begann, lautete folgendermaßen:

„Ursprünglich wurde die Arbeit, welche ich jetzt der Öffentlichkeit übergebe, zu ganz anderem Zweck und nach ganz anderen Gesichtspunkten hin unternommen: Eine Biographie nicht bloß der Familie, sondern für die Familie sollte es sein; ich wünschte, daß meine Kinder etwas mehr von ihren Vorfahren erführen, als, namentlich in bürgerlichen Kreisen, üblich ist.

Einzelne Freunde sahen diese, vor etwa 15 Jahren entstandene „Familien-Biographie" und der Wunsch derselben bewog mich zur Herausgabe. Soviel als möglich habe ich die ursprüngliche Form bewahrt, und in diesem Sinne, als Chronik einer guten deutschen Bürgerfamilie, möchte ich das Buch betrachtet und gelesen wissen.

Allerdings mußte eine tief eingreifende Umarbeitung vorgenommen werden. Nicht daß irgend etwas zu verheimlichen gewesen wäre: was ich fortgelassen habe, war entweder für das größere Publikum nicht interessant genug, oder so Intimes und Heiliges (wie z. B. die Brautbriefe meiner Mutter, von denen an der betreffenden Stelle die Rede sein wird), daß ich es nicht veröffentlichen wollte und durfte. Dagegen

habe ich in den Tausenden von Briefen, die mir vorlagen, nicht die kleinste Stelle gefunden, von der man hätte sagen müssen, sie könne Anstoß erregen. Vor allen Felix Mendelssohn: wo Zustimmung, lobendes Urteil ihm nicht möglich war, da schwieg er lieber, als daß er getadelt hätte; aber wie gern, wie rückhaltlos lobend bewunderte er, wie freute er sich, wenn unter den Mitlebenden und Jüngeren sich ein Talent, eine ihm sympathische Natur zeigte.

Von der ursprünglichen Form ist etwas übrig geblieben, wofür ich vielleicht Nachsicht in Anspruch nehmen muß: die Benennungen „Vater" und „Mutter", „Großvater" und „Großmutter", die ich mich nicht entschließen konnte, mit den Namen der mir so nahe Verwandten zu vertauschen; es wäre mir unnatürlich vorgekommen, z. B. meine Mutter im Laufe der Erzählung „Fanny" zu benennen. Dagegen habe ich in den Briefüberschriften diese Eigennamen stets gebraucht.

Da von den Briefen Felix Mendelssohns vieles schon veröffentlicht ist, so ist es natürlich, daß dessen Eltern und Geschwister mit ihren Briefen mehr in den Vordergrund treten. Indessen blieb mir selbst aus den Felixschen Briefen, namentlich aus der Zeit vor 1830, noch eine reiche Nachlese übrig, und gewiß wird für das Verständnis seiner Entwickelung die Kenntnis des Bodens und der Umgebungen, in denen er lebte, von Wichtigkeit erscheinen.

Als Quellen standen mir hauptsächlich ein sehr reiches Briefmaterial und die Tagebücher meiner Mutter zu Gebote; für die letzten Jahrzehnte auch viele mündliche Überlieferungen und Selbsterlebtes. Es war stellenweise unvermeidlich, bereits Gedrucktes noch einmal aufzunehmen, der Zusammenhang litt eine strenge Ausscheidung solchen Materials, nament-

lich in Bezug auf die Felixschen Briefe, nicht. Eine reiche Sammlung von Familienbriefen an Felix, welche eine Fülle schöner und interessanter Mitteilungen enthält und zur Abrundung des Bildes mir sehr erwünscht gewesen wäre, war mir leider nicht gestattet, zu verwerten; es ist so eine beklagenswerte Lücke entstanden.

Meine Mitteilungen schließen mit dem Jahre 1847 ab, in welchem Felix und seine älteste Schwester Fanny, meine Mutter, aus dem Leben schieden. Sie waren die für das größere Publikum interessantesten des ganzen Kreises, sie waren aber auch der zusammenhaltende Mittelpunkt der Familie, die sich seitdem weit zerstreut hat." —

Schneller als es irgend einer der Beteiligten erwarten konnte, ist eine neue Auflage nötig geworden. Es stand bei mir von Anfang an fest, daß dieselbe eine in manchen Punkten veränderte sein müßte. Die wenigen Ausstellungen, welche die Kritik gemacht hat, hatte ich mir schon selbst, schon während des Druckes gemacht.

Die Indemnität, die ich mir für die Familienbezeichnungen meiner Eltern und Großeltern erbeten hatte, ist mir nicht zuteil geworden, — und mit Recht. Es ist ein eigenes Ding um das gedruckte Wort: sobald ich die Briefe, welche ich bis dahin nur in den wohlbekannten Handschriften gelesen hatte, in Drucktypen vor mir sah, stand ich denselben viel objektiver, gewissermaßen selbst als Publikum gegenüber und empfand sofort die Unstatthaftigkeit, den Leser beständig an meinen Verwandtschaftsgrad mit den Personen des Buchs zu erinnern.

Und noch ein zweites: ich glaubte zwar schon ziem-

lich streng in der Kritik des Aufzunehmenden und Wegzulassenden gewesen zu sein; indes auch hierin merkte ich bald, daß noch mehr geschehen müsse, daß manches intime Geplauder zwar Reiz für den Nächststehenden, aber nicht für die Leserwelt haben könne, und daß namentlich in den beiden schnell aufeinanderfolgenden italienischen Reisen des Guten etwas zu viel getan sei.

So waren denn die beiden Hauptarbeiten zur zweiten Auflage: strengste Aussonderung alles dessen, was füglich entbehrt werden konnte, ohne charakteristische Züge zu opfern, und alles dessen, was sich auf meine Stellung zu den handelnden Personen bezog.

Auch die schon veröffentlichten und von mir wieder aufzunehmenden Briefe von Felix wurden einer noch strengeren Sichtung unterworfen. Dagegen war ich in der Lage, außer kleineren Vermehrungen eine Reihe schöner Briefe von Abraham und Lea Mendelssohn neu hinzufügen zu können.

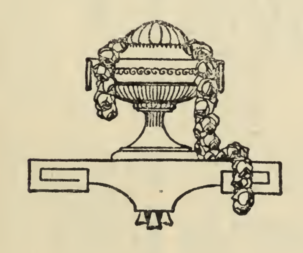
Endlich empfand man es von vielen Seiten als einen Mangel, daß das Buch mit dem Jahre 1847 kurz abschloß. Es wurde mir der Wunsch ausgesprochen, wenigstens andeutend die weiteren Schicksale der anderen Hauptpersonen zu erwähnen. Diese Aufgabe war nicht leicht, ich habe versucht, ihr am Schluß zu genügen.

Allen denen, die sich freundlichst um die Abstellung der in der ersten Auflage vorhanden gewesenen Mängel bemüht haben, vor allen Herrn Walter Robert-Tornow, der die nie müde werdende Sorgfalt, welche er schon von Anfang an dem Buche gewidmet hat, auch jetzt bewährt und mir mit Rat und Tat beigestanden hat, sage ich meinen allerherzlichsten Dank.

Die gute Aufnahme, welche ich dem Buch bei seinem ersten Erscheinen gewünscht hatte, ist demselben im reichsten Maße geworden. Möge es sich auch in seiner veränderten, wie ich hoffe, wesentlich verbesserten Gestalt neue Freunde erwerben.

Berlin, den 24. Mai 1880.

S. Hensel.



Stammbaum der Nachkommen Moses Mendelssohns.

Moses Mendelssohn.

6. IX 1729

Fromet Gugenheim.

- **Dorothea.** — Veit (später Schlegel).
  - Moses.
  - Johann.
  - Abraham.
  - Philipp. — Caroline Pulini.
    - Dorothea.
    - Therese.
    - Franziska.
    - Benedicta.
    - Friedrich.
- **Joseph.** — Henriette Meyer.
  - Benjamin. — Rosamunde Richter.
  - Alexander. — Marianne Seeligmann.
    - Marie.
    - Margarethe.
    - Herrmann
    - Adolph.
    - Franz.
    - Wilhelm.
    - Alexandrine.
    - Clara.
- **Abraham** (Mendelssohn-Bartholdy). — Lea Salomon.
  - Fanny. — Wilhelm Hensel.
    - Sebastian.
  - Felix. — Cécile Jeanrenaud.
    - Carl.
    - Marie.
    - Paul.
    - Felix.
    - Lilli.
  - Rebecka. — Lejeune-Dirichlet.
    - Walter.
    - Felix.
    - Ernst.
    - Flora.
  - Paul. — Albertine Heine.
    - Pauline.
    - Katharine.
    - Ernst.
    - Gotthold.
    - Fanny.
- **Henriette.**
- **Recha.** — Meyer.
  - Betty. — Heinrich Beer.
- **Nathan.** — Henriette Itzig.
  - Arnold.
  - Ottilie. — Eduard Kummer.
    - Marie.
    - Ernst.
  - Wilhelm. — Louise Cauer.
    - Arnold.
    - Bertha.
    - Ottilie.
    - Marie.
    - Luise.

Kinder / Enkel / Urenkel } Moses Mendelssohns.

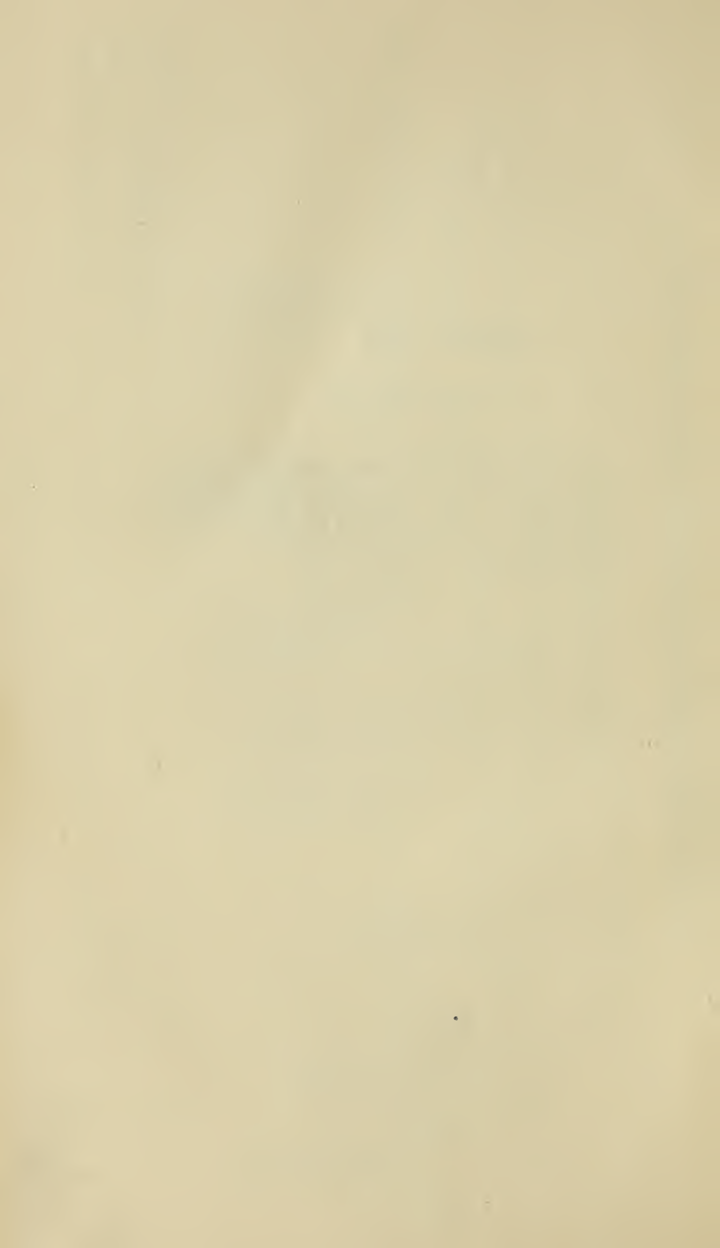
Namen der Angeheirateten.

Erster Teil.

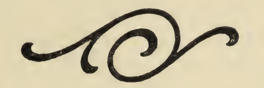
1729—1835.

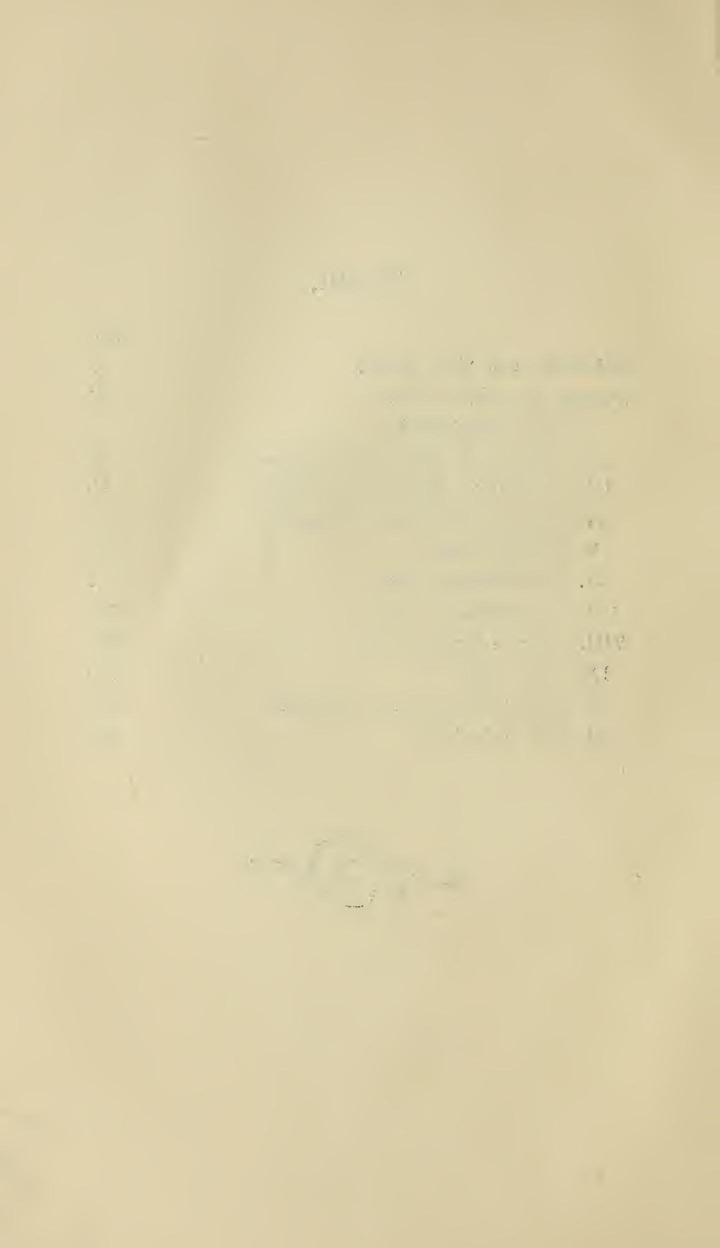
Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
An's Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht.

(Goethe, „Iphigenie".)



Inhalt.







Moses Mendelssohn

Wenn wir einen Blick in die Jugendgeschichte großer Männer tun, so wird es uns in der Regel nicht schwer, die günstigen Momente, denen sie ihr Gedeihen verdankten, herauszufinden. Bald kennen wir ihre Eltern selbst als bedeutende Naturen, bald sind es einzelne Lehrer, die den Funken, der in der Kindesseele schlief, anfachten; fast immer aber wurzeln sie wenigstens in dem fruchtbaren Boden einer gebildeten und mit reichen Bildungsmitteln ausgestatteten Gesellschaft. Nicht so Moses Mendelssohn; schwer erklärbar aus den Vorbedingungen, in denen er aufgewachsen, erfüllte er eine gewaltige Aufgabe unter den denkbar ungünstigsten Umständen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts befanden sich die Juden in Deutschland in der gedrücktesten Lage: durften sie auch nicht mehr in majorem dei gloriam gemartert und geplündert werden, so wurden sie dagegen „von Staats und Rechts wegen" allen nur erdenklichen Beschränkungen unterworfen; fast jeder Lebensberuf war ihnen abgeschnitten; in vielen Städten durften Juden gar nicht, in anderen nur in gewisser Anzahl wohnen; die Judenviertel sind noch heute nicht überall überwundene Standpunkte! — Hier war ihnen das Wohnen in Eckhäusern verboten, dort wurde ihnen nur eine bestimmte Anzahl Heiraten erlaubt, überall aber belastete man sie außer den allgemeinen Staatssteuern noch mit den verschieden=

artigsten Abgaben, teilweise ausgesucht beleidigender Art. So z. B. wurde unter Friedrich Wilhelm I. die Berliner Judenschaft genötigt, die auf den großen Hofjagden erlegten Wildschweine zu kaufen*), und unter Friedrich dem Großen mußte jeder Jude bei seiner Verheiratung für eine bestimmte Summe Porzellan aus der neugegründeten K. Porzellanmanufaktur in Berlin entnehmen, und zwar nicht nach eigener Wahl, sondern nach dem Belieben der Manufaktur, die sich auf diese Weise natürlich ihre Ladenhüter vom Halse schaffte. So bekam Moses Mendelssohn, der damals schon allgemein bekannte und geachtete Mann, 20 lebensgroße, massiv porzellanene Affen, von denen sich noch einige in der Familie erhalten haben.

Als fast einzigen Nahrungszweig besaßen die Juden den Kleinhandel, und auch diesen nur mit Ausnahmen. So durften sie nicht mit Materialwaren handeln, weil dies ein zünftiges Gewerbe war; es blieb der Handel mit alten Kleidern, mit Schnittwaren und mit Geld, d. h. der sogenannte Wucher.

Unter so ungünstigen Verhältnissen blieb die jüdische Nation ungebrochen, keine Verfolgung vermochte ihre Anhänglichkeit an die Religion und die Sitten ihrer Väter zu erschüttern; auf der einen Seite stand alles, was den Menschen locken kann: Aufnahme in die Gesellschaft, Teilnahme am Staat, Einfluß — auf der anderen nur die Aussicht, ein geplagtes und verachtetes Dasein auch fernerhin zu führen, und die Kinder bis ans Ende der Welt führen zu sehen; aber jenes mußte erkauft werden mit einer Verleugnung der innersten Überzeugung — und das Judentum blieb durch Jahrtausende standhaft. Die Zahl derjenigen, die unüberzeugt zum Christentum übergegangen sind, ist eine unendlich geringe. —

*) Streckfuß: Berlin seit 500 Jahren.

Ungebrochen blieb die Nation; aber es wäre unnatürlich gewesen, wenn nicht die lange Zurückdrängung aller edleren Eigenschaften, die künstliche Beschränkung auf den niedrigsten und in jeder Beziehung schmutzigsten Teil des Handels, die Absperrung von dem großen Strom der Zivilisation Früchte hätte tragen sollen, gute und böse. Einzelne edle Eigenschaften blühten um so reicher durch die gezwungene Beschränkung des Stammes auf sich selbst: Familienliebe, die unbedingteste Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern, Stammesanhänglichkeit, rege Betriebsamkeit auf den wenigen ihnen offen gelassenen Feldern menschlicher Tätigkeit, großartige Wohltätigkeit und strenge Religiosität. Das waren die Lichtseiten des jüdischen Charakters, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hatte. Aber ihnen standen tiefe Schatten gegenüber: die Nation verknöcherte, sie verlor jeden weiteren Blick, aller Fortschritt stockte; sie hatte ihre besondere Sprache, ein krasses Gemisch von Hebräisch und Deutsch, ihre besondere Art, Haar, Bart und Kleidung zu tragen; das einzige Studium, außer der Medizin, war das ihrer religiösen Bücher. Und wie es immer geschieht, wenn sich die Religion der Verbindung mit dem übrigen geistigen Leben entzieht, so auch hier: sie wurde starr, jede Frische entwich ihren Formen, die dogmatischen Spitzfindigkeiten und Haarspaltereien wurden immer mehr ausgesponnen, und wer hierin Meister war, galt für fromm. Ihre Schriftsprache war das Hebräische. Dieses liegt aber in seinen Wurzeln und seinem ganzen Charakter der modernen Entwicklung ferner als irgendeine andere alte Literatursprache, und so war das einzige Studium der damaligen Juden auch noch dazu angetan, sie der modernen Bildung immer mehr zu entfremden. Dazu kam die Persönlichkeit der

Lehrer: es waren fast durchgängig polnische Juden, weil man sie für schriftgelehrter als die deutschen hielt. Natürlich standen diese den deutschen Christen noch ferner als ihre deutschen Glaubensgenossen, und erweiterten die schon bestehende Kluft immer mehr. Eine Priesterkaste neigt immer zur Intoleranz, wenn sie sich auch aus dem edelsten, gebildetsten Teil einer Nation rekrutiert, wieviel mehr hier, wo sie aus Mitgliedern eines fremden, unwissenden und kulturlosen Volkes bestand. Verfolgung der Aufgeklärteren, Verbot jeder Spur von Bildung, beharrliches Zurückhalten auf dem einmal eingenommenen Standpunkt war die Lebensaufgabe, die sich diese polnischen Rabbiner gestellt hatten. Sie ahnten, daß bei allgemeiner Bildung es um ihre Herrschaft geschehen sein würde, und so stempelten sie jede Abweichung von der gewohnten Sitte oder Unsitte zum Sakrilegium: richtig deutsch sprechen, Lesen eines deutschen Buches war Ketzerei.

So lagen die Verhältnisse, als Moses Mendelssohn am 6. September 1729 geboren wurde. Sein Vater Mendel Dessau war bei der jüdischen Gemeinde in Dessau als Schreiber und Lehrer an der Primärschule angestellt, d. h. er war ein armer, in untergeordneter Stellung lebender Jude in einer kleinen Stadt eines mitteldeutschen Kleinstaats. Es ging sehr kümmerlich im Hause zu; aber der alte Mendel gehörte wenigstens, soweit es im damaligen Judentum möglich war, zu den Gebildeten und hielt den Sohn mit eiserner Strenge zum Lernen an. Kaum fünf Jahre alt, war er dem Unterricht des Vaters schon entwachsen, und dieser übergab ihn einer Art höherer Lehranstalt. Hierhin trug er im harten Winter, morgens schon vor Tagesanbruch, den kleinen Jungen, den vor der bitteren Kälte nur ein alter,

abgeschabter Mantel schützte. Sein dortiger Lehrer, Rabbi Fränkel, war für damalige Begriffe ein gelehrter, vorurteilsfreier Jude; der Kleine hing mit abgöttischer Liebe an ihm, er war sein eifrigster Schüler. Bald aber erhielt Fränkel einen Ruf als Ober-Rabbiner nach Berlin — und der kritische Wendepunkt im Leben Moses' trat ein. Die Mittel des Vaters schienen ein weiteres Studieren nicht gestatten zu wollen, und Mendelssohn sollte Handelsjude werden, mit dem Pack auf dem Rücken die Dörfer durchwandern und sich sein Brot verdienen. Indes zum Glück schreckten die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die auf dem Wege zu den Wissenschaften lagen, die drohenden Jahre des Mangels, der Gedanke, in eine wildfremde feindliche Umgebung gestoßen zu werden, den Knaben nicht ab, und mit 14 Jahren wanderte der kleine, mißgestaltete und schüchterne Mensch allein und mittellos nach Berlin, zum Rosenthaler Tor ein, dem einzigen, durch das fremde Juden einpassieren durften, um wieder in der Nähe seines geliebten Lehrers Rabbi Fränkel zu weilen; denn dieser, das fühlte er dunkel, konnte ihm den Weg zu höherer Bildung zeigen.

Jahre des bittersten Elends folgten; seine Armut war so groß, daß er an dem Brote, welches er sich wöchentlich als Nahrung kaufte, mit Strichen die täglichen Rationen bezeichnete; weiter durfte er nicht essen, sonst hatte er am Ende der Woche gar nichts! — Er bewohnte ein Dachkämmerchen und hatte einige Freitische im Hause des Heimann Bamberger, an Sabbaten und Festtagen aß er bei Rabbi Fränkel, der ihm auch wöchentlich einige Groschen durch Abschreiben zu verdienen gab; wenige Zeit blieb für eigene Arbeiten, den meisten wäre noch weniger Lust geblieben. Das waren die materiellen Hinder-

nisse; aber viel größere, unübersteiglichere türmten sich in anderer Art ihm entgegen: die Christen betrachteten zu damaliger Zeit die Juden ebensowenig als gleich hoch organisierte, bildungsfähige Menschen, wie dies noch heutigen Tages in Amerika mit den Negern geschieht. Ein Umgang von Juden mit Christen, ein geselliger Verkehr war etwas Unerhörtes. So blieben alle christlichen Bildungsquellen den Juden vollständig verschlossen, und selbst wenn die Christen nicht den Juden deren Gebrauch unmöglich gemacht hätten, so würde dafür schon die Intoleranz der jüdischen Gemeindevorsteher und Rabbiner gesorgt haben. Jüdische Bildungsquellen aber gab es außer dem Umgang mit den wenigen gebildeteren Glaubensgenossen, den auch Mendelssohn eifrig kultivierte, gar nicht. Er mußte also vollständig Autodidakt werden, ohne jede systematische Anleitung von anderen; ja, er mußte seine Studien vor den Juden sorgfältig verheimlichen, um nicht seine Ausweisung aus Berlin zu gewärtigen. Selbst noch lange nachher verketzerten sie den auf der Höhe seines Ruhmes stehenden, reifen Mann; Lessing schreibt in dieser Beziehung von ihm: „Ich sehe ihn im voraus als die Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist gegen Leute seinesgleichen getrieben hat." Mit einem Wort, er hatte alles, was in der ganzen Welt an Borniertheit, Sektiererei und Glaubenshaß sowohl bei Christen als bei Juden lebte, gegen sich.

Anfänglich lag Mendelssohn nichts am Herzen, als sich selbst Bildung zu erwerben; aber eine große, reformatorische Mission war ihm vorbehalten und sollte bald an ihn herantreten. Ähnlich wie der erste Moses fand er ein entartetes, verwahrlostes und geknechtetes Volk, freilich in einer anderen Zeit und unter

wesentlich anderen Bedingungen. Sein klarer Blick sagte ihm, daß demzufolge auch andere Mittel angewendet werden müßten. Damals war die ganze Nation in dem kleinen Nildelta Ägyptens konzentriert gewesen, die Lebens- und Besitzverhältnisse waren einfachere, das Nomadenleben, das Umherziehen ganzer Völker gewöhnlich. So konnte Moses sein Volk fortführen aus Ägypten nach Palästina und es durch eine neue Gesetzgebung verjüngen. Jetzt waren die Juden in der ganzen Welt zerstreut, innig verwachsen in ihrem Verkehr mit den fest angesiedelten Nationen; es war nicht mehr tunlich, eine Massenauswanderung zu organisieren, und es verdient gelesen zu werden, mit welcher Entschiedenheit Mendelssohn einen solchen ihm von einem „Mann von Stande" vorgelegten Plan zur Gründung eines jüdischen Reiches in Palästina als unpraktisch zurückwies, obgleich es zu seinen Glaubensartikeln gehörte, daß die Juden nicht immer zerstreut leben, sondern „dereinst" vom Messias wieder zu einer freien Nation im Lande ihrer Väter gemacht werden würden. Er wußte eben, daß dieses „dereinst" noch nicht an der Zeit war. Ebenso fand Mendelssohn keinen Grund, an der mosaischen Gesetzgebung zu rütteln, sie hatte sich bewährt, und er hielt sie noch für zeitgemäß genug, um beibehalten zu werden. Die Juden mußten also Juden bleiben und mußten im Lande bleiben; und doch fand Mendelssohn ein Palästina, in das er sie einführte: die gebildete Gesellschaft. Er stellte zuerst in sich das Musterbild eines gebildeten Juden auf; er machte dies den Christen anziehend genug, um ihm alle Kreise zu eröffnen; er befähigte dann die Juden zur Nachfolge, zum Eindringen in die gemachte Bresche; und wie Moses ging es auch diesem Reformator: er sah den Einzug seines Volkes in das Land, wohin

er es führte, nicht vollendet; noch heute dauert derselbe fort, immer mehr erringen sich die Juden eine geachtete Stelle in der Gesellschaft, den Künsten und Wissenschaften, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß jeder deutsche Jude, der sich irgendwo jetzt auszeichnet, dies mittelbar und oft unmittelbar Moses Mendelssohn verdankt.

Um 1744 tat er den ersten wichtigen Schritt auf der Bahn der Bildung — er lernte Deutsch; dies war mit den größten Gefahren verknüpft und mußte ganz geheim geschehen. Ein Glaubensgenosse, den Mendelssohn unterrichtete, wurde ertappt, als er für ihn ein deutsches Buch holte, und sofort von dem jüdischen Gemeindevorsteher aus Berlin verwiesen. Keine Vorstellung fruchtete, aber Mendelssohn verschaffte ihm später eine Stelle in Halberstadt. Verbindungen mit einigen gebildeten jüdischen Ärzten halfen Mendelssohn weiter; Dr. Kisch z. B. gab ihm etwa ein halbes Jahr lang täglich eine Viertelstunde lateinischen Unterricht; aber das meiste verdankte er dem eigenen eisernen Willen und Fleiß. „Ich bin nie auf einer Universität gewesen," schreibt er einmal, „habe auch in meinem Leben kein Kollegium gehört; dieses war eine der größten Schwierigkeiten, die ich übernommen hatte, indem ich alles durch Anstrengung und eigenen Fleiß erzwingen mußte." —

Dies Leben währte bis zum Jahre 1750, wo er als Hauslehrer zum Seidenwarenfabrikanten Bernhard kam — die schwerste Zeit der Prüfung war vorüber, er hatte jetzt wenigstens nicht mehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen, stand unter dem Schutz eines reichen, in der Gemeinde angesehenen Berliner Juden und konnte ungestörter den Studien obliegen. Mit wahrem Heißhunger verschlang er alles, beschäftigte er sich mit allem, was ihm vorkam. Alte und

neue Sprachen, Mathematik, namentlich aber alles, was mit Philosophie zusammenhing, bemeisterte er in wunderbar kurzer Zeit. Aus seiner sich ganz selbst überlassenen Art zu arbeiten ergaben sich aber auch große Lücken seiner Kenntnisse. Er beschäftigte sich immer allein mit dem, was ihm gerade zusagte, oder wozu ihm durch gelegentliche Bekanntschaften Anlaß wurde. So beklagte er selbst später schmerzlich seine sehr unbedeutende Kenntnis der Geschichte. „Was weiß ich von Geschichte?" schreibt er 1765 an Abbt, „was nur den Namen von Geschichte hat, Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte hat mir niemals in den Kopf kommen wollen, und ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muß, es müßte mich denn die Schreibart aufmuntern: ich glaube, die Geschichte ist eine der Studien, die nicht ohne Unterricht erlernt werden kann." Und an einer anderen Stelle: „Sagen Sie mir doch, liebster Freund, wie fange ich es an, wenn ich mir von der Geschichte der alten und neueren Zeiten nur einen Begriff machen will? Ich habe bisher die Geschichte mehr für die Wissenschaft des Bürgers (Citoyen) als des Menschen gehalten, und geglaubt, ein Mensch, der kein Vaterland hat, könne sich von der Geschichte keinen Nutzen versprechen. Ich merke aber, daß die Geschichte der bürgerlichen Verfassung mit der Geschichte der Menschheit ineinander fließt, und daß es unanständig ist, in jener ganz unwissend zu sein. Aber wo fange ich an? Gehe ich zur Quelle, oder begnüge ich mich an den allgemeinen Welthistorien, die seit einiger Zeit so sehr im Schwange sind? Und zu welcher raten Sie mir? Vergessen Sie nicht, mir auf diesen Punkt zu antworten." — Freilich war die Kost, welche damals in den „allgemeinen Welthistorien" geboten wurde, nicht sehr

schmackhaft für einen solchen Geist, und man kann ihm das „Gähnen" nicht verdenken.

Aber der Hauptgrund, warum Mendelssohn seine Studien auf andere Gebiete richtete, war folgender: Die Geschichte war ihm die „Wissenschaft des Bürgers", und der Jude des 18. Jahrhunderts war kein Bürger. Jede Seite der Geschichte hielt ihm die Unterdrückung seiner Nation vor, nirgends zeigte sich in jener Zeit ein Lichtblick, eine Anbahnung besserer Zustände. Nur auf dem Gebiete des Gedankens, im Reiche der Philosophie, im Idealismus war für ihn zu wirken. Hierhin zog ihn außerdem der angeborene Scharfsinn der Juden, die Liebe zu den oft abstrusen talmudischen Spekulationen, in denen Mendelssohn in der Dessauer und ersten Berliner Zeit sich geübt hatte. Eine gefährliche Klippe war hier zu vermeiden: dem schalsten Kosmopolitismus konnte Mendelssohn verfallen; als Bürger fühlte er sich nicht, im Staat war keine Wirksamkeit für ihn, jüdische Anknüpfungspunkte dagegen waren in allen Staaten der Welt vorhanden; was wäre natürlicher gewesen, als ein Überspringen aller staatlichen und nationalen Schranken, ein Aufgehen in einem luftigen, jeder realen Basis entbehrenden Weltbürgertum: wie viele ideal angelegte Naturen sind vor und nach ihm hieran zu Grunde gegangen! — Zwischen diesem Extrem und dem anderen, gleich gefährlichen, eines gänzlichen Ignorierens aller höheren, idealen Zwecke, eines Verspinnens in die gewöhnlichste Alltäglichkeit, eines Herabsinkens zum bloßen Gemeinde-Individuum hat sich Mendelssohns taktvolle, harmonische Natur einen ebenso glücklichen, als großartigen Standpunkt gewählt, einen Standpunkt, der weit über die Anschauungen seiner Zeit hinaus war, den deutschen. Unbeirrt durch

das glänzende, aber hohle Phantom des Kosmopolitismus, nicht bestochen durch die konkrete Kraft des jungen, damals das abgestorbene Deutschland in Stücke schlagenden Preußen, ging er bis zur äußersten, mit praktischer Wirksamkeit zu vereinbarenden Grenze vor, zum Deutschtum; er stellte sich als deutscher Jude öffentlich hin, somit als Vorbild dessen, was seine Glaubensgenossen zu erstreben hätten. Als Deutschen durch Arbeiten an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste", und namentlich an den „Literaturbriefen", als Jude durch den berühmten „Lavaterstreit".

Die Literaturbriefe wurden angeregt durch Nicolai; die Seele derselben aber waren Lessing und Mendelssohn; sie gaben ihnen den klassischen, ausgeprägten Charakter der rücksichtslosen, nur die Sache im Auge behaltenden Kritik. Die damals grassierende Anbetung und Nachäfferei des Französischen wurde ohne Schonung angegriffen und die Grundsteine einer deutschen nationalen Literatur gelegt. Die Literaturbriefe waren die Vorboten der hamburgischen Dramaturgie, der Wirksamkeit Schillers und Goethes. Von der Unerschrockenheit, mit der Mendelssohn in den „Briefen" auftrat, gibt den besten Beweis die Rezension der Poésies diverses Friedrichs des Großen, in denen der kaum in Berlin geduldete Jude den großen König tadelt, unter Aufstellung des Grundsatzes, wer als Autor auftrete, müsse sich auch der Kritik unterwerfen. Er hält dem König die Verachtung der deutschen Sprache und den Gebrauch der französischen tadelnd vor. Diese Angelegenheit hätte Mendelssohn beinahe empfindliche Unannehmlichkeiten bereitet, die aber an dem großen Sinn Friedrichs scheiterten. Die „Literaturbriefe" machten verdientes Aufsehen, und Mendelssohn war von da ab

anerkannter Verfechter der deutschnationalen literarischen Bestrebungen.

Durch die Bekehrungswut eines christlichen Geistlichen wurde ihm bald Gelegenheit, sich ebenso entschieden als Juden aller Welt zu zeigen. Es war Lavater, der auf einer Reise 1763 Mendelssohn flüchtig hatte kennen lernen und der, wie alle, vom Zauber seiner Persönlichkeit aufs mächtigste berührt worden war. In seinem berühmten Werke der „Physiognomik" gibt er folgende Schilderung von Mendelssohn: „Vermutlich kennst du diese Silhouette? Ich kann dir's kaum verhehlen, sie ist mir gar zu lieb, gar zu sprechend! Kannst du sagen — kannst du einen Augenblick anstehen, ob du sagen wolltest: „Vielleicht ein Dummkopf! Eine rohe, geschmacklose Seele!" Der so was sagen könnte, ertragen könnte, daß ein anderer es sagte, der schließe mein Buch zu, werfe es von sich — und erlaube mir, meinen Gedanken zu verwehren, daß ich nicht über ihn urteile! Ich weide mich an diesen Umrissen! Mein Blick wälzt sich von diesem herrlichen Bogen der Stirn auf den scharfen Knochen des Auges herab. — In dieser Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele! Die Bestimmtheit der Nase, der herrliche Übergang von der Nase zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die andere hervorragt! O, wie alles dies zusammenstimmt, um die göttliche Wahrheit der Physiognomik fühlbar und anschaulich zu machen." —

Die „göttliche Wahrheit der Physiognomik" hinderte aber ihren begeisterten Propheten nicht, sich in Mendelssohn ganz gründlich zu täuschen. Er gab im Jahre 1769 eine Übersetzung von Bonnets „Beweisen für das Christentum" heraus, eignete sie Mendelssohn zu und forderte ihn öffentlich auf, das Buch zu widerlegen oder — zum Christentum überzutreten. —

Die Lage Mendelssohns war eine sehr üble. Er hatte nicht Lessings Athletennatur, dem ein solcher Kampf mit einem eingebildeten Pfaffen gerade recht gewesen wäre, um ihn neben Götze an den Pranger zu stellen, ihn vor den Augen der ganzen Welt zu zermalmen. Mendelssohn hatte immer Streitigkeiten religiöser Art vermieden, und nun wurde ihm eine solche öffentlich aufgedrungen, in der er nicht schweigen konnte und durfte, und wenn er sprach, notwendig das Christentum angreifen mußte. Welche unangenehmen, für seine Lage wirklich gefährlichen Streitigkeiten waren zu befürchten, wenn er offen sprach. Wie durfte er aber anders als offen sprechen, wenn er nicht seine heiligsten Überzeugungen verleugnen wollte? — Der Lavatersche Schritt ist nur aus religiösem Dünkel erklärlich: Lavater liebte Mendelssohn wirklich, er hatte die größte Achtung vor ihm, dem bedeutenden Schriftsteller, dem vortrefflichen Menschen, glaubte aber steif und fest, ein solcher Mann müsse ganz gewiß schon heimlich und innerlich Christ, wenigstens den Heilswahrheiten der „allein selig machenden Religion" zugänglich sein und es fehle ihm nur eine passende Gelegenheit, dies auszusprechen. Nach dem Ruhme, solche Gelegenheit zur öffentlichen Erklärung ihm gegeben zu haben, die Mendelssohnsche Bekehrung sich zuschreiben zu können, eine solche Seele dem Himmel zugeführt zu haben, geizte er — es kam anders, als es sich Lavater und die Lavaterschen Christen gedacht hatten! Mendelssohn antwortete — antwortete, daß er ein Jude aus innerster Überzeugung sei, daß die Bonnetschen Lehrsätze ihn durchaus nicht irre gemacht, ja, daß er sich getraue, mit solchen Beweisen jede geoffenbarte Religion zu verteidigen; er stürmte nicht vernichtend, wie Lessing getan haben würde, aber er ließ so siegreich,

so milde, so überzeugend die Sonne seiner klaren Vernunft strahlen, daß seinem Gegner der Mantel der christlichen Liebe von den Schultern sank — der Triumph der Mendelssohnschen Sache war entschieden. Lavater sah zu seinem Schrecken, welches Unrecht er begangen, und bat auf das Reumütigste ab; die Gegner blieben fortan gute Freunde. Aber eine Anzahl kleinlicher Geister, die sich teils in der Erwartung pikanter Enthüllungen gefreut, teils auf die sichere Demütigung des gehaßten Juden gehofft hatten, nahm jetzt unberufen an dem Streit teil und fiel über Mendelssohn her. Indessen sahen sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht: Mendelssohn hatte einmal, dem einigermaßen würdigen Gegner gegenüber, entscheidend geantwortet; die kleinen Kläffer ließ er billig unbeachtet und schrieb: „In dieser Angelegenheit mögen Aufforderungen, Zumutungen, Angriffe, Widerlegungen herauskommen, von wem man will, so höflich oder unhöflich man will, ich werde nicht eher antworten, als bis ich glauben werde, meine Zeit nicht nützlicher anwenden zu können." Und an einer anderen Stelle: „Wer die Absicht, mich zu reizen, so deutlich merken läßt, der soll Mühe haben, sie zu erreichen."

So peinlich diese Angelegenheit für ihn war, so ersprießlich wurde sie für die Bildung des Judentums: noch nie war dessen Sache von einem solchen Vorkämpfer so glänzend verfochten worden: „Mendelssohn war von Überzeugung ein Jude," das stand jetzt fest, und fortan waren solche Zweifel, wie sie Lavater gehegt, unzulässig, und die Christen mußten sich mit dem unbequemen Faktum eines so ausgezeichneten Juden wohl oder übel abfinden. Wie Mendelssohn einmal in einem anderen Zusammenhange schreibt: „Trescho, Ziegra und Bahrdt ärgern sich fast zu Tode,

daß Unchristen auch Vernunft haben sollen. O wohl uns, daß der liebe Gott gütiger ist, als Trescho, Ziegra und Bahrdt."

Es war mittlerweile an Mendelssohn die Frage der Wahl eines eigentlichen Lebensberufes herangetreten. Eine Zeitlang schwankte er, ob er nicht seine tiefen talmudischen und sonstigen Kenntnisse in der damals gewöhnlichen Art verwenden und Rabbiner werden sollte. Indessen es mag ihn wohl die Erwägung zurückgehalten haben, daß er in dieser Stellung durch manche Rücksichten gehindert werden möchte, sich seinem reformatorischen Werke zu widmen, dessen Grundplan in jener Zeit schon vollständig bei ihm feststand. So wollte er sich denn lieber hierin vollkommen freie Hand bewahren und trat, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, bei demselben Bernhard, dessen Kinder er erzogen hatte, als Buchhalter in der Seidenfabrik ein. Es blieb ihm dabei Muße zu seiner sich immer mehr und mehr ausdehnenden literarischen Tätigkeit, und doch war er nicht auf seine Feder zum Broterwerb angewiesen; seine Unabhängigkeit, auf die er schon von früh an den größten Wert gelegt hatte, war gesichert; selbst in den sieben Leidensjahren der ersten Berliner Zeit hatte er sich nicht entschließen können, Unterstützungen reicher Glaubensgenossen zu erbitten: „Ich kann meinen Anspruch auf Unterstützung aufs nichts begründen, als etwa darauf, daß ich gern etwas lernen möchte, und was geht das andere an," sagte er. — Diese Stellung zur Bernhardschen Fabrik behielt er bis an sein Lebensende und benutzte seine Muße zu rastloser literarischer Tätigkeit.

Gleich eins seiner ersten Werke ist für seine Beziehungen zu den christlichen Zeitgenossen epochemachend: Der Phädon. Es ist teils eine Übersetzung,

teils eine moderne und dem damaligen Stande der Philosophie angepaßte Bearbeitung des gleichnamigen platonischen Gesprächs und handelt von den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele. Kaum hat zu jener Zeit irgendein Buch solches Aufsehen gemacht: es wurde in fast alle lebenden Sprachen übersetzt und sein Verfasser hatte sich mit diesem einen Schriftchen einen Platz unter den deutschen Klassikern erworben. Eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem Sokrates, wie Mendelssohn ihn im Phädon darstellt, und ihm selbst ist unverkennbar; man lese z. B. folgende Stelle: „Er hatte von der einen Seite seine eigenen Vorurteile der Erziehung zu besiegen, die Unwissenheit anderer zu beleuchten, Sophisterei zu bestreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beschimpfung von Seiten seiner Gegner auszuhalten, Armut zu ertragen, festgesetzte Macht zu bekämpfen und, was das schwerste war, die finsteren Schrecknisse des Aberglaubens zu vereiteln. Von der anderen Seite waren die schwachen Gemüter seiner Mitbürger zu schonen, Ärgernisse zu vermeiden und der gute Einfluß, den selbst die albernste Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verscherzen. Alle diese Schwierigkeiten überstand er mit der Weisheit eines wahren Philosophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menschenfreundes, mit der Entschlossenheit eines Helden, auf Unkosten und mit Verlust aller weltlichen Güter und Vergnügungen. — Diese höheren Aussichten des Weltbürgers hielten ihn indessen nicht ab, auch die gemeinen Pflichten gegen sein Vaterland zu erfüllen usw. usw." — Wahrlich, diese Schilderung paßt besser auf Moses Mendelssohn, als auf Sokrates.

Mendelssohns persönliche Beziehungen nahmen jetzt ausgedehnte Dimensionen an; wollten wir seine

Freunde nennen, wir müßten fast alle bedeutenden Männer jener Zeit aufzählen: d'Argens, Maupertuis, Nicolai, Herder, Kant, F. H. Jakobi, der Herzog von Braunschweig, Campe, Dalberg, Hamann, Michaelis, Lavater — das sind einige der Namen, die uns in Mendelssohns Korrespondenz begegnen. Jeder, der mit ihm in persönliche Berührung kam, wurde durch den Zauber seines Wesens hingerissen, so daß er alle Vorurteile vergaß, wenn sie auch später, sobald seine Gegenwart nicht mehr wirkte, um desto stärker wieder auftraten: nur so ist das ungleiche Benehmen einiger, z. B. Herders und Hamanns, gegen ihn zu erklären. Aber in erster Stelle, sowohl was die Größe des Mannes, als die Innigkeit und Dauer der Freundschaft und die Wichtigkeit der dadurch hervorgerufenen Resultate betrifft, ist Lessing zu nennen! —

Durch das Schachspiel sollen sie zusammengeführt sein; aber bald erkannten sie sich als gleichartige Geister und ihr ganzes Wirken wurde gegenseitig durcheinander bedingt. Von ihrer gemeinsamen Tätigkeit an den Literaturbriefen ist schon die Rede gewesen; ihr Briefwechsel gibt Zeugnis von der Art, wie sie ihre Freundschaft auffaßten; namentlich Mendelssohn nimmt öfter Anlaß, Lessing auf Fehler aufmerksam zu machen; beide sprechen es gerne aus, wie der andere jedem als immer gegenwärtiger Richter der innersten Gedanken vorschwebt. Es sei nur erwähnt der rührende Schluß des letzten Lessingschen Briefes an Mendelssohn, wenige Wochen vor Lessings Tode geschrieben: „An dem Briefchen, das mir Dr. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche ich noch; das saftige Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nötig, wenn ich nicht ganz mißmütig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen

Menschen kennen, der nach Lob heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tötend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! Diese Szene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"

Das schönste Denkmal aber hat Lessing dem Freunde in seinem Nathan dem Weisen gesetzt. Teilweise hervorgerufen mag es sein durch die Lavatersche Zumutung an Mendelssohn, Christ zu werden. Die meisten Figuren im Nathan sind aus dem Mendelssohnschen Kreise unverkennbar entnommen, vor allen Dingen ist die edle, maßvolle, milde und ruhige Person des Nathan selbst das getreue Bild Moses Mendelssohns. Der Derwisch ist einem jüdischen Lehrer, Wolf, der oft ins Mendelssohnsche Haus kam und die Kinder unterrichtete, nachgebildet; und Joseph, der älteste Sohn Moses, meint, die Parallele ließe sich noch viel weiter fortsetzen.

Auch Mendelssohn hatte vor, nach Lessings Tode dem Freunde ein seiner würdiges literarisches Denkmal zu setzen; es wurde leider nicht vollendet, und der schöne Plan, zu dem er berufen gewesen wäre wie keiner, blieb liegen. Nur eine kurze Charakteristik Lessings haben wir in einem Briefe an Hennings: „Mich beschäftigt jetzt der einzige Gedanke: Lessings Tod. Er macht mich nicht traurig, nicht tiefsinnig;

aber er ist mir immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich schlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf, und danke der Vorsehung für die Wohltat, die sie mir erzeigt hat, daß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen, und daß ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe. Die Welt kennt seinen schriftstellerischen Wert, wenige aber kennen seinen freundschaftlichen Wert, ja ich finde, daß sein moralischer Wert überhaupt von vielen sogar mißkannt wird. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit sind der Mode unterworfen, und wer sich nicht nach den Modebegriffen seines Jahrhunderts schmiegen kann, der wird von seinen Zeitgenossen verkannt und verschrien. So viel scheint mir indessen außer allem Zweifel zu sein: Wenn irgendein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwohl ist ihm meines Wissens nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen; ja er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgesagter Feind von der äußeren Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in echter Teilnehmung, aufrichtiger Dienstbeflissenheit, in der äußersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel, und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit seinem Reichtum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, dessen Überlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich die Wahrheit allein gefunden zu haben einbildete, war er liebreich und bescheiden

gegen jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrate zu dienen.“ —

Zum Abschluß des schönen Freundschaftsbündnisses der beiden Männer finde hier noch der Brief einen Platz, den Mendelssohn bald nach Lessings Tode an dessen Bruder schrieb: „Nicht ein Wort, mein Bester, von unserm Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten! Das Andenken des Mannes, den wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohltat, daß sie mich so früh, in der Blüte meiner Jugend hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben wollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu tun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit hineinmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! Seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mitteilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen: denn sie schienen ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob

er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Überhaupt war seine Mildtätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden, sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

„Alles wohl überlegt, mein Liebster, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen; nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit; denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit; sondern auch in unsrer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Copernicus: Er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: Er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes," das ebensosehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch fünfzig Jahr nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der Tat mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt."

Kehren wir aber zurück zu Mendelssohns Wirksamkeit. Wenn er sich auch durch den Lavaterstreit offen als Vorkämpfer des Judentums bekannt hatte,

so war damit etwas Positives für die Juden doch noch nicht geschehen. Nun aber begann Mendelssohn seine reformatorische Tätigkeit und nahm dabei seinen eigenen Bildungsgang, der sich bewährt hatte, zum Muster. Zuerst mußte Deutsch gelernt werden. Die vortrefflichen Bemerkungen über das Wesen der Sprache im „Jerusalem" zeigen, wie viel Mendelssohn darüber nachdachte. Um den Juden nun gerade als Juden das Deutsche zugänglich zu machen, übersetzte er die heiligen Schriften derselben, die fünf Bücher Mosis, die Psalmen, das Hohelied Salomonis ins Deutsche. Andere sollten folgen; es lag im Plan, das ganze Alte Testament in gleicher Weise zu bearbeiten, aber der Tod ereilte ihn über dem Werke. Diese Bücher wurden deutsch teils mit hebräischen, teils mit deutschen Lettern gedruckt, um die Bekanntschaft mit dem Deutschen stufenweise herbeizuführen und zugleich den Christen Gelegenheit zum Lesen einer im Sinne des Originals, nicht theologisch und mit christlichen Deuteleien gehaltenen Übersetzung zu geben. Für seine Auffassung der Schriften ist bezeichnend, was er in einem Briefe an Michaelis sagt: „Ich habe selbst etwa 20 Psalmen ins Deutsche übersetzt und war nicht ungeneigt, sie als Proben der lyrischen Poesie der Hebräer bekanntzumachen. Ich muß gestehen, daß ich mit allen Übersetzungen der Psalmen, die mir zu Gesicht gekommen sind, sehr wenig zufrieden bin, mit den poetischen noch weniger, als mit den prosaischen. Wo sie auch zufälligerweise den Sinn treffen, da verderben sie doch durch das okzidentalische Reimgebäude das Eigentümliche der hebräischen Dichtkunst. — Ich bin versichert, daß Sie die Psalmen als Poesie behandeln werden, ohne auf das Prophetische und Mystische zu sehen, das sowohl christliche als jüdische Ausleger nur darum in

den Psalmen gefunden, weil sie es darin gesucht haben; und nur darum gesucht haben, weil sie weder Weltweise noch Kunstrichter gewesen sind. — Es ist vielleicht gefährlich, diese eingewurzelten Vorurteile öffentlich zu bestreiten; allein diesen Weg müssen wir doch endlich gehen, wenn die Psalmen mit vernünftiger Erbauung gelesen werden sollen. Man hat uns lange genug durch mystische Deuteleien den klaren Sinn der Schrift verdunkelt."

Diese Übersetzungen waren ein schwieriges Werk. Die Orthodoxen beider Religionen waren natürlich mit Mendelssohns großartiger und vorurteilsfreier Auffassung nicht zufrieden, und es war zu erwarten, daß namentlich die jüdischen Rabbiner und Talmudisten Himmel und Erde gegen Übersetzung und Übersetzer in Bewegung setzen würden. Aber sie fanden in Mendelssohn einen ihnen vollkommen gewachsenen Kämpfer, dem seine frühere talmudische Ausbildung hier zustatten kam. Die Übersetzungen gewannen sich ein immer größeres Publikum und bilden noch heute die Grundlage aller jüdischen Jugenderziehung.

Andere epochemachende Werke folgten. Er ließ eine Übersetzung eines im Jahre 1656 für Cromwell geschriebenen Werkes „Rabbi Manasseh Ben Israel, Rettung der Juden" anfertigen und schrieb dazu eine Vorrede. Es sind nur 22 Seiten, aber die reifsten, weit dem Standpunkt der damaligen Zeit vorauseilenden Ansichten sind in so vollendetem Stil darin ausgesprochen, daß diese Vorrede wohl für die Perle unter Mendelssohns Werken gelten kann. Es folgte „Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judentum", eine große Arbeit, die sich jener „Vorrede" würdig anreiht, die dort angedeuteten Fragen weiter begründet, gewissermaßen Mendelssohns politisch-

religiöses Testament. Er hat es dem 19. Jahrhundert zur Vollstreckung hinterlassen; „Trennung der Kirche vom Staat" ist die kurz ausgedrückte Hauptforderung. Seiner philosophischen Natur gemäß knüpft er bei jedem Schritt an spekulative Grundsätze an und entzieht so seine ganze Beweisführung dem politischen Parteihader. Speziell politisch hat sich Mendelssohn, friedliebend wie er war, nie ausgesprochen, wenigstens nicht öffentlich. Seine Ansichten waren indes, wie es bei seiner sonstigen Denkungsweise auch natürlich ist, entschieden freisinnige.

Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch einen für ihn sehr unerquicklichen Streit über Lessings philosophische Ansichten ausgefüllt. Aber selbst aus solchen Giftblumen wußte er Honig zu ziehen; die „Morgenstunden" verdanken dieser Kontroverse ihre Entstehung. Wie „Jerusalem" das politisch-religiöse, so sind sie das philosophische Testament Mendelssohns. Sie hatten zugleich einen liebenswürdigen Nebenzweck: sie waren zur Belehrung seiner Kinder, namentlich Josephs, des Ältesten, und einer Reihe junger Leute „von schätzbaren Geistesgaben und noch besseren Herzen" bestimmt, die sich täglich um ihn versammelten*).

Was Mendelssohns spezielle philosophische Tätigkeit betrifft, so ist unleugbar, daß er zu den bahnbrechenden, großen Philosophen nicht gehört hat. Erdmann in seinem „Grundriß der Geschichte der Philosophie" bestimmt seine Stellung folgendermaßen, indem er im § 293 von ihm und einem Kreise gleichstehender Männer sagt: — — „schließt dieser Mangel an Selbstverständnis sie freilich aus der Zahl

*) In der ersten Auflage waren hier die beiden Humboldts genannt. Es beruhte diese Angabe auf einer wohl ungenauen, mündlichen Tradition.

der großen Philosophen aus, so verhindert er sie doch nicht, eine bedeutende Wirkung zu zeigen. Ja, wenn sie die Energie und Zeit, die zu einer solchen Vertiefung in sich selbst nötig gewesen wäre, dazu anwenden, den Grundgedanken, der als ein Gefühl und als Instinkt sie beseelt, in allen Gebieten des Lebens herrschend zu machen, so kann der Erfolg ihres Wirkens, weil er in die Breite geht, größer erscheinen, als wenn sie Philosophen ersten Ranges gewesen wären. Die Sophisten, der römische Synkretismus und die Philosophie der Renaissance haben gezeigt, daß es Zeiten gibt, wo es für die Philosophie nicht sowohl auf einen neuen bedeutenden Schritt ankommt, als vielmehr darauf, daß ein bereits geltend gemachter Gedankenkreis sich ganz auslebe. Einen solchen Punkt hat die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts dort erreicht, wo sie in den Dienst der deutschen Aufklärung tritt und zu einem sprechenden Zuge in deren Physiognomie wird. Nur zu einem Zuge; denn wenn die den Begriff der Aufklärung gewiß zu enge fassen, welche, wie das sehr oft geschieht, nur an gewisse Erscheinungen im religiösen Gebiete denken, so darf dem nicht eine ebenso enge Auffassung entgegengestellt werden, indem man unter Aufklärung nur Popularphilosophie versteht. Vielmehr ist die Aufklärung eine alle Lebensgebiete durchdringende welt- und kulturgeschichtliche Krisis und Revolution, die im 18. Jahrhundert begann und insofern noch jetzt dauert, als heutzutage die Masse sich in einem Zustande befindet, der damals der der Elite war. Es handelt sich hier zuerst darum, das Wesen dieser gewaltigen Erscheinung in einer Weise zu formulieren, wodurch es möglich wird, die große Zahl von Begriffsbestimmungen, die gegeben worden sind, — — richtig zu würdigen. Die Formel, daß in der

Aufklärung der Versuch gemacht wurde, den Menschen, sofern er verständiges Einzelwesen, zur Herrschaft über alles zu bringen, scheint dieser Forderung zu entsprechen. Indem darin zuerst das menschliche Subjekt in den Vordergrund gestellt wird, alles aber, was wir mit dem Worte „Bildung" bezeichnen, darin besteht, daß das Subjekt der Dinge Herr wird, theoretisch, indem sie ihm als Objekt der Erkenntnis oder Unterhaltung, praktisch, indem sie ihm zur Erreichung seiner Zwecke dienen, — in beiden Fällen dienen sie, es also herrscht über sie oder spielt mit ihnen — ist es zu begreifen, wie Mendelssohn dazu kam, Aufklärung und Kultur als die Erscheinungsformen der Bildung zu bestimmen."

Über die Stellung Mendelssohns zu Lessing und Nicolai sagt derselbe a. a. O.: „Was die Zeitgenossen nie bezweifelten, daß diese drei als Freunde und Genossen eines Werkes zusammenzustellen seien, wird, wo es heute geschieht, von vielen Verehrern Lessings als eine Versündigung an diesem angesehen. Zum Teil haben sie recht, denn es wird sich zeigen, daß Lessing subjektiv und objektiv auch eine andere Stellung einnimmt, als die beiden anderen. Aber nur zum Teil; denn erstlich verkennen sie die Stellung jener drei Männer, wenn sie sich Lessing stets als den Gebenden, die anderen beiden bloß als empfangend denken. Von manchem Gedanken, dessen Durchführung Lessing berühmt gemacht hat, ist nachzuweisen, daß Mendelssohn ihn zuerst ausgesprochen hat. (Selbst in sprachlicher Hinsicht, hat Lachmann behauptet, habe Lessing durch den Umgang mit einem gewinnen müssen, der sich das reine Hochdeutsch nicht als Kind, sondern mit vollem Bewußtsein angeeignet hatte.) Sie übersehen aber zweitens, daß Lessing in dem Jahre starb, wo Kants Kritik der reinen Vernunft

erschien und daß darum die Kämpfe, in welchen sein Leben bestand, nur gegen absterbende Prinzipien geführt wurden, ja, daß ihn ein günstiges Geschick verhindert hat, zu tun, was er wollte: über Goethes Werther herzufallen (was schwerlich, wie Nicolai meint, Goethe bei der Nachwelt gerade so diskredi-tiert hätte, wie Klotz), während Mendelssohn gleich nach Lessings Tode veranlaßt wird, sich über Kant, über Spinoza gegen Jakoby auszusprechen, also über Männer, die teils außer, teis über dem Ideenkreise des 18. Jahrhunderts stehen, in dem Mendelssohn wurzelt."

In bezug auf Mendelssohns Verhältnis zu Kant ist es ein eigentümliches Zusammentreffen, daß beide im Jahre 1763 um den akademischen Preis konkur-rierten, und Mendelssohn mit seiner Schrift „Über die Evidenz" den Preis davontrug. Später freilich überholte ihn Kant bei weitem, und als im Jahre 1782—1783 die Kritik der reinen Vernunft erschien, gestand Mendelssohn in Briefen und Schriften frei-mütig, daß er, an das sanfte Licht der Wolf-Baum-garten-Leibnitzischen Philosophie gewöhnt, sich un-fähig fühle, dem großen Königsberger Philosophen zu folgen. Die beiden Männer blieben in fortdauern-dem freundlichen Verkehr, und Kant war ein auf-richtiger Bewunderer der Feinheit, des furchtlosen Eintretens für religiöse Freiheit und des schönen Stils seines einstmaligen Konkurrenten.

Über Mendelssohn im Vergleich zu Baumgarten sagt Erdmann: „Der Hauptunterschied zwischen Men-delssohn und Baumgarten oder jedem anderen Meta-physiker alten Schlages betrifft die Art des Philo-sophierens. Nicht nur Deutsch, sondern ein gebildetes, schönes Deutsch will er angewandt haben; Plato ist ihm ein so großer Philosoph, viel weniger des Inhalts

seiner Lehre wegen, als wegen seiner glänzenden Darstellung. Nicht streng philosophisches Verfahren, sondern die Form der gebildeten Konversation ist sein Ideal. Darum die Brief- oder Gesprächsform, in welche er auch dort gern verfällt, wo ursprünglich eine andere gewählt war. So sehr er darum auf bestimmte Begriffe dringt, und so sehr er es bedauert, daß die Nachahmung der Franzosen es dahin gebracht habe, daß man nur für Damen schreibe und die solide Wissenschaft vernachlässige, so läßt er doch gern merken, daß er kein auf Universitäten gebildeter, gelehrter Magister sei, weist sich eine Mittelstellung zwischen Metaphysiker und schönem Geiste an, und schreibt weder für eine bestimmte, noch überhaupt für eine Schule, sondern für die Welt. Worüber? Kein einziger der Gegenstände, von denen oben gesagt war, daß sie allein für diese Philosophen Interesse haben, ist von ihm vernachlässigt worden, und schon wegen dieser Vollständigkeit nimmt er unter diesen Philosophen der feinen Welt eine so hohe Stelle ein, ganz abgesehen davon, daß er es vor allen gewesen ist, der (wie Protagoras unter den Sophisten) stets in Erinnerung gebracht hat, worum sich's eigentlich handelt: den Menschen." —

Mendelssohns äußeres Lebensgeschick haben wir zu betrachten aufgehört, als er in die Bernhardsche Seidenfabrik als Buchhalter eingetreten war. Diese kaufmännische Beschäftigung — er leitete später die Fabrik ganz selbständig und wurde nach Bernhards Tode Mitteilhaber des Geschäfts — war ihm oft unangenehm und störend, wenn er irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand im Kopfe hatte, und seine Briefe sind voller Klagen darüber: „Ich höre den langen Tag so viel unnützes Geschwätz, ich sehe und tue so viel gedankenlose, ermüdende, dumm-

machende Dinge, daß es keine geringe Wohltat für mich ist, wenn ich mich des Abends mit einem vernunftliebenden Geschöpf unterhalten kann," schreibt er an einen Freund. Aber am meisten schüttet er in dieser Beziehung, wie in jeder andern, Lessing sein Herz aus: „die Geschäfte! die lästigen Geschäfte! Sie drücken mich zu Boden und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch; und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe oft ins Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferd erschaffen hat." Und an einer anderen Stelle: „Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltenes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung; denn er muß Verstand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung? — Wie ich heute auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wohl unmöglich erraten, daß mir des H. v. Kleist neue Gedichte dazu Anlaß gegeben haben. Ich ließ sie mir des Morgens um acht Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nicolai eine unvermutete Freude damit machen und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert — die ungestümen Leute! Was bringt er, mein Freund? Und Sie Gevattern? Und Er Geselle? Lassen Sie mich heut, ich kann nicht! „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?" — Das wohl eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verschlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Diese Leute waren gefällig, aber mein Prinzipal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indessen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen; und da merkte ich, wie schwer es ist, Empfindungen zu haben und Buchhalter zu sein. Ich

fing an, in Handelssachen schön zu denken, und machte in meinen Büchern eine von den Schönheiten, die man an einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünschte meinen Stand, schickte die Gedichte unserm Esquire, der von seinen Geldern lebt, ha, nicht ohne Neid, und ward verdrießlich." —

So hatte Mendelssohn von dem Geschäft wohl manche Plage; indessen war es einesteils gewiß seiner Gesundheit zuträglich, und namentlich während einer mehrjährigen Krankheit, wo ihm alle geistige Anstrengung, bis auf das Briefschreiben sogar, verboten war, hielt es ihn allein aufrecht, daß er wenigstens im Geschäft arbeiten durfte: absoluter Müßiggang wäre für ihn der Tod gewesen. Außerdem aber darf man wohl diesem harten Untergrunde seiner geistigen Tätigkeit das Praktische der letzteren, die Rücksicht auf das erreichbar Mögliche, die Anwendung der zweckdienlichsten Mittel zuschreiben, Eigenschaften, die Mendelssohn so charakteristisch sind. Die kaufmännische Tätigkeit ist allem Verschwimmen in phantastische, luftige Gebiete feindlich; sie gab ihm Kenntnis der Menschen, wie sie wirklich sind, und der Mittel, mit denen man auf die Menschen wirkt. Es ist sehr fraglich, ob Mendelssohn, wäre er nicht als Kaufmann mit dem Leben in Verbindung getreten, dem „Mann von Stande" mit seinem palästinensischen Projekt eine so praktische, abweisende Antwort gegeben, oder einen Satz, wie den folgenden, geschrieben haben würde: „Ich bin mir nur gar zu sehr bewußt, wie wenig Einfluß meine Worte und Vorstellungen auf den großen Haufen haben. Mein Wirkungskreis ist von jeher auf wenige Freunde eingeschränkt gewesen und hat sich, seitdem ich Kinder zu bilden und zu erziehen habe, noch enger zusammengezogen. Außerhalb dieser Sphäre habe ich und suche ich keinen Ein-

fluß. Ich fühle die Schranken meiner Kräfte und halte mich innerhalb derselben ruhig und stille, weil ich meinem Maß doch nichts zusetzen kann." —

Mendelssohn war klein, stark verwachsen, er hatte einen Höcker auf dem Rücken und stotterte; aber der geistvolle, kluge Kopf, von dem Lavater jene lebendige Schilderung entworfen, entschädigte dafür, wie so oft bei Verwachsenen. Körperliche Schönheit ist ein vortrefflicher Empfehlungsbrief im Umgang mit Menschen, aber mehr nicht, und es sind schließlich andere Eigenschaften, die dauernd fesseln, wie uns Mendelssohn mit seiner großen Beliebtheit in den weitesten Kreisen, mit der unwandelbaren Freundschaft, die ein Lessing für ihn gehabt, beweist. Aber er erfreute sich nicht nur der Zuneigung aller mit ihm in Berührung kommenden Männer, sondern war auch sehr glücklich verheiratet: Auf einer Reise nach Hamburg lernte er im Jahre 1763 Fromet, die Tochter des Abraham Gugenheim, kennen, und heiratete sie im folgenden Jahre.

Berthold Auerbach berichtet in seinem Buch „Zur guten Stunde" nach mündlicher Überlieferung die Art, wie Moses seine Frau gewonnen habe, folgendermaßen:

Moses Mendelssohn war im Bade Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Gugenheim aus Hamburg kennen. „Rabbi Moses," sagte dieser eines Tages, „wir alle verehren Sie, aber am meisten verehrt Sie meine Tochter. — Mir wäre es das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben; besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg."

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs Lessing in Braunschweig, wie in dessen Briefen zu lesen.

Mendelssohn kommt nach Hamburg und besucht Gugenheim in seinem Kontor. Dieser sagt: „Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich freuen, Sie zu sehen, ich habe viel von Ihnen erzählt."

Mendelssohn besucht die Tochter; andern Tags kommt er zu Gugenheim und fragt endlich, was die Tochter, die ein gar anmutiges Wesen sei, von ihm gesagt habe?

„Ja, verehrter Rabbi," sagt Gugenheim, „soll ichs Ihnen ehrlich sagen?"

„Natürlich!"

„Nun, Sie sind ein Philosoph, ein Weiser, ein großer Mann, Sie werden es dem Kinde nicht übel nehmen; sie hat gesagt, sie wäre erschrocken, wie Sie sie gesehen hat, weil Sie —"

„Weil ich einen Buckel habe?"

Gugenheim nickte.

„Ich habe es mir gedacht, ich will aber doch bei Ihrer Tochter Abschied nehmen."

Er ging hierauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die nähte. Sie sprachen gut und schön miteinander, aber das Mädchen sah nicht von ihrer Arbeit auf, vermied, Mendelssohn anzusehen. Endlich, da dieser das Gespräch geschickt so gewendet, fragt sie:

„Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?"

„Gewiß, und mir ist noch was Besonderes geschehen. Bei der Geburt eines Kindes wird im Himmel ausgerufen: Der und Der bekommt Die und Die. Wie ich nun geboren wurde, wird mir auch meine Frau ausgerufen, aber dabei heißt es: Sie wird, leider Gottes, einen Buckel haben, einen schrecklichen. Lieber Gott, habe ich da gesagt, ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein

Mädchen soll schön sein, lieber Gott, gib mir den Buckel, und laß das Mädchen schlank gewachsen und wohlgefällig sein."

Kaum hat Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau, und sie wurden glücklich miteinander, und hatten schöne und brave Kinder, von denen noch Nachkommen leben. —

Daß es eine Liebesheirat war, geht aus einem Brief an Lessing*) hervor: „Das Frauenzimmer, das ich zu heiraten willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön, noch gelehrt; und gleichwohl bin ich verliebter Geck so sehr von ihr eingenommen, daß ich glaube, glücklich mit ihr leben zu können." — Und er lebte glücklich mit ihr; er schreibt an Abbt**) 1766: „Ich habe beinahe die ganze Zeit in der äußersten Gemütsunruhe gelebt. Ich habe meinen alten Vater, ich habe ein Kind von einigen Monaten verloren, ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau, die ich mehr liebe als Vater und Kind, zu verlieren."

Das Einkommen Mendelssohns war nur ein sehr mäßiges; viele seiner Schriften lieferte er ganz unentgeltlich, z. B. die große Pentateuch-Übersetzung; Vermögen hatte er nicht, und so mußte sein Gehalt als Buchhalter ausreichen. Hier wird das Walten seiner Frau besonders ersprießlich gewesen sein, die alles aufs sparsamste einrichtete. Es wird uns erzählt, daß Fromet abends, wo bei Mendelssohn fast immer offenes Haus war, in die auf den Tisch zu setzenden Schalen mit Süßigkeiten die Rosinen und Mandeln hinein zählte, damit nicht zu viel draufgehe, und

*) Ohne Datum, Moses Mendelssohns gesammelte Schriften. V. Bd. S. 165.

**) Ohne Datum, 1761 (Briefe an Lessing, herausgeg. v. Redlich, Berlin 1879, S. 166).

der Haushalt in wichtigeren Dingen Not leiden möchte.

Mendelssohn hatte viele Kinder; zwei starben ganz klein, ein Mädchen im Alter von 11 Monaten, worüber er an Abbt schreibt: „Der Tod hat an meine Hütte gepocht, und mir ein Kind geraubt, das nur 11 unschuldige Monate, aber diese gottlob! munter und unter hoffnungsvollen Versprechungen auf Erden gelebt hat. Mein Freund! Die Unschuldige hat die 11 Monate nicht vergebens gelebt. Ihr Geist hat in dieser kurzen Zeit ganz erstaunliche Progressen gemacht. Von einem Tierchen, das weint und schläft, ist sie der Keim eines vernünftigen Geschöpfs geworden. Wie die Spitzen des jungen Grases im Frühling durch den harten Erdboden dringen, so sah man bei ihr die ersten Leidenschaften anbrechen. Sie zeigte Mitleiden, Haß, Liebe, Bewunderung, verstand die Sprache des redenden Menschen, und war bemüht, ihre Gedanken anderen zu erkennen zu geben. Ist von allem diesen keine Spur mehr in der ganzen Natur anzutreffen? — Sie werden über meine Einfalt lachen, und in diesem Raisonnement die Schwachheit eines Menschen erkennen, der Trost sucht, und ihn nirgends findet als in seiner Einbildung. Es kann sein! — Ich kann nicht glauben, daß uns Gott auf seine Erde etwa wie den Schaum auf die Welle gesetzt hat." — Ein Knabe starb 12 Jahre alt, und es blieben drei Söhne und drei Töchter. Diese wurden aufs beste erzogen, von vortrefflichen Lehrern unterrichtet und keine Ausgabe gescheut, ihnen einen Platz unter den Gebildetsten zu sichern. Herz Homberg, der ihr Hauslehrer gewesen, siedelte später nach Österreich über, und in den Briefen an ihn kommen häufig Ansichten über die Kinder vor, die uns beweisen, daß Mendelssohn ein liebender, aber keineswegs blinder Vater

war, der mit scharfem Auge die Entwickelung der Kinder aufmerksam verfolgte, sich der guten Anlagen, der schönen Aussichten, die ihm in ihnen erblühten, freute, aber auch ihre Fehler klar erkannte.

Mendelssohn teilte seinen Tag folgendermaßen ein: Sommer und Winter stand er morgens um fünf auf, und beschäftigte sich dann einige Stunden mit wissenschaftlichen Arbeiten. Dieser Zeit verdankt sein letztes Werk seine Entstehung und den Namen „Morgenstunden". Von 9 bis 3 Uhr war er auf der Fabrik, aber auch hier standen in einer kleinen Bibliothek wissenschaftliche Werke, und jede Muße in den Geschäften benutzte er. Öfters kamen Freunde, die ihn kennen lernen wollten und dort aufsuchten, und in bunter Mannigfaltigkeit drängten sich Arbeiter mit Proben, Gelehrte mit philosophischen, Kaufleute mit Handelsanliegen, Kontorgeschäfte und stille Momente mit den Büchern. Alles behandelte er mit gleicher Klarheit, und solcher Wechsel diente dazu, seinem Geist die frische Spannkraft zu erhalten.

Von drei Uhr ab war der Nachmittag frei. Er wurde teilweise wieder wissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, teilweise der Erholung in der Natur. Berlin war damals nicht das Häuserungetüm mit unabsehbaren, staubigen und übelriechenden Straßen, man konnte leicht nach jeder Richtung hin das Freie, frische Luft und den Anblick grüner Felder und schattiger Bäume erreichen — aber den Juden wurde das Spazierengehen an öffentlichen Orten auf mancherlei Weise verbittert. „Ich ergehe mich," schreibt Mendelssohn an Winkopp, „zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa! fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen denn getan? — Ja, lieber Papa!

spricht ein anderes, sie verfolgen uns immer in den Straßen und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? Und was hindert dieses andere Leute? — Ach! ich schlage die Augen nieder und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! Wohin habt ihr es endlich kommen lassen?" — So mietete sich denn Mendelssohn einen Garten, wohin er in der guten Jahreszeit aus der Stadtwohnung immer ging. Letztere war in der Spandauer Straße und ist nach seinem Tode mit einer Gedenktafel versehen worden. — Jenes Gartens erwähnt er oft mit innigem Behagen in seinen Briefen; er lag ganz in der Nähe des Nikolaischen, und die Freunde weilten bald in diesem, bald in jenem. „Kommen Sie zu uns!" schreibt Mendelssohn an Lessing während des 7 jährigen Krieges, „wir wollen in unserem einsamen Gartenhause vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns sein, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habsucht zu vergessen, wenn wir unsern Streit über die wichtigsten Materien, den wir schriftlich angefangen, mündlich fortsetzen werden." —

Kam dann der Abend heran, so versammelte sich im Mendelssohnschen Hause fast täglich ein Kreis näherer und entfernterer Bekannten; es herrschte jene angenehme Geselligkeit, bei der jeder im Hause Eingeführte uneingeladen abends erscheint, wann es ihm beliebt, und bleibt, solange es ihm gefällt. Man findet Bekannte, wie sie denn der Zufall vereinigt, es wird ein lebhaftes, immer wechselndes Gespräch geführt; das Abendessen ist einfach, wie es diese improvisierte Geselligkeit bedingt. Solange die Familie Mendelssohn in Berlin lebte, ist sie ein Hauptträger dieser schönen Vereinigungsart von Menschen

gewesen; es gab fast keinen bedeutenden Berliner, oder Berlin besuchenden ausgezeichneten Fremden, der nicht in den aufeinander folgenden Generationen im Hause Moses Mendelssohns, Abraham Mendelssohn-Bartholdys, Hensels und Dirichlets gewesen wäre.

Bei Moses drehte sich das Gespräch in diesen abendlichen Zusammenkünften gewöhnlich um literarische und Kunstinteressen, selten um streng wissenschaftliche Gegenstände*). „Moses saß gewöhnlich als Kampfrichter auf seinem Armsessel mit niedergesenkten Augen. Aber alle sahen nur ihn und seine Bewegungen. Oft befeuerte er den Mut durch ein plötzliches Auffahren, oder durch einen einsilbigen Ausruf, oft belohnte er durch lächelnden Beifall. Ein schnelles Niedersehen, ein verneinendes Kopfschütteln galt ohne ein lautes Wort für bedeutenderen Tadel. Wenn dieses nicht wirkte, wenn der Gegner auf wohlbegründete Einwände sich nicht ergab, oder wenn endlich Reden und Gegenreden sich durchkreuzten und verwirrten, so stand er wohl auf von seinem Sitze, trat in die Mitte der Streitenden und schien liebreich um Gehör zu bitten. Dann erfolgte ein ehrerbietiges Stillschweigen. Nun nahm er den Faden des Gesprächs auf, entwickelte die Streitfrage, stellte Satz und Gegensatz mit einer ihm eigentümlichen Klarheit und Kürze gegeneinander und ließ die Streitenden die Vergleichspunkte selbst finden, ohne des einen oder des andern Partei geradezu zu nehmen. Wenn sich dann die Hitze gelegt und die Vereinigung stattgefunden hatte, pflegte Mendelssohn zu sagen: „Sehen Sie, meine Herren! Es war ein bloßer Wortstreit, wie es gemeiniglich der Fall

*) Aus der den „gesammelten Werken" vorgedruckten Lebensgeschichte Moses Mendelssohns.

ist, ich glaubte gleich, Sie würden eines Sinnes werden." — Überhaupt hatte er die sokratische Art des Disputierens angenommen, das, was er lehren wollte, aus dem Geist der Schüler herauszuentwickeln, statt es in sie hineinzutragen."

Da weder Mendelssohn noch seine Frau geborene Preußen waren, so konnten sie nach den damals geltenden Bestimmungen nur unter dem Schutze eines ansässigen Juden in Berlin leben. Der Marquis d'Argens, der dies zufällig gehört hatte und von Frankreich her derartige Verhältnisse nicht kannte, hielt es für unmöglich, daß ein Mann wie Mendelssohn täglich in der Gefahr sein sollte, durch die Polizei ausgewiesen zu werden. Er sprach mit Mendelssohn darüber, und dieser bestätigte es und sagte: „Sokrates bewies ja seinem Freunde Kriton, daß der Weise schuldig ist zu sterben, wenn es die Gesetze des Staates fordern. Ich muß also die Gesetze des Staates, in dem ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich bloß austreiben, im Falle mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will." — Der Marquis verlangte, Mendelssohn solle eine Bittschrift aufsetzen, die er selbst übergeben wolle. Hierzu wollte sich Mendelssohn anfangs nicht verstehen. „Es tut mir weh," sagte er, „daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute wie meine Nation nur in gewisser Anzahl aufzunehmen, welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?"

Erst den häufigen Ermahnungen seiner Freunde gelang es, ihn endlich zur Abfassung einer Bittschrift zu bewegen, die d'Argens persönlich übergab — und

Mendelssohn bekam keine Antwort; es erwies sich, daß die Bittschrift — ob absichtlich oder unabsichtlich, bleibe dahingestellt — verloren gegangen war. Auf ein Duplikat derselben schrieb d'Argens: „Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de philosophie dans tout ceci, pour que la raison ne soit pas du côté de la demande." — Mendelssohn erhielt das Privilegium 1763. Später bat er um die Ausdehnung desselben auf seine Nachkommen, welches ihm aber Friedrich der Große abschlug und erst Friedrich Wilhelm II. 1787 der Witwe und den Kindern gewährte, wie es in der betreffenden Urkunde heißt: — „wegen der bekannten Verdienste Ihres Mannes und Vaters."

So milde Mendelssohn war, fehlte es ihm doch nicht an schlagfertigem Witz. Teller wandte sich einst an ihn mit folgender scherzhaften Anrede:

An Gott den Vater glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an seinen Sohn.
Ihr pflegt doch sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Kredit zu geben.

Mendelssohn antwortete:

Wie könnten wir Kredit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben.

Und die Abfertigung jenes Leutnants ist bekannt, der ihn anschnarrte: „Womit handelt er?" — „Mit etwas, was Sie brauchen können — mit Verstand."

Ein junger Schriftsteller brachte ihm einst einen Aufsatz über die Freiheit des menschlichen Willens. „Ich habe Ihren Aufsatz nicht lesen können," sagte ihm Mendelssohn, als er nach einiger Zeit um sein Urteil bat. Der Autor, etwas empfindlich, entschuldigte sich, daß er belästigt habe. Mendelssohn beruhigte ihn und versicherte, er habe wirklich Abhaltung gehabt.

„Wie konnten Sie aus meinen vorigen Äußerungen schließen, daß ich Ihren Aufsatz für schlecht hielte?" „Weil ich glaubte, Sie hätten ihn nicht lesen wollen." „Sie machen also, wie ich höre, einen Unterschied zwischen wollen und können," versetzte Mendelssohn, „dann darf ich ja Ihren Aufsatz über Willensfreiheit gar nicht lesen, denn ich höre, wir sind einig."

Mendelssohns Gesundheit war von jeher eine schwächliche, durch angestrengtes Arbeiten in früher Jugend und unzulängliche Nahrung noch untergrabene gewesen. Doch erhielt er sie durch außerordentlich regelmäßiges Leben in leidlichem Zustande, bis die Aufregungen des Lavaterschen Streites ihm eine tiefeingreifende Nervenkrankheit zuzogen, die ihn sieben Jahre lang zu allem Studieren unfähig machte. Die aufopfernde, treue Pflege seiner Frau und der zweimalige Besuch des Bades Pyrmont stellte ihn indes wieder her. So lebte er noch ziemlich rüstig bis zum Schluß des Jahres 1785. Aber der Tod Lessings und der sich infolgedessen anspinnende Streit mit Jakoby regte ihn wieder zu tief auf. Am letzten Dezember 1785 brachte er das Manuskript seines letzten Wortes in dieser Streitsache zu seinem Verleger Voß. Am Schluß dieser letzten Bogen, die er geschrieben, heißt es: „Ich glaube, es sei bei so bewandten Umständen durch Disput wenig auszurichten und also wohlgetan, daß wir auseinander scheiden. Er kehre zu dem Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel, wie in dem Nachsatze seiner Schrift geschieht, durch Autoritäten und Machtsprüche nieder, „segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr mit Worten aus dem frommen, engelreinen Munde Lavaters." — Ich von meiner Seite bleibe bei meinem

jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen „engelreinen Mund“ zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also schon hierin auf eignen Füßen stehen und fallen; oder vielmehr da wir alle, wie Herr Jacoby sagt, „im Glauben geboren“ sind, so kehre auch ich zum Glauben meiner Väter zurück, welcher nach der ersten ursprünglichen Bedeutung des Wortes nicht in Glauben an Lehre und Meinung, sondern in Vertrauen und Zuversicht auf die Eigenschaften Gottes besteht. Ich setze das volle, uneingeschränkte Vertrauen in die Allmacht Gottes, daß sie dem Menschen habe die Kräfte verleihen können, die Wahrheiten, auf welche sich seine Glückseligkeit gründet, ohne Autorität zu erkennen, und hege die kindliche Zuversicht zu seiner Allbarmherzigkeit, daß sie mir diese Kräfte hat verleihen wollen. Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Überzeugung, wo ich sie finde. Und, Preis sei der seligmachenden Allgütigkeit des Schöpfers, ich glaube sie gefunden zu haben, und glaube, daß jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht, und sich nicht selbst das Licht verstellen will.“ —

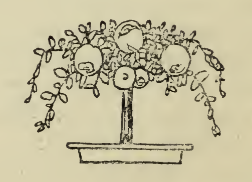
Auf diesem Gange zum Verleger erkältete er sich; die Sache schien zuerst unbedeutend, verschlimmerte sich aber schnell und am 4. Januar 1786 starb er. Sein Ende war, wie das fast aller seiner Nachkommen, ein schnelles, nahezu schmerzloses. Sein Arzt, Hofrat Marcus Herz, berichtet darüber*):

„Mittwochs, des Morgens um 7 Uhr, kam sein Sohn bestürzt zu mir und bat mich, sogleich zu seinem

*) S. seine Erzählung an Engel in dessen Vorrede zu der Schrift: „An die Freunde Lessings“.

Vater zu kommen, der sehr unruhig wäre. Ich eilte hin und fand ihn auf seinem Sofa — sein Ansehen ward immer mißlicher, und während ich in das benachbarte offene Zimmer zu seiner Gattin und seinem Schwiegersohne ging, ihnen seinen Zustand zu verkündigen und zu bitten, daß man mir einen Gehilfen riefe, hörte ich ein Geräusch auf dem Sofa; ich sprang hinzu, und da lag er, ein wenig von dem Sitze herabgesunken, mit dem Kopfe rücklings — und weg war Atem, Pulsschlag und Leben. Wir versuchten verschiedenes, ihn zu ermuntern, aber vergebens. Er lag, ohne vorhergegangenes Röcheln, ohne Zuckung, ohne Verzerrung, mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf den Lippen, als wenn ein Engel ihn von der Erde hinweggeküßt hätte. Sein Tod war der so seltene, natürliche, ein Schlagfluß aus Schwäche. Die Lampe erlosch, weil es ihr an Öl gebrach; und nur ein Mann wie er, von seiner Weisheit, Selbstbeherrschung, Mäßigkeit und Seelenruhe, konnte bei seiner Konstitution die Flamme 57 Jahre brennend erhalten." —

Die Teilnahme, als die Trauerkunde sich verbreitete, war eine allgemeine in ganz Deutschland.





Joseph und Nathan Mendelssohn

Moses Mendelssohn hinterließ drei Söhne, Joseph, Abraham und Nathan, und drei Töchter, Dorothea, Henriette und Recha, in wenig glänzenden Verhältnissen; er hatte nicht viel Vermögen sammeln können, und die Sorge um das Wohlergehen seiner Kinder trübte ihm noch die letzten Tage seines Lebens. Einige Zeit vor seinem Tode fand ihn einer seiner Freunde unter dem Baume vor seinem Hause sitzen und fragte ihn: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelssohn? Sie sehen so besorgt aus!" — „Ja," antwortete er, „ich bin es auch: ich denke daran, wie es meinen Kindern gehen wird nach meinem Tode, da ich ihnen nur wenig Vermögen hinterlasse." Und Joseph Mendelssohn, der älteste Sohn Moses', der dies in der kurzen, den gesammelten Werken seines Vaters vorgedruckten Biographie erzählt, fügt hinzu: „Wenn du verklärter Geist auf uns Erdenkinder herabsiehst, so wirst du dich überzeugen, daß Gott sich aller deiner Nachkommen angenommen hat, daß alle ein anständiges Auskommen haben und ein ehrbares Leben führen." —

Moses Mendelssohn folgte der Entwickelung seiner Kinder mit aufmerksamem Auge; er freute sich ihrer guten Anlagen, der schönen Aussichten, die ihm in ihnen erblühten; er war aber kein blinder Vater, und er erkannte auch ihre Fehler. Herz Homberg,

der Hauslehrer bei Moses gewesen war, siedelte später nach Österreich über; in den Briefen an diesen kommen häufig Nachrichten über die Kinder vor; so schreibt er über Joseph, den Ältesten*): Sie wollen wissen, wie es mit meinem Sohne, Ihrem Schüler, steht? Ich muß Ihnen sagen, daß ich mit seinem Fleiße zufrieden bin, er macht auch ziemliche Progressen. Wieviel er in diesem oder jenem Buche gelernt hat, darauf sehe ich so genau nicht; genug, er denkt, und denkt richtig und tief. Auch sein Geschmack fängt an, sich zu bilden. Worüber ich zu klagen habe, ist das Unbiegsame in seinem Charakter, das Unsanfte in seinem ganzen Wesen, das ihn zwar nicht unsittlich, aber doch ungefällig macht, und auf sein künftiges Glück wenigstens eine schlimme Wirkung haben kann. Sie kennen ihn: er war immer von einer Gemütsart, die zehnmal eher bricht als biegt; und so ist er noch. Alle meine Bemühungen sind bisher ohne Wirkung. Er ist sogar sophistisch genug, gegen alle seine Freunde, die ihn (wiewohl sehr wider meinen Willen) zuweilen aufziehen, seine Schwachheit durch Gründe zu behaupten. Ich gebe fast die Hoffnung auf, ihn von dieser Seite gebessert zu sehen, wenn er nicht das Glück hat, einem Frauenzimmer zu Gefallen sich etwas mehr Gewalt anzutun." — Und an einer andern Stelle**):

„Mein Joseph hat sein hebräisches Studium so gut als an den Nagel gehängt. Unglücklicherweise war er unmittelbar nach Ihnen einem Gelehrten in die Hände gekommen, der ein leerer Meister in der Disputierkunst war, und so sehr auch Joseph den Scharfsinn liebt und dem Disputieren ergeben ist,

*) Moses Mendelssohns gesammelte Schriften. Bd. V. S. 670.

**) A. a. O. Bd. V. S. 673.

so hat er doch für die eigentliche „Haarspalterei“ *) keinen Sinn. Es gehört, wie Sie wissen, eine ganz besondere Art des Unterrichts dazu, an dieser Geistesübung Geschmack zu finden; und wiewohl wir beide diesen Unterricht selbst genossen haben, so kamen wir doch darin überein, daß Joseph lieber etwas stumpfsinniger bleibe, als daß man ihn in seiner so unfruchtbaren Art des Witzes übe. Der Mißgeschmack, den er also an dem Unterricht seines Lehrers fand, brachte ihm eine Abneigung gegen das ganze Studium bei. In den soliden Wissenschaften macht er übrigens gute Fortschritte, dringt tief ein und schaut mit festem, forschendem Blick umher; tut aber niemals große Sprünge, wie von einem jungen, feurigen Kopf erwartet werden könnte. In Absicht auf seine künftige Lebensart haben wir noch nichts bestimmt. Ich bin noch immer ungewiß, wozu ich ihm raten soll. Seine Talente und guten Anlagen zu den gründlichen Wissenschaften lassen in diesem Fache etwas Vorzügliches von ihm erwarten. Als Jude aber kann er bloß Arzneikunst treiben, und zu dieser hat er weder Lust noch Genie. Ihn der Handlung zu widmen, ist, wie mich dünkt, noch zu früh. Er mag also vor der Hand alles lernen, wozu er Lust und Trieb empfindet. Zum Kaufmann wird er dadurch wenigstens nicht verdorben. Er mache es allenfalls, wie sein Vater es hat machen müssen: stümpere sich durch, bald als Gelehrter, bald als Kaufmann, ob er gleich Gefahr läuft, keines von beiden ganz zu werden.

So gern er übrigens denkt und so richtig, so träge und langsam ist er zum Schreiben. Gut und gründlich ist alles, was er aufsetzt. Er ergreift aber nur selten die Feder; nur alsdann, wenn er etwas hört

*) So läßt sich wohl das im Original gebrauchte hebräische Wort wiedergeben.

oder selbst denkt, das ihm von Wichtigkeit scheint. Auch freundschaftliche Briefe gelingen ihm; aber er schreibt sie nur alsdann, wenn sich ihm neue Gedanken anbieten, die ihm fruchtbar scheinen. Die Übung, seine Gedanken niederzuschreiben, wird in unserer besten Erziehung mehrenteils vernachlässigt. — — Mir selbst ist es noch allezeit Arbeit, so oft ich meine Gedanken in Schrift verwandeln soll.

Meine übrigen Kinder schlagen alle vor der Hand so ein, wie wir es vermutet und größtenteils gewünscht hatten, „nicht lang und nicht kurz, nicht weise und nicht töricht"*), bis auf meinen kleinsten Nathan, der sich den Weisen nennt, und dessen Weisheit noch vor der Hand darin besteht, daß er von Ewa Zuckerbrot, von R. Samuel Pfefferkuchen und von der Köchin Hanna alle seine übrigen Bedürfnisse erwartet."

Der Erfolg hat gelehrt, daß Moses Mendelssohn recht hatte, wenn er meinte, die wissenschaftliche Erziehung verderbe seinen Sohn nicht für den Kaufmannsstand. Nicht so richtig prophezeite er mit dem „Durchstümpern" und Schwanken zwischen Gelehrtem und Kaufmann. Joseph ergriff diesen Stand voll und ganz; aus kleinen Anfängen heraus legte er den Grund zu dem noch heute seinen Namen führenden Bankhause und hinterließ dasselbe bei seinem Tode auf dem sichern Wege zu seiner jetzigen Bedeutung.

Über die äußeren Lebensschicksale der Hinterbliebenen in der ersten Zeit nach Moses Tode wissen wir nicht viel. Die ersten Jahre lebte die Witwe noch in Berlin. Hier hatte auch Joseph bis zum Schluß des Jahres 1804 ein kleines Bankgeschäft, in dem nur zwei Kommis beschäftigt wurden. Dem-

*) Jüdisches Sprichwort.

nächst siedelte die Familie nach Hamburg über, wo sich Joseph mit seinem jüngeren Bruder Abraham assoziierte; das Berliner Geschäft wurde indes nicht aufgegeben.

Abrahams Frau, Lea, schildert uns das Alter ihrer im Jahre 1812 gestorbenen Schwiegermutter als ein sehr glückliches und rüstiges. Über ihren Schwager Joseph spricht sie sich gleich nach ihrer Ankunft in Hamburg folgendermaßen aus: „Sehr befriedigend kann ich Deine Frage nach den Bekannten, die mir gefallen, beantworten; da erhält bis jetzt unstreitig Joseph den ersten Preis. Daß er gescheit und angenehm in der Unterhaltung ist, weißt Du; nun versichere ich Dich aber, daß er in den paar Tagen, die ich ununterbrochen mit ihm gelebt, mein ganzes Herz gewonnen hat, so froh und freundlich, so gut und warm und heitern Geistes scheint er mir. Ihn mit seinen schönen Kindern*) zu sehen, ist ein wahres Vergnügen für mich; und nun ist er zuvorkommend und herzlich, wie man ihm nie zutraut; ist achtungswert als tätiger, kluger Geschäftsmann und treibt nebenher Literatur und Wissenschaften mit Eifer und Regsamkeit. Auch scheint er mir sehr glücklich, was in meinen Augen eins der ersten Talente des Gemüts ist, wenn ich so sagen darf, d. h. von der Art innern Glücks, das aus voller Lebenslust und Tätigkeit des Geistes, nicht aus Beschränktheit und Gedankenlosigkeit entsteht." —

Während der Besetzung Hamburgs durch die Franzosen erregten Mendelssohns das Mißfallen derselben und mußten heimlich bei Nacht und Nebel in Verkleidungen die Stadt verlassen. Sie wandten sich nach Berlin, erweiterten dort das Bankhaus, aus dem Abraham später ausschied, und Berlin blieb

*) Alexander und Benny Mendelssohn.

fortan der Wohnsitz der Familie. Joseph beschäftigte sich bis zuletzt in seinen Mußestunden beständig mit wissenschaftlichen Gegenständen, und noch als Greis ergriff er manche ihm bis dahin unbekannten Zweige des menschlichen Wissens mit großem Eifer und ruhte nicht, bis er sie sich zu eigen gemacht. Bestimmend wirkte wohl dabei auf ihn das universelle Genie A. von Humboldts ein, mit dem er bis an sein Lebensende eng befreundet war. Eines Tages kam Humboldt sehr verstimmt zu ihm und teilte ihm mit, er müsse ausziehn, sein Wirt habe ihm gekündigt, und sei ihm dies namentlich seiner vielen naturhistorischen Sammlungen wegen sehr störend, deren Ein- und Auspacken unendliche Arbeit verursache und nicht ohne Schaden abgehe. Joseph Mendelssohn hörte ihn ruhig an und sagte nichts, am Nachmittag aber erhielt Humboldt einen Brief von ihm, „er solle ungestört, solange er wolle, wohnen bleiben, er (Joseph) sei jetzt sein Wirt, er habe das Haus gekauft." — Derartige großartige Züge seines Lebens ließen sich mehrere anführen.

Joseph hatte, wie sein Vater, das Glück eines schnellen, schmerzlosen Todes. Seine Nichte Rebecka, die zweite Tochter Abrahams, schrieb darüber den 26. November 1848 an die Familie: „Joseph Mendelssohn ist gestern früh gestorben; sein Ende war so beispiellos glücklich wie sein ganzes Leben. Nur wenige Tage war er krank, nicht einmal bettlägerig, tags zuvor hat er sich noch mit Algebra beschäftigt, gelesen, die Nacht ziemlich gut geschlafen; der Husten, an dem er einige Tage litt, ließ nach, morgens ließ er sich ankleiden, ging allein nach seinem Lehnstuhle, und so, nach wenigen Minuten, entschlief er. Es war ein vorauszusehender Verlust, aber ein unersetzlicher; solche eigentümliche, bedeutende Männer wachsen

nicht viel nach; es gehörte auch sein reichbeglückter und bewegter Lebenslauf dazu, um ihn so auszubilden. Ich habe den alten Mann, wie Du weißt, sehr selten nur gesehen, und es tut mir doch gar zu leid, daß er nicht mehr unter uns weilt. Wir sind wieder bedeutend ärmer geworden, seit dieser stille, ganz in sich und den engen Kreis der Seinigen zurückgezogene Mann von seinem tätigen, rastlosen Leben geschieden." —

Jene Zeilen Leas, diese ihrer Tochter, beide gleich anerkennend, geschrieben in so weit auseinanderliegenden Zeiten, geben ein schönes Bild eines langen, nützlichen, reich vollbrachten Lebens.

Der jüngste Sohn Moses', Nathan, lebte abwechselnd in Schlesien und in Berlin, wo derselbe schließlich eine kleine Staatsanstellung hatte; er überlebte seine Geschwister alle und starb erst im Jahre 1852 schnell und schmerzlos. Von seinen Nachkommen waren mehrere sehr musikalisch, ein Erbteil, was vielen Deszendenten Moses' beschieden war und ist.





Die Töchter Moses Mendelssohns

Dorothea, die älteste Tochter Moses' (im Jahre 1765 in Berlin geboren), ist durch ihre Ehe mit Friedrich Schlegel allgemein bekannt.

Ihr lebhafter Geist hatte sich durch die Anregung im elterlichen Hause und durch die Freundschaft mit Henriette Herz und der Rahel zu höherer Durchbildung und Vollkommenheit, als es ihrem Geschlecht gewöhnlich zu teil wird, entwickelt. Es war ein gefährliches Geschenk, namentlich da Moses Mendelssohn, soweit er auch seiner Zeit und dem Standpunkt des Judentums vorangeschritten war, doch eine nicht zu billigende Sitte desselben beibehalten zu haben scheint. Bei Eingehung der jüdischen Ehen wurde nämlich damals selten der zu verheiratende Mann, das Mädchen nie um seine Meinung gefragt; die Eltern bestimmten über das Schicksal ihrer Kinder mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Das mochte auch in der gewöhnlichen Gattung jüdischer Familien ganz gut gehen, da die geistige Entwickelung der Männer schon sehr unbedeutend, die der Weiber aber gänzlich Null war. Nun aber sollten die hochgebildeten Töchter Mendelssohns, die große Ansprüche des Verstandes und Herzens zu machen gelernt hatten, in derselben Weise an Männer „vergeben" werden, wie die Töchter des ungebildetsten Handelsjuden. Es existiert ein höchst merkwürdiger Brief Mendels-

sohns, der auf seine Denkweise über diesen Punkt ein helles Licht wirft: Herz Homberg, der Erzieher im Mendelssohnschen Hause gewesen war, ging nach Wien, verlobte sich dort, zeigte dies Mendelssohn an und schlug zugleich eine Verbindung eines Verwandten seiner Braut mit einer Tochter Mendelssohns vor. In der Antwort heißt es: — „Sicherlich würden wir uns, meine Tochter und ich, und (wenn Sie es meiner Eigenliebe vergeben wollen) vielleicht auch E. und Sie sich wohl dabei befinden. Nur liegt ein Bedenken, eine Schwierigkeit im Wege, die wohl nicht leicht wegzuräumen ist. — — Eine Partie, die nicht Eigennutz zugrunde haben soll, muß aus Neigung entstehen. So wie ich den rechtschaffenen E. selbst kenne und durch Sie näher kennen lerne, halte ich ihn für edeldenkend genug, sich über alle Eingebungen des Eigennutzes zu erheben und aus Neigung zu wählen. Aber diese Neigung muß da sein, bevor sie wirken kann; muß gefühlt werden, wenn sie Entschließung zu Wege bringen soll. Sie läßt sich aber nicht voraussetzen, entsteht nicht aus Hörensagen, weiß nichts von Tradition oder Köhlerglauben, kennt nur Evidenz der Sinne, und übrigens keine Versicherung, wenn sie auch durch Wunder und Zeichen bekräftigt wird; wie ein neckisches, launiges Mädchen ist sie gerade da, wo Ihr sie am wenigsten vermutet, und läßt Euch vergebens warten, wo Ihr auf sie Rechnung gemacht habt. Ihre Genealogie klingt zuweilen sehr sonderbar, aber sicher ist sie noch selten aus Liebe zu des Vaters Weltweisheit entstanden.

Da diese Theorie der Neigungen sowohl auf Erfahrung als auf Grundsätzen beruht, so möchte ich mir selbst nicht gern einen Gedanken in den Kopf setzen, der mich sehr schwindelig machen könnte. In der Tat, ein Schwiegersohn wie E., wäre keine geringe

Nahrung für meinen Stolz! — Also hiervon für dieses Mal genug." —

Mit welchen Gründen weist Mendelssohn den Vorschlag zurück? Sie wären vortrefflich, wenn sie von der Neigung des Mädchens handelten, aber der Vater des Mädchens spricht nur immer von der Neigung des jungen Mannes! Seiner Tochter denkt er nicht mit einer Silbe. Es kommt gar nicht die Möglichkeit in Betracht, daß sie auch eine Individualität, eine Neigung haben könnte; wenn nur der Mann sie mag, ihre Einwilligung versteht sich von selbst, und „sie würde sich wohl dabei befinden." —

Diese orientalische Anschauung des Weibes, als einer Sache gleichsam, rächte sich an allen Töchtern Mendelssohns. Dorothea zuvörderst war in dieser Weise, ebenso wie ihre Freundin Herz, noch jung einem Manne vermählt worden, dem sie keine Neigung entgegenbrachte, einem jüdischen Kaufmann Veit. Es war ein durch und durch braver, guter Mann; aber er konnte ihr nicht die Schätze eines gelehrten und tiefen Geistes bieten, die Marcus Herz seiner Frau bot und die für Dorothea durch die Kreise, in denen sie ihre Jugend verlebte, ein Bedürfnis geworden waren. So blieb denn die Ehe, trotz der Geburt zweier Söhne, eine von Grund aus unharmonische, und Dorothea suchte bei den Büchern und außer dem Hause bei ihren Freundinnen Nahrung für ihren vielseitigen und leichtbeweglichen Geist.

Da trat ihr — es war im Juli des Jahres 1797 — im Herzschen Kreise ein Mann entgegen, dem trotz seiner Jugend — er war erst fünfundzwanzig Jahre alt — schon ein literarischer Ruf vorangegangen war, dem mannigfache Bildung, glänzender Witz und äußere Schönheit in ihren Augen großen Reiz verleihen

mußten — Friedrich Schlegel, der seinerseits sich auch zu ihr bald lebhaft hingezogen fühlte, obgleich sie sieben Jahre älter als er und keine Schönheit war.

Je mehr die Zuneigung zwischen diesen beiden echten Kindern der romantischen Zeit wuchs, um so mehr lockerte sich naturgemäß das Band, welches Dorothea an Simon Veit knüpfte, und es gelang den vermittelnden Bemühungen der Freunde, Henriette, Herz und Schleiermacher, (in den letzten Tagen des Jahres 1798) die Scheidung zustande zu bringen. Ein eigentliches Zerwürfnis fand nicht statt: Veit bewies sich auch nach der Trennung immer gegen sie als edler Freund, während sie ihren Söhnen, die mit ihr lebten, eine treue, aufopfernde Mutter blieb. Der jüngste dieser Söhne war der im Jahre 1877 hochbetagt gestorbene, berühmte Maler Philipp Veit.

Eine Heirat mit Friedrich Schlegel kam vorläufig noch nicht zustande. Er schreibt nach der Trennung von Veit jubelnd an seine Schwägerin Caroline (Brief 120): „Freuen Sie sich, daß mein Leben nun Grund und Boden, Mittelpunkt und Form hat; nun können außerordentliche Dinge geschehen." Diese bestanden dann in der Hervorbringung des vielberufenen, von Schleiermacher verteidigten Romans „Lucinde", in welchem er sich in dem Julius, die über alles Geliebte in der Lucinde, der Titelheldin, darstellte.

Vorerst führte er (im Oktober 1799) Dorothea seinem Bruder Wilhelm und dessen Gattin Caroline zu, die sie in Jena gastlich aufnahmen. Hier entzündete August Wilhelm Schlegel, der alle Welt und namentlich seinen unproduktiven Bruder Friedrich, zum Dichten antrieb, auch in Dorothea die Lust zum Schriftstellern. Diese Tätigkeit schildert R. Haym,

der verdienstvolle Geschichtschreiber der romantischen Schule, mit folgenden Worten*):

„Die arme Dorothea in der Tat, die mit so rücksichtsloser Entschlossenheit ihr Lebensschicksal an das ihres Freundes geknüpft hatte, wurde zur Dichterin, sie wußte nicht wie. In ihrem Gemüt lag vieles, was, wenn es mit schöpferischer Kraft verbunden ist, den Wert der Musenkunst erhöhen mag. Sie war der selbstlosesten Hingebung, der aufopferndsten Treue fähig und hat beides unter harten Prüfungen in dem Verhältnis zu Friedrich, dem selbstsüchtigen, anspruchsvollen, nichts weniger als gutmütigen Manne bewiesen. Ein starker Geist wohnte in diesem schwächlichen Körper, stark vor allem im Stillhalten, im Dulden und Entsagen. Es ist rührend, zu sehen, wie sie nicht bloß die geistigen Interessen, sondern, was schwerer ist, die Sorge ihres Freundes von ganzem Herzen teilt und seine Launen erträgt. Es ist ihr Stolz, ganz für den geliebten Mann zu leben, ihn zu entschuldigen und alles zum Besten zu kehren. Als „Auslegerin und Ergänzerin" stellt sie sich zwischen Friedrich und Schleiermacher, immer bemüht, die drohenden Mißverständnisse und Verstimmungen zu beseitigen. Erleichtert wird ihr die Rolle des Duldens durch die tiefste Bescheidenheit und ebenso durch die unverwüstliche Heiterkeit ihres Gemüts. Von weichlicher Sentimentalität keine Spur. Ihre Briefe, die früheren zumal, zeigen neben echt weiblichem Gefühl einen Schatz munterer Laune, der ihr nie versagt und den sie in allerlei Schalkheit, in unschuldigen Neckereien, zuweilen auch in recht schnippischen Wendungen an den Mann bringt. Es muß hart kommen, wie es denn in späterer Zeit hart genug kam, wenn

*) R. Haym: „Die romantische Schule". (Berlin 1870.) S. 663 ff.

sie bitter und leidenschaftlich werden soll; dann meint man wohl zu sehen, wie sie die Nase rümpft und die Lippen aufwirft, und es steht ihr das keineswegs gut; aber der häßliche Zug ist auch rasch wieder verschwunden, die Regel ist, daß sie, um ihre eignen Worte zu brauchen, „auch unter Tränen sich des Lachens nicht enthalten kann, wo es nur irgend etwas Lachenswertes gibt.“ Gewiß, sie tut sich selbst unrecht, wenn sie einmal alles Mißlingen Friedrichs als ihr eigenes Verschulden auffaßt, und dabei von der Disharmonie spricht, die mit ihr geboren worden und die sie nie verlassen werde. Es war keine andere Disharmonie in ihr, als die, welche ein Weib wohl zuweilen beunruhigen mag, daß ihr Gefühl sich fortwährend mit einem männlich klaren Verstande abzufinden gezwungen war. Sie war die echte Tochter Moses Mendelssohns. Ihre Offenheit und Wahrhaftigkeit, ihr gesundes Urteil, ihr praktischer Blick, zusammen mit ihren sonstigen trefflichen Eigenschaften, machte sie Männern wie Fichte und Schleiermacher wert. Es ist gar merkwürdig, wie ihr strebender Geist sie mit der Gedankenwelt und den Einbildungen der Romantiker verwickelte und wie sie zwischendurch doch für die unromantische Wirklichkeit, bis auf das Ökonomische herab, einen unbestochenen Sinn sich bewahrte. Gelegentlich kömmt eine Ahnung über sie, daß all die ästhetisch-literarischen Wichtigkeiten, die sie als Verehrerin Friedrichs eben auch wichtig nehmen muß, im Grunde bloße Nichtigkeiten seien. Sie möchte so gerne in Friedrich einen Künstler sehen, aber recht lieb würde er ihr erst sein, wenn er sich als tüchtiger Bürger in einem echten Staate hervortäte; das ganze Wesen und Wollen ihrer revolutionären Freunde scheint ihr zum Literarischen, zur Kritik und „alle dem Zeuge“ wie ein Riese in ein Kinderbettchen

zu passen, und ginge es nach ihr, so machten sie es wie Götz von Berlichingen, der die Feder nur ansetzte, um von der Arbeit des Schwertes auszuruhen. Sie sagt das dem Freunde Schleiermacher ganz dreist und offen, und wenn man andere Stellen ihrer Briefe liest, so stellt man sich leicht vor, wie oft sie mit herzlichem Lachen die überfeinen Reflexionen Schleiermachers unterbrochen, oder Friedrichs transzendentale Ironie über den Haufen geworfen haben wird, und wie sie dann ganz gewiß in beiden Fällen gegen die beiden wunderlichen Männer recht hatte."

Geschriftstellert mußte nun einmal im Schlegelschen Kreise werden, und so machte sich denn Dorothea neben anderen Arbeiten auch an einen Roman, „Florentin". Haym sagt über denselben: „Nicht etwa, daß sie ein Seitenstück zur Lucinde zu liefern willens gewesen wäre! Jeder Gedanke, sich mit dem „göttlichen Friedrich" auf eine Linie stellen zu wollen, würde ihr ohne Zweifel wie ein Majestätsverbrechen vorgekommen sein. Der Verfasser der Lucinde war in ihren Augen ein Künstler; ihr war es genug, wenn es ihr gelang, ihm Ruhe zu schaffen und in Demut als Handwerkerin Brot zu verdienen, bis er selbst es könne. Es war ein kindischer Triumph für sie, daß sie die erste gewesen, die zur Zufriedenheit des Meisters Wilhelm einige Stanzen zustande gebracht, die sie ihrem Florentin in den Mund legte. Mit klopfendem Herzen und errötendem Angesicht schickte sie die Aushängebogen des Romans, als endlich ein erster Band im Herbst 1800 fertig geworden, an Schleiermacher, und alles Lob der Freunde konnte ihre bescheidene Meinung nicht ändern. Sie fuhr fort, sich ihrer blauen Strümpfe ganz ernstlich zu schämen und über die vielen roten Striche zu lächeln, die ihr Manuskript sich hatte gefallen lassen müssen,

weil „immer der Teufel an den Stellen regierte, wo der Dativ oder Akkusativ regieren sollte." Das Liebste und Beste an dem Buch war in ihren Augen doch der Name Friedrichs, der sich auf dem Titel als Herausgeber genannt hatte, und die beiden an sie gerichteten, auf sie bezüglichen Sonette desselben. — Sie hätte sich immerhin ein wenig mehr auf den humoristischen Taugenichts einbilden dürfen, denn Roman gegen Roman gehalten, ist der Florentin in seiner bescheidenen Unselbständigkeit ein hundertmal besserer Roman, als die Lucinde mit ihrer anmaßlichen Originalität."

Während Dorothea so in literarischer Tätigkeit leidliche Befriedigung fand, wurde ihr diese in ihrem häuslichen Leben sowohl durch Friedrich Schlegels Launenhaftigkeit, als durch das immer unfreundlicher werdende Verhältnis zwischen ihr und Caroline, Wilhelms Gattin, nicht in gleichem Maße zu teil, Zerwürfnisse, bei denen der Löwenanteil der Schuld auf letztere fällt. Der üble Einfluß dieser Frau wurde aber bald dadurch aufgehoben, daß sie sich von ihrem Gatten trennte, um den Philosophen Schelling zu heiraten, der zuvor ihre Tochter erster Ehe, Auguste Böhmer, gewählt hatte, sich aber, als diese starb, der Mutter zuwandte, und — abermals ein Zeichen jener Zeit — keineswegs mit seinem Freunde Wilhelm Schlegel deswegen zerfiel, sondern sie ungehindert heimführte.

Friedrich Schlegel, dessen Arbeiten in Jena weniger glücken wollten, als die seiner Freundin, riß sich endlich (im Jahre 1802) aus den hemmenden Kreisen los und reiste mit Dorothea und deren Sohn Philipp Veit nach Paris, wo Dorothea zum christlichen Glauben übertrat und die Liebenden den Bund der Ehe schlossen. Hier widmete sich Schlegel mit

Erfolg seinen indischen Studien, gab (1803) eine Zeitschrift „Europa“ heraus, eröffnete ein Kollegium und sammelte einen Kreis um sich, von dem es in „Schmidts Nekrologen“ heißt: „Friedrich von Schlegel lud seine deutschen Bekannten und Freunde Sonntag abends zum Tee; öfters las er dann aus Shakespeare oder ein Stück von Tieck vor, wo sich beim Zerbino u. a. D. Gelegenheit fand, die Masken zu nennen und ergötzliche Kommentare zu machen. Er las außerordentlich schön; dieses Lob lehnte er ab, und äußerte, nur Tieck lese ganz herrlich, zumal den Shakespeare; dies ist wahr, doch wenn man richten sollte, müßte man eingestehen, Tieck ist der erste in der Kunst, Schlegel in der Natürlichkeit des Vortrages. Es ging sehr angenehm in diesem Kreise zu. Dorotheas vorsorglicher, liebender Sinn wußte überhaupt die Häuslichkeit ihres stillen, wohlgeordneten Lebens freundlich zu gestalten. Alles war traulich, heimlich, angemessen und wohltuend um sie her. Musterhaft und angestrengt übte sie weiblichen Fleiß. Unbegreiflich ist's, wie sie noch Zeit zum Schreiben fand; allein sie, deren flinke, geschickte Hand Kleider und Wäsche nähte, Strümpfe strickte und ausbesserte, und sich am häuslichen Herd bemühte, war auch die Kopistin aller Schriften ihres Gemahls und schuf fortwährend Schönes und Treffliches. Sie arbeitete damals an dem (nicht erschienenen) zweiten Teile des Florentin, schrieb für die „Europa“ gediegene Aufsätze (diese sind mit D. unterzeichnet), übersetzte den Merlin in gedrängtem, trefflichem Auszuge, führte eine ziemlich starke Korrespondenz und fand noch Zeit, die merkwürdigsten Gegenstände der Kunst zu betrachten, bisweilen Konzerte und Schauspiele zu besuchen, alles neue zu lesen, die Abende durch Geselligkeit zu erheitern, durch Vorlesungen zu beseelen.

Hinreißend schön las sie vor, doch stets nur im engsten Kreise und wenn Friedrich in seinem Zimmer arbeitete. Vor wenigen nur bekannte sie sich als die Verfasserin des Florentin und ihrer anderen Dichtungen und Schriften. Sie war stolz darauf, daß ihre Sachen unter Schlegels Namen erschienen, und äußerte überhaupt, daß Berühmtheit den Frauen nicht wohltue, und daß sie jedes Glück und jeden Glanz nur von der Liebe erwarten und annehmen müßten. Sie war bald das Herz, bald die Hand, bald der Geist ihres Mannes, und nur sie selbst, um alles dieses recht schön und genügend zu sein. Sie stand in dieser Art ganz einzeln auf ihrer Höhe liebender Hingebung und Werktätigkeit, und immer war sie stark, freudig und heiter, ihrer selbst mächtig, und für andere vollhaltig da. Ihre Schwester Henriette, die Rahel in ihren Briefen „das Feinste und Tiefste nennt, was sie gekannt", hatte einen stilleren Zauber, einen gehalteneren Ernst, war wenig expansiv und bedachtvoller auf alle Äußerlichkeiten, indes es innerlich vielleicht nichts Glühenderes und Reichhaltigeres, noch Zarteres gab, als sie."

Die Pariser Zeit war der Glanzpunkt in Dorotheens Leben, aus dessen fernerem Verlauf nur noch anzuführen ist, daß sie samt ihrem Gatten und Sohn Philipp auf der Rückreise von Paris in Köln zur katholischen Religion übertrat. Später (1818—19) lebte sie bei ihren Söhnen, die sich der Malerei widmeten, in Rom, und verkehrte dort viel in dem Humboldtschen Kreise. Den Rest ihres vielbewegten Lebens brachte sie in Frankfurt a. M. zu, woselbst Friedrich Schlegel österreichischer Legationsrat bei der Bundestagsgesandtschaft geworden war und bis zu seinem Tode 1829 blieb. Sie starb im Jahre 1839.

Moses Mendelssohns zweite Tochter, Recha, wurde

an den mecklenburgischen Hofagenten Meyer verheiratet. Auch diese Ehe war keine glückliche und wurde nach einiger Zeit aufgelöst. Recha gründete dann eine Pensionsanstalt für junge Mädchen in Altona und lebte später in Berlin in naher Beziehung zu ihrem Bruder Abraham. Sie war eine geistvolle, kluge, leider aber sehr kränkliche Frau.

Die dritte Tochter, Henriette, blieb unverheiratet, lebte in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts in Wien, ging, wahrscheinlich durch ihren Bruder Abraham veranlaßt, nach Paris, und leitete hier ebenfalls eine Pensionsanstalt in dem großen Garten des Fouldschen Hauses.

Varnhagen v. Ense schildert ihr dortiges Leben im Jahre 1810*) folgendermaßen: „Nach dem vielfachen Tagesgewirr, und wenn weder Frascati noch eines der Theater besucht wurden, oft auch schon vom frühen Nachmittag an, gewährte mir ein Garten in der Rue Richer den traulichsten, beruhigendsten Aufenthalt. Dort wohnte in einem Gartenhause Henriette Mendelssohn, die sinnvolle, feingebildete Schwester der Frau von Schlegel, und leitete eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte, so sanft und doch so sicher, so bescheiden und doch zuverlässig war ihr ganzes Wesen. Sie hatte scharfen Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, helles Urteil und dabei die feinste Weltsitte, den erlesensten Takt. Mit der Literatur der Deutschen, der Franzosen und Engländer, zum Teil auch der Italiener, war sie wohlvertraut und sprach das Französische und Englische wie eine Eingeborene. Bei solchen Eigenschaften konnte ihr ein edler Gesellschaftskreis nicht feh-

*) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens von K. A. Varnhagen v. Ense. 3. verm. Aufl.

len, den sie jedoch um ihres Pflichtberufes willen möglichst einzuschränken suchte. Als Frau von Staël noch in Paris sein durfte, kam sie öfter zu Fräulein Mendelssohn, ebenso Benjamin Constant; Frau von Constant sah ich zuerst bei ihr. Mad. Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäste der angenehmen Freundin zu; Spontini saß hier ganze Abende mit uns im Mondschein und sann auf neue Lorbeeren, die er den durch die Vestalin jüngst gewonnenen hinzufügen könnte, wenigstens schien er sehr zerstreut und nahm an den Gesprächen wenig teil. Frau von Pobeheim brachte den Dänen Heiberg mit, der durch Talleyrand im auswärtigen Ministerium angestellt worden war, aber Muße genug behielt, um vorzugsweise der Literatur zu leben. Auch Frau von Chézy und Frau von Quandt, beide aus Berlin, sah ich hier zum erstenmal. Humboldt stand, wenn auch jetzt etwas entfernt, in bestem Andenken; Koreff und der Baron Drieberg erschienen seit einiger Zeit selten; desto häufiger der Ritter von Eskeles, der früher in Wien um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin geworben hatte und noch jetzt ihr mit Neigung zugewandt war.

Hier fanden oft merkwürdige Unterhaltungen statt; die deutschen und französischen Ansichten, welche meist keine Vermittelung zuzulassen schienen, empfingen sie unerwartet durch die glückliche Übersetzung, welche Fräulein Mendelssohn ihnen zu geben wußte, und wobei gerade die Worte am wenigsten übersetzt werden durften. Hier wurde der Inhalt des noch unter der Presse befindlichen Buches der Frau von Staël über Deutschland im voraus erörtert, und ich erhielt darauf im tiefsten Vertrauen die Aushängebogen desselben ausgeliefert, die ich wohl mit Spannung, aber auch mit Mißbehagen und zum Teil mit Unwillen las, indem ich einseitig und ungerecht nicht erwägen wollte, was und wie

das Buch in Frankreich wirken müsse, sondern nur wiefern es für uns das Deutsche wiedergäbe. Bisweilen traten auch, wenn der Boden sicher war, die politischen Meinungen ohne Scheu hervor, und da war es merkwürdig, welche Kenntnis der geheimsten Verhältnisse und Tatsachen hier von stillen Privatpersonen oft überraschend dargelegt wurde, eine Kenntnis, nach welcher ich die Diplomaten nicht selten mit äußerster Anstrengung und doch vergebens jagen sah. Die näheren Ursachen der Entlassung Fouchés, die Ränke des nachher so berüchtigten Ouvrard und was sonst damit zusammenhing, alles wurde hier in größter Genauigkeit mitgeteilt.

Lieber als die gesellschaftlichen Abende waren mir die einsamen, wo ich Fräulein Mendelssohn ganz in ihrer Häuslichkeit traf, und in deutscher Sprache nur deutsche Gegenstände besprochen wurden. Die Fenster ihres Salons waren von außen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnenglut wehrte und die Abendkühle milderte; hinter solchem Vorhange saßen wir auf dem niedrigen Fensterbrett bisweilen stundenlang und riefen die teuren Bilder des Vaterlandes hervor, die gemeinsamen Freunde und Bekannten, deren sich immer mehr fanden, die uns liebsten Erscheinungen der Poesie und Kunst, und oft auch wurden die höchsten Anliegen der Menschen der Stoff unserer Betrachtung.

Fräulein Mendelssohn huldigte durchaus der Vernunft und wies alle anderen Quellen der Erkenntnis entschieden zurück. Ihre Liebe zu Frau von Schlegel war getrübt, seit diese mit ihrem Manne katholisch geworden war; sie hatte Rechenschaft über diesen ihr ganz unbegreiflichen Schritt von der Schwester gefordert und nicht erhalten, sondern nur die eifrige Mahnung, sich ebenfalls der römischen Kirche in die Arme zu werfen,

eine Zumutung, welche nur mit Unmut verlacht und ein für allemal verbeten worden. Ich mußte genau erzählen, was ich von den Neubekehrten wußte, wie ich mir die Sache vorgegangen dächte, welche Erklärungen sich dafür annehmen ließen, denn daß ein Geist wie Friedrich von Schlegel sich blindlings dem Glauben der römischen Kirche ergeben könne, schien so wenig möglich, als ihm bloß irdische Triebfedern Schuld zu geben."

In diesem anmutigen Heim lernte der General Sebastiani Henriette Mendelssohn kennen und vertraute ihr die Erziehung seiner Tochter Fanny an. Hier traf sie Varnhagen 1814 wieder und berichtete darüber*):

„Henriette Mendelssohn glaubte ich mit ihrem Zögling, der Tochter des Generals Sebastiani, in der Normandie, ich fand sie aber unvermutet, als ich gerade zu Metternich gehen wollte, der im Sebastianischen Hotel wohnte. Mit ihr war durch den Eintritt in dieses Haus eine große Veränderung vorgegangen, sie war katholisch geworden, nicht eigentlich schon im Besitz eines festen Glaubens, aber voll Hoffnung ihn zu erlangen, und so traten die äußeren Ereignisse, wie groß sie auch sein mochten, ihr sehr zurück gegen die inneren, mit denen sie täglich zu kämpfen hatte. Ich konnte ihr von keinem Troste sein, im Gegenteil mehrte ich nur ihre Unruhe, denn sie sah mich gerade so reich, als sie geworden war, ohne daß ich in dieser Richtung reicher zu werden begehrte, was allerdings ihr Fall war, und wenn ihr dies zu werden gelang, so sah sie voraus, daß sie mich würde verwerfen müssen, was sie nur eben jetzt noch nicht durfte, da sie eingestandenerweise das mir Fehlende auch erst zu erringen hoffte. Eine wunderliche Verwirrung, in der aber doch mehr Unbequemes als Unterhaltendes war, und die unsern Umgang etwas ermatten ließ." —

*) a. a. O. T. IV, S. 137.

Möge nun diese Schilderung des Seelenzustandes der Neubekehrten etwas gefärbt sein oder nicht, so viel steht fest, daß Henriette den Frieden, den sie in der neuen Religion suchte, auch fand, und daß sie als überzeugungstreue Katholikin lebte und starb, ohne von den unangenehmen Eigenschaften, die so manchen Konvertiten oft anhaften, das mindeste angenommen zu haben. Über ihre Erlebnisse im Sebastianischen Hause, in dem sie bis zu Fanny Sebastianis Verheiratung im Jahre 1824 blieb, geben ihre vielen, an die Mendelssohnsche Familie gerichteten Briefe Auskunft.

„Glänzendes Elend“ kann man das Leben nennen, welches sie führte. Fanny Sebastiani war eine reiche Erbin, scheint auch ein gut geartetes, williges, aber im Grunde wenig beanlagtes Kind gewesen zu sein; doch mit welcher Aufopferung widmete sich Henriette dem undankbaren Geschäft, diesem mageren französischen Boden durch deutschen Fleiß einigermaßen lohnende Früchte abzugewinnen. Der Anfang freilich lautet ganz erfreulich in einem Brief an ihre Schwägerin Lea: „Herr R. wird Euch gesagt haben, daß er mich in einem der prächtigsten Hotels von Paris besucht hat und aus einer der schönsten Equipagen hat steigen sehn. Dies und noch weit mehr ist alles sehr wahr und ich versichere Euch, liebe Schwestern, es ist gar nicht dumm, so die Dame zu spielen, nur fällt mir auf eine sehr unbequeme Weise immer ein gewisses Lied meiner Großmutter ein: ‚Wenn's immer so wäre!‘ — Unterdes genieße ich dankbar, bis es anders wird. Das Beste, was ich jetzt besitze, das ganz wunderbare, unendlich liebliche Kind, und das unumschränkte Zutrauen ihres Vaters, dessen er mich unausgesetzt noch in seinen Briefen versichert, kann mir nur der Tod rauben, und vor dem müssen wir uns freilich beugen. — Erinnern Sie sich der Champs Elysées und der schönen Hotels

im Fauburg St. Honoré, die ihre Gärten nach diesen Champs Elysées haben? Nun, ein solches bewohne ich, und zwar Wand an Wand mit dem Kaiser, der im Elysée wohnt. Du, lieber Abraham*), wirst Dich selbst des Hauses erinnern, es hat vor Zeiten der Marquis de Gallo darin gewohnt. Es ist aber revu et corrigé, der General hat es aufs prächtigste und zugleich geschmackvollste möblieren lassen und eine schöne Gemäldesammlung angeschafft. In diesem Hotel nun bewohne ich im zweiten Stock eine Suite von vier Zimmern, die alle die Aussicht nach den Champs Elysées und unendlichen daranstoßenden Gärten haben. In allen diesen Zimmern ist beständig Kaminfeuer, sehr komfortable Fußteppiche und alles, was man zur Gemütlichkeit wünschen kann. Zu meiner und des Kindes Bedienung haben wir eine Köchin, die ich aus meinem Hause mitgebracht, zwei Kammerfrauen und einen Bedienten. Wagen und Pferde auf des Generals ausdrücklichen Befehl bloß zu meiner Disposition.— Ich habe meine eigene Wirtschaft (wie Mama das Wort Haushaltung immer nennt) und der Intendant bezahlt, was ich dafür ausgebe. Aus dem Benehmen selbst dieses Intendanten sehe ich, wie der General mich behandelt wissen will. Was ich nur wünsche oder nötig glaube, ist wie hergezaubert da. Kurz, ich wiederhole Euch, es ist nicht möglich, ehrenvoller und schmeichelhafter behandelt zu werden, als es mir hier widerfährt. Und ich bin ganz Deiner Meinung, lieber Joseph, daß diese Behandlung und die Meinung des Vaters troß allem übrigen Guten doch das Beste ist. Auch die Mutter überhäuft mich mit Protestationen — kurz, es geht ganz gut, und wenn mir der Allmächtige das Kind erhält, und mir gewährt, es troß der leichtsinnigen Umgebung gut, fromm und einfach zu erziehen, so will

*) Der zweite Sohn Moses Mendelssohns.

ich meine Bestimmung segnen! — Gut ist es, daß ich mich von jeher zur Einsamkeit gewöhnte, denn freilich verlebe ich die Abende ganz allein, und von dem, was man gewöhnlich Vergnügen nennt, kann die Rede nicht sein, da ich sie nicht verlasse und sie auch nicht zu solchen Dingen gewöhnen will. Aber diese Zurückgezogenheit kommt bloß den andern Leuten sehr traurig vor, mich erschreckt sie nicht, ich weiß nicht, was ich dieses Kindes wegen nicht täte, so unaussprechlich lieblich ist sie! Dein Bild, lieber Abraham, hängt an meinem Bette, und da habe ich ihr eines Morgens erzählt, daß Du auch eine Fanny habest, und nun fragt sie mich jedesmal beim Aufwachen, wie sich Deine Fanny befindet, und sendet Deinem Bild Grüße zu. — Ich habe nie ein schöneres, von Geist und Gemüt ausgezeichneteres Geschöpf gesehen, als dieses! Freilich kann ich mir auch das Zeugnis geben, daß wenige dies Kind so verstehen wie ich, obgleich sie von allen auf Händen getragen wird, aber bloß unter meinen ist sie in den wenigen Tagen — aufgeblüht möchte ich sagen. Gott erhalte sie mir!"

Jedoch einige Jahre später schreibt sie der Schwägerin: „Fanny liebt Sie und die Ihrigen zärtlichst und denkt in Liebe der Kinder. Sie wird täglich schöner, besser und bedeutender, wenn auch nicht unterrichteter; was hilft das aber? Ich sehe die sogenannte große Welt mit ihren verderblichen Forderungen und Versprechungen wie eine gewaltige Schneelawine näher kommen und alles mühsam Erreichte und Gepflanzte in einem Moment zerstören." —

In dem Kampf mit allen möglichen derartigen Einflüssen verging Henriettes Leben, und schließlich hatte sie doch mit jenen Worten einen leider nur zu prophetischen Ausspruch getan: sie bewahrheiteten sich auf das schrecklichste.

In einem andern Brief heißt es: „Fanny hat auf ihre Weise an Fanny Mendelssohn geschrieben; es ist nicht viel an dem Briefe. Überhaupt ist die einzige Virtuosität dieses Mädchens das eigentliche Sein. Ihr Gemüt, ihre Manier sind liebenswürdig; aber sie ist ganz ohne Talent und Neigung zum Lernen. Sie bedürfte Ihres Unterrichts, liebe Lea, ich bin zu ungeduldig und regellos." — Es wurde immer stiller um die beiden. „Ich weiß nicht, was Sie aus meinem Leben interessieren könnte, ich habe den Winter über sehr einsam und eingezogener als je gelebt, ich bin nicht zweimal in sechs Monaten in Gesellschaft und noch weniger im Theater gewesen, und nun lebe ich hier (in Viry, einem Dörfchen nahe bei Paris) mit Fanny unter Blumen, Blüten, Bäumen und Wasserfällen ein sehr einsames, aber doch vergnügliches Leben, von dem sich nur nicht viel sagen läßt, denn es bleibt doch wahr, bloß Menschen sind den Menschen wichtig, in der sinnlichen Natur ist alles übrige bloße Zugabe." —

Eine Unterbrechung in dies einförmige Leben und das fast ausschließliche Zusammensein mit einem unentwickelten, trägen Kinde — denn daß sie das war, wird doch allmählich auch dem liebenden Gemüt ihrer Erzieherin klar — brachte 1819 die Anwesenheit ihres geliebtesten Bruders Abraham in Paris, die sie in vollen Zügen genoß, und namentlich eine Reise, die dieser mit ihr nach Havre machte: „Ich habe meiner eigenen Lust und Ihres Gemahls ausgezeichnetem Reisetalent nicht widerstehen können, und so ist aus einer Fahrt von vier Stunden, die ich ihm vorgeschlagen, während Fanny S. auf 14 Tage mit ihrem Vater zu Leuten gegangen, wo ich meine Gegenwart nicht nötig hielt, eine Reise von 8 oder 10 Tagen geworden, die mir, da ich seit ebensoviel Jahren nicht weiter als etwa vier Lieues von Paris mich entfernt, als das größte Unternehmen vor-

kommt, das seit Kolumbus selig gemacht worden ist! Wir sind nun wirklich in Havre, haben das Meer, und Ebbe und Flut, und große und kleine Schiffe von innen und außen gesehen, und bewundert, und wo uns nur irgend etwas gefiel oder in Erstaunen setzte, war es Abrahams und mein stiller Wunsch, es Ihnen und den Kindern zeigen zu können. Aber seien Sie ruhig, liebste Lea, mir ist dieser Wunsch nicht über die Lippen, wenn auch oft in die Seele gekommen, ich begreife Ihre Liebe zur ungestörten Ruhe, und kann es nur bedauern, daß Ihnen darüber so mancher Genuß entgeht, und besonders, daß Sie Abrahams Reiseliebenswürdigkeit so brach liegen lassen, es ist nicht möglich, artiger, gütiger, geduldiger und gleicherer Laune zu sein, ich setze nämlich voraus, daß er Ihre Briefe pünktlich erhält, denn entfernt von Ihnen scheint es, daß ihm diese Briefe ein Lebens- und Liebesbedürfnis sind. Bei unserer Ankunft gestern hat er einen vorgefunden, und nun bleibt er nur deshalb noch den morgenden Tag hier, um sicher zu sein, Ihren nächsten Brief nicht zu verfehlen, denn es geht übermorgen zurück nach Paris, wo ich denn in Viry an allem was ich jetzt sehe, mich noch lange erfreuen will. Haben Sie schon ein großes Schiff gesehen? Ja, ich erinnere mich, daß Sie in Hamburg waren, also können Sie mich verstehen, im Falle Sie auch nicht meiner Meinung sind, wenn ich Ihnen sage, daß ich bei aller Bewunderung, die ich dem menschlichen Geist nicht versagen kann, wenn ich sehe wie er dieses furchtbare Element betrügt, bekämpft und regiert, doch eigentlich wenig dabei fühle; das kleinste Gedicht von Goethe rührt mich mehr und macht mich stolzer auf die Menschheit. — Das wirklich Erhabene ist das Meer und seine Wogen, dieser Ernst und diese Kraft, wenn die Wellen sich am Ufer mit Getöse brechen, sind erschütternd und ziehen mich mehr

an, als das schmutzige und störende Gewimmel und Getümmel auf den Schiffen. Es neigt sich mein Gemüt immer mehr und mehr zur Stille — es will Abend werden." —

Vom Jahre 1820 ab war es nicht mehr so einsam im Haus, aber leider verlor Henriette eher bei der Veränderung, als daß sie gewann. „Ich sitze hier mit dem langweiligsten, stupidesten Menschen von allen, die auf diese Weise das Leben durchziehen, ganz allein an einem langen Winterabend; wie ich aber nach einem so verlebten Abend, wo nicht einmal Fanny zu Hause ist, Geist und Leben zu einem Brief an Sie, liebste Lea, hernehmen soll, das weiß ich selbst noch nicht; ich will auch gar nicht überlegen tant pis pour vous! Sie werden mich denn doch leicht los, es ist nur ein Brief, und man kann ihn beiseite schieben, er geht doch nicht den ganzen Abend im Zimmer auf und ab, speit nicht, schnarcht nicht beim Atemholen wie mein Nebenmensch, mein täglicher Gesellschafter seit zwei Monaten und vielleicht auf fünf Jahre, denn es ist ein Deputierter! — Sie sehen, ich leide für die gute Sache! — Wenn es aber unter den drei konstituierten Gewalten, aus denen die repräsentative Monarchie besteht, viele solcher Käuze gibt, so ist's wahrlich schlimm, und ich für meinen Teil zöge dann die Türkei oder jeden anderen Despotismus vor." Und in einem anderen Briefe heißt es: „Ihr in Eurer paradiesischen Künstlerwelt lebt so vergnüglich, während die innere und äußere Politik hier mit der bekannten französischen Lebhaftigkeit und mit dem größten Lärm als das einzig Wichtige behandelt wird. Freilich, wenn ich hier sage, so gilt das bloß dem Zirkel, oder bestimmter zu reden dem Hause, dem Zimmer, in dem ich lebe. Wir hören von nichts anderem, als sogenannter Politik und sehen bloß eine gewisse Anzahl Deputierter, recht eigentliche

Repräsentanten der Langeweile. Es wird viel hin und her gesprochen, wobei ich mich nicht enthalten kann, Fanny zu bedauern, daß ihr Knospenalter unter diesen Gesprächen vergeht, und für mich selbst die Achseln zu zucken, wenn alles doch darauf hinausläuft, daß die Herren im Spiegel der Zeiten immer nur ihr eigenes Bild sehen. Und diese sind noch die besseren, denn der Eigennutz ist noch ein schlechteres Motiv als die Eitelkeit." — Daran schließt sich ein allerliebstes weibliches Glaubensbekenntnis: „Ich sehe aus Ihren ernsthaften Ermahnungen und Auseinandersetzungen, daß Sie meine Neckereien, die eigentlich Mendelssohn allein betrafen, mißverstanden, und, mich wenigstens für eine Jakobinerin haltend, die jedem Fürsten und Grafen den Hals umdrehen möchte, sich mit den besten Gründen gegen meinen Liberalismus verteidigen. Wie sehr bedauere ich, daß ich Ihren Brief nicht allen denen hier verständlich machen kann, die meinen vermeintlichen Hang zu den Ultras tadeln. Eigentlich sind aber beide Beschuldigungen gewissermaßen begründet, denn ich mache es wie Praxiteles mit seiner Venus, ich nehme von jeder Partei was mir gefällt, und bilde mir daraus so eine Politik fürs Haus, zum eigenen Gebrauch; zu dieser gehört es aber auf keine Weise, persönlichen Wert in höheren Ständen nicht gelten zu lassen. Gute, gebildete, geistreiche Menschen sind selten, aber gewiß haben bis jetzt die höheren Klassen schon durch ihre Sicherheit im Leben einen Schritt vor uns anderen voraus; freilich geschieht es auch wohl, daß sie eben auf diesem Punkt stehen bleiben und gar nicht umhersehen, wer an ihnen vorübereilt, sondern sich noch immer die Ersten dünken." —

Nach diesen langweiligen Wintern war es denn freilich eine Erholung, wenn sie in den Sommern wieder aufs Land, in die Einsamkeit gingen, und Hen=

riette genießt es mit echt deutschem Sinn: „Ich bin,“ schreibt sie 1821, „seit drei Wochen mit Fanny auf dem Lande, zwar in der völligsten Abgeschiedenheit, aber auch im ungestörtesten Genuß des poetischsten Frühlings, den wir noch erlebt! Alles, was man in spanischen Romanzen von Blumen, Vogelgesang, blinkendem Tau und funkelnden Sternen liest, das haben und genießen wir in ganzer Fülle! — Wir bewohnen ein kleines freundliches Landhaus, von duftenden Gewächsen und schattigen Bäumen umgeben, es liegt nahe genug an der Seine, daß wir bald die reizenden Ufer zu unserm Spaziergang wählen, bald auf dem Fluß selbst den Sonnenuntergang erwarten. Rechnen Sie nun dazu, Liebe, daß ich in diesem Augenblick vielen sehr unangenehmen Familienszenen in Paris entgehe, daß Fanny sich in dieser Einsamkeit nicht mißfällt, und Sie werden es gerne glauben, daß ich kaum einen anderen Wunsch noch habe, als mit Ihnen und Euch allen, die Ihr mir so lieb seid, mein Vergnügen teilen zu können. Ich breche keine Blume, ohne an mein Beckchen*) zu denken, das Klavier erinnert mich an den herrlichen Genuß, den die Kinder verschaffen würden, und der Mangel an vernünftiger, geistreicher Unterhaltung läßt mich die Eltern doppelt vermissen. — Fanny hat eine gute Stimme, aber Gott weiß, sie singt im Schweiße meines Angesichts, denn sie ist von Grund aus unmusikalisch und zugleich so träge und ungeduldig, daß es einem recht guten italienischen Singlehrer, den ich ihr gegeben, nicht gelingen würde, etwas aus ihr zu bilden, wenn ich nicht durch ewig wiederholtes Bemühen nachhülfe.“ —

War jene Havrereise mit ihrem Bruder eine wirkliche Erfrischung gewesen, so kann man dies weniger sagen von einer im Jahre 1823 mit Gene-

*) Rebecka, die zweite Tochter Abraham Mendelssohns.

ral Sebastiani und Fanny unternommenen nach der Provence:

„Freunde und Badegäste bedauerten uns, eben in der heißesten Jahreszeit eine Reise nach dem brennenden Süden zu unternehmen, und diejenigen, welche das Land und meine Neigung für schattige Spaziergänge, stille Ruheplätze und reine, milde Luft kannten, machten mich ganz bange durch Beschreibungen, die jenen Thümmelschen sehr unähnlich waren; desto ähnlicher waren sie aber der Provence, die ich nun, freilich zur ungünstigsten Zeit, gesehen. Noch hat mir von den Ländern, die ich kennen gelernt, keines so mißfallen als diese Provence mit ihren traurigen Olivenwäldern, entlaubten Maulbeerbäumen, die einem die nackten Zweige entgegenstreckten, seinen kahlen Felsen und dem verdorrten Boden, auf welchen die Granathecken wie zur Strafe hingebannt scheinen. Während Sie nun auf diesem staubigen Boden fortrollen und das unerfrischte Auge vor der brennenden Sonne verschließen, wird Ihr Ohr unaufhörlich durch das betäubende Geschrei riesenhafter Heuschrecken beleidigt, die auf beiden Seiten der Heerstraße ihr Wesen treiben, und mich, als wäre es eine vermehrte Auflage der pharaonischen Plage, recht eigentlich zur Verzweiflung brachten. So ging es bis zum Pont du Gard vor Nîmes. Hier meine Liebe bin ich geneigt, den St. Preux zu parodieren, sein Anruf an den Schöpfer ‚j'avais une âme pour la douleur, donnez m'en une pour la félicité' kommt mir in den Sinn. Ich habe wohl Ausdrücke finden können, Ihnen mein Mißfallen an dem französischen Afrika zu schildern, aber es ist mir ganz unmöglich, Ihnen von diesem der Ewigkeit trotzenden Monumente und der von der Natur so reich ausgestatteten Wildnis, in welcher es die Römer hingezaubert, etwas anderes zu sagen als — es ist unbeschreiblich,

und von einem Eindruck, der sich mit nichts vergleichen läßt. Dieses Monument allein ist die Reise schon wert, obgleich auch das Amphitheater in Nîmes sowie die übrigen dort befindlichen Altertümer die Seele mit staunender Bewunderung für jenes Riesenvolk erfüllen — aber freilich — tritt man heraus aus jenen ernsten, erhabenen Steinmassen, so wird man peinlich gestört, sowohl durch den Anblick der schlechten, dürftigen Wohnungen des jetzigen Geschlechts, als durch die wilden, brutalen Züge des Volkes selbst, unter welchem die in unseren verhängnisvollen Zeiten so berüchtigten Mörder ganz ruhig, obschon bekannt, leben, und die jedem Hasse, jeder politischen Meinung, die ihnen Gold bietet, zu Gebote stehen. — Wie ganz anders ist es beim Pont du Gard! Da rauscht der Bergstrom noch wie vor 2000 Jahren, da ranken Feigen- und Granatbäume am Felsen hinan und schlingen sich zwischen den Arkaden und Säulen hindurch wie die unermüdliche Natur es ihnen nach 2000 Jahren noch gebieten wird.

Aber, Liebe, zu meinem Schrecken werde ich gewahr, daß auch ich noch 2000 Jahre dauern müßte, um diesen Brief zu endigen, da ich auf der fünften Seite erst in Nîmes bin! Seien Sie aber unbesorgt, ich will Ihnen nur geschwind noch zwei Erfahrungen mitteilen, die ich von dieser Reise mitgebracht, daß nämlich das Klima, in welchem wir geboren, möge man es auch noch so früh mit einem andern vertauschen, unsere Sinnesart modifiziert und unbesiegbare Rechte auf uns erhält, zweitens, daß die echte, wahre, rein moralische, religiöse und philosophische Bildung, die allein doch nur den Namen der Zivilisation verdient, bloß im Norden zu Hause ist — und nun führe ich Sie schnell über Marseille, wo wir acht Tage verweilten, und Avignon, wo wir die Fontaine de Vaucluse —

nicht gesehen, nach Paris zurück, wo wir nun leider! den Rest des Sommers ausharren müssen." —

Nun aber nahte eine wirklich tragische Epoche für die Arme: Fanny Sebastiani, eine sehr reiche Erbin, kam in das heiratsfähige Alter, und ihre treue Erzieherin, die Jahre und Jahre mit liebender Sorgfalt Mutterstelle an ihr vertreten, sollte erkennen, daß es schließlich doch nur eine Rolle gewesen, die sie dort hatte spielen müssen. Jene Worte: „Ich sehe die große Welt mit ihren verderblichen Forderungen und Versprechungen wie eine gewaltige Schneelawine näher kommen, und alles mühsam Erreichte und Gepflanzte in einem Moment zerstören" — sie fingen an, wahr zu werden; ihre letzte, schreckliche und buchstäbliche Erfüllung hat sie glücklicherweise nicht mehr erlebt.

Am 11. Mai 1824 schreibt sie an ihren Bruder Abraham: „Erinnerst Du Dich wohl, lieber Bruder, des Tages bei Deinem letzten Aufenthalte in Paris — wo Du mir Dein Manneswort gabst, daß, sobald ich die Aufforderung an Dich ergehen lassen würde, Du mir mit Rat und Tat beistehen, ja selbst kommen würdest, wenn es not täte? Ich fordere Dich noch nicht auf, Dein Wort zu erfüllen, obgleich eine sehr große Veränderung meiner Lage mir sehr nahe war, aber meine Freude, Euch alle hier zu sehen, wäre um so reiner und größer. — Was ich mit allem diesen sagen will, ist folgendes: Unter zehn Freiern, die sich seit der Rückkunft des Generals aus Korsika (vor etwa zwei Monaten) um Fannys Hand bewarben, war es nahe, sehr nahe daran, daß der Vater den glänzendsten und — schlechtesten gewählt hätte. Wie aber hier in großen Familien eine solche Unterhandlung betrieben wird, vor dieser Erfahrung hat Euch Gott behütet. Es war eine sehr schlimme Zeit, bei der mir die Gegenwart unseres Bruders*)

*) Joseph.

ein wahrer Trost war! Von dieser Heirat ist nun die Rede nicht mehr, aber in wenigen Monaten soll hoffentlich eine andere zustande kommen, von welcher für meine arme Fanny so viel Gutes zu erwarten ist, — als es die gefährliche Lage einer reichen Erbin erlaubt. Wie sehr mich alles dies, nebst den erregenden Bestandteilen von Intrigen, Klatschereien, Eitelkeit, Leichtsinn und dergleichen erschüttert, beschäftigt und betrübt hatte, werden Sie*) bei aller Mutterliebe doch nur halb begreifen, denn bei Ihnen und Mendelssohn fehlen ja eben diese schlechten Elemente! Fanny selbst hat sich recht brav und einfach gut gezeigt. Wir gehen nun in wenigen Tagen aufs Land — wo sie ihre gewohnte Lebensweise hoffentlich ruhig fortsetzen soll, bis ihre Stunde schlägt. Was ich dann vorzunehmen gedenke, darüber bin ich selbst noch ungewiß, wahrscheinlich werde ich noch einige Monate nach der Verheiratung im Hause — wenigstens wohnen — und dann mit Gottes Hilfe wieder in Eurer Nähe leben."

Am 10. Juni 1824 heißt es dann weiter: „Um Euch zu erklären, wie es mir möglich gewesen, Fannys nun entschiedene und ziemlich nahe Verbindung mit dem Sohne des Herzogs von Praslin nicht schon früher angekündigt zu haben, dazu möchte ich das Wundertalent unseres Felix besitzen, um Euch in leidenschaftlichem Gesang den Contrasto d'affetti zu schildern, der mir seit diesen letzten drei Monaten das Herz zerreißt — mit Worten würde ich es vergeblich versuchen! Vor einigen Monaten, als man im Begriff war, eine traurige Wahl zu treffen, war ich um Fanny in der höchsten Besorgnis und grämte mich tief über das traurige Los, das ihr bevorstand. Nun aber mit Gottes Hilfe eine andere Verbindung zustande gekommen ist, von

*) Hier wird Abrahams Frau, Lea, angeredet.

der sich, auch wenn die schönen Hochzeitskleider vertragen sein werden, manches Gute erwarten läßt, und Fanny so überselig ist, bin ich selbst meine Qual, — und die Frage von sogenannten teilnehmenden Freunden: ‚Was denken Sie zu tun?' — ist mir ein schneidendes Schwert. Daß die Treue und Liebe, die ich dem Kinde und dem Mädchen in dieser Reihe von Jahren bewiesen, eigentlich nur eine Rolle war, daß der Vorhang nun fällt und Fanny morgen in einem neuen Stück erscheint, in welchem keine Rolle für mich ist, das hätte ich mir allerdings immer sagen sollen — vielleicht habe ich es mir auch zuweilen gesagt — aber wie ganz anders dringt die Wirklichkeit ein! — Danken Sie Gott, liebe Schwester, daß Sie dies nie empfinden werden, daß die Versorgung Ihrer Fanny eine für Sie neue, ungetrübte Freude sein wird.

Fannys Bräutigam ist der Sohn des Herzogs von Choiseul-Praslin — ein junger Mensch von 19 Jahren, der noch vor etwa drei Monaten auf keine Weise an irgend eine Heirat dachte, sondern sich zur Ecole polytechnique vorbereitete, wo er eben eintreten sollte. Die Furcht vor der Heirat mit dem Sohn des Herzogs von Fitz-James, einem verdorbenen, ausschweifenden, jungen Menschen, und die Schwierigkeiten, die sich den Wünschen anderer Bewerber entgegenstellten, brachten einige Freunde des Hauses, die zugleich den Herzog kannten, darauf, diesem den Vorschlag zu tun, Fanny für seinen Sohn zu fordern. Er war es sogleich zufrieden — der junge Mensch, der Fanny wohl schon gesehen hatte, auch — und so kam denn die Verbindung zustande. Im September wird die Heirat vollzogen, und an demselben Tage reisen die jungen Eheleute auf ein Gut ihrer Eltern, das Sie, liebe Schwester, sehr gut aus den Briefen der Sévigné kennen. Es ist dasselbe Schloß, das der Surintendant Fouquet mit

so ungeheuerem Aufwande bauen ließ, und wo er selbst bei einem Fest, das er Ludwig XIV. gab, verhaftet wurde. Durch die Genealogie der Frauen ist dies ungeheuere, halbverwüstete, mir sehr widrige Schloß jetzt in der Familie Praslin. Noch sind die Zimmerverzierungen dieselben, man sieht überall an den Wänden Eichhörnchen (Fouquets Wappen) gemalt, die von zischenden Schlangen verfolgt werden. Diese waren bekanntlich in Colberts Wappen. Die Bettvorhänge des Herzogs von Praslin sind dieselben, unter denen Ludwig XIV. schlief, wenn er eine Nacht in Vaux zubrachte. — Aber trotz allen diesen Altertümlichkeiten ist das Schloß verwüstet und erfordert jährlich mehr als 20 000 Franks, um nur nicht ganz zu zerfallen. Ich kenne nichts Unfreundlicheres als ein so großes Gebäude im altfranzösischen Stil mit seinen Terrassen, Vorhöfen, Gittern und Brücken, wenn es nicht durch zahlreiche Bewohner und Dienerschaft belebt wird, und dies ist eben nicht der Fall hier. Fannys neue Familie ist für mehr als haushälterisch, nachlässig und schmutzig bekannt. Übrigens aber sehr würdige Personen, die ihre Kinder nach den besten Grundsätzen, und was mir höher gilt, durch das beste Beispiel erziehen, da sie sehr einig leben. Dies sind denn auch allerdings die Gründe, welche die Verbindung wünschenswert machen. Denn der junge Mensch ist weder reich, noch eben angenehm oder geistreich, aber da es nun einmal, um die Eltern zu befriedigen, ein altadeliger Herzog und Pair des Reiches, oder doch wenigstens der älteste Sohn eines solchen sein mußte, so war die Wahl beschränkt. Von allem, was ich übrigens anders wünschen könnte, sieht Fanny nichts; sie war ganz bereit, irgend einen andern, den man für sie gewählt haben würde, zu heiraten, nun ist sie aber auf das wünschenswerteste in ihren Bräutigam verliebt. Sie bringt den ganzen

Tag mit ihm bei ihrer Großmutter zu, die an den Folgen einer Brandwunde das Bett hütet, und findet sich sehr glücklich. Unterdes erfülle ich meine letzte Pflicht und besorge ihre Aussteuer. Wie oft habe ich dabei an Sie gedacht, Liebe! — Wie viel schöne Stücke Leinewand Sie wohl schon genäht und ungenäht für Fanny bereit halten. Hier hat man bloß die Mühe der Wahl oder der Bestellungen — aber welche Verschwendung auch! — man ersparte die Hälfte, die man den Lingèren opfert; durch diesen Gedanken wird mir das Geschäft eigentlich sehr unangenehm. Zudem ist es eine Verantwortlichkeit, denn so hoch auch das Budget ist — es sind 20000 Franks dazu bestimmt — wissen einen die mädchenhaften Wünsche und die Künste der Lingèren immer darüber hinaus zu treiben. —

Gott, wieviel habe ich Euch über einen und denselben Gegenstand vorgeschwatzt — ich könnte noch bogenlang schreiben und Ihr wüßtet doch nicht, wie traurig ich bin.“ —

Über den 19 jährigen Ehemann schreibt sie noch: „Übrigens hat man dem jungen Mann alle Lehrer gegeben, die er früher hätte haben sollen, und er studiert auf einmal und zu gleicher Zeit: Geschichte — Griechisch — Latein — Deutsch — und die Rechte! — Kommt Dir dies nicht sonderbar vor? Und doch hat der General recht, das Versäumte so viel als möglich nachzuholen. Ich meine aber, wenn Du etwa solche Kenntnisse in Deinem künftigen Schwiegersohne suchtest, würdest Du wünschen, daß er sie zur Mitgabe brächte.“

Das Ende war dieses Anfanges würdig: das alte, wüste Schloß, die an Brandwunden daniederliegende Großmutter — es ist ein trüber Prolog und er bekommt eine noch trübere Färbung, wenn man weiß,

was ihm folgte: der Herzog von Praslin ermordete seine Frau, die arme Fanny, im Jahre 1847 und entzog sich der Verurteilung zum Tode durch Selbstmord. Der Prozeß machte seinerzeit ungeheueres Aufsehen und trug nicht wenig dazu bei, die Regierung Louis Philipps des letzten Restes von Popularität zu berauben, da der Herzog Persona grata bei Hof gewesen war und man die Regierung beschuldigte, dem Selbstmord Vorschub geleistet zu haben.

Bis jetzt sind diejenigen Stellen aus den Briefen Henriettens ins Auge gefaßt worden, welche ihre persönlichen Verhältnisse behandeln. Aber auch in anderen Beziehungen wimmeln diese Briefe von interessanten Einzelheiten; ihr reger Geist zeigt sich in anschaulichen Schilderungen von Personen und Ereignissen. Leider war es damals sehr gefährlich, sich brieflich offen auszusprechen, namentlich für eine in Paris lebende Deutsche und ganz besonders für die Erzieherin der Tochter eines napoleonischen Generals. So findet sich denn aus der Zeit bis 1815 fast kein einziges auf die Weltereignisse bezügliches Wort; aber als die Kanonen der Verbündeten vom Montmartre niederdonnerten, da fühlte Henriette, daß die Fesseln im Begriff waren, zu fallen, und sie gibt ihrer Schwägerin die folgende anschauliche Schilderung des Zustandes in Paris während der Schlacht: „Der Kanonendonner hat die schwarzen, schweren Gewitterwolken geteilt und ich will den hellen Augenblick benutzen, ehe sie sich wieder sammeln. — Ich habe am 10. Juli Ihren Brief vom 26. April erhalten, aus einem anderen Jahrhundert also, denn die Welt und alle Begebenheiten kreisen jetzt in so unglaublicher Schnelle, daß zwei Monate wohl dafür gelten können — Europa ist also wieder in Frankreich! Die Sache ist kurz und gut abgetan worden, bleibt aber ein Frankreich in Europa, so möchte dieser glorreiche

Feldzug wohl keine anderen dauernden Folgen haben als das unsäglichste Elend; indessen dies ist die Sache des sich neu anknüpfenden Kongresses. Übrigens scheint es, daß meine deutschen Bekannten mich in den Bann getan, ich sehe niemand von den vielen hier Versammelten, dafür habe ich aber die Annehmlichkeit, alle Klagen über vos Prussiens anhören zu müssen, die sich denn auch wirklich als Rächer bezeigen, sie rauben, sengen, brennen und morden, als hätten sie's aus irgend einer Legende des Mittelalters gelernt, was aber am meisten hier verdrießt, scheint der Mangel an Höflichkeit zu sein. Ich habe schon verschiedene Male sagen hören: ‚Les soldats des autres nations prennent, mais poliment, ce n'est pas comme ces Prussiens!' — Unterdessen habe ich mir das Vergnügen gemacht, mich mit Soldaten von einem Regiment brauner Husaren, das vor unserem Garten während acht Tagen kampierte, zu unterhalten und mich des gesunden, geraden Sinnes und der Rechtlichkeit, die ich bei manchen von ihnen gefunden, gefreut. Ich habe ihnen Vorwürfe gemacht, daß sie es den Franzosen so in ihren Räubereien nachahmen, während die englischen Truppen sich so gesittet und edel bezeigen, da antwortete mir einer, der das Eiserne Kreuz hatte: ‚Wir sind nun einmal gehaßt in Frankreich, es ist alles eins!' — Wundern kann es Dich, lieber Abraham, so wenig als mich, wenn ich Dir erzähle, wie in der Gegend von Paris gehaust wird, aber betrüben wird es Dich doch, wie diese schöne Sünderin so traurig endet. St. Denis, Montmorency, St. Cloud, Sèvres, Sceaux, Malmaison sind auf Jahre hinaus verheert und Paris ist zum zweitenmal, wie durch ein Wunder, verschont geblieben, während man sich so ganz in seiner Nähe mit der größten Erbitterung schlug. Welche angstvolle Tage ich verlebt habe, kannst Du Dir leider denken, da Ihr ähnliche kennt, aber

dennoch hatten die letzten Zeiten einen fürchterlicheren Charakter, als alle, die Ihr in Deutschland erlebt, denn Ihr wart einig und hier war der Ausbruch des schrecklichsten Bürgerkrieges täglich zu erwarten, während die fremden Armeen vor den Toren waren, die sich nur öffneten, um die große Zahl der Verwundeten einzulassen, die stündlich die andringende Gefahr bekannt machten. Viele Nächte hindurch zog der Pöbel der Vorstädte unter dem Namen der Fédérés mit wütendem Gebrüll durch die Straßen und ohne die wahrhaft heroische Anstrengung und das edle Benehmen der Garde nationale waren wir gewiß verloren. Wie nun aber auch das Ungeheuere in Paris eine leichtsinnige Gestalt annimmt, geschah es, daß während jener Jammertage Theater und Spaziergänge, sowie alle öffentlichen Plätze mehr als je besucht wurden; geputzte Damen fuhren in Kaleschen dem feindlichen Lager so nahe als möglich, und es fehlte nicht viel, so hätte die Reihe der Stühle auf den Boulevards, auf welchen Herren und Damen sich gemächlich streckten, sich bis ins englische Lager bei Neuilly hingezogen. Sie hielten diese stupide Sorglosigkeit für die beste Weise, ihrem Könige Anhänglichkeit zu beweisen. — Übrigens ist es mir selbst widerfahren, obgleich der leichte Sinn mir eben nicht zuteil geworden, daß ich eines Abends mit der Kleinen ruhig in den Tuilerien saß und mit Mme. Brochay plauderte, während ganz Paris in der fürchterlichsten Bewegung war, ich ward es aber nur gewahr, als ich schon zu Hause angelangt war und nun einen schrecklichen Tumult und Flintenschüsse auf den Straßen und in den Champs Elysées hörte. Tags darauf las ich in der Zeitung, daß am vorigen Abend eine Verschwörung entdeckt und vereitelt worden sei, deren Absicht war, Paris in die Luft zu sprengen. Diesem Salto mortale wären

wir also innerhalb 15 Monaten zum zweitenmal entgangen! *) —

Auf dem Lande lebte Henriette einige Jahre als nahe Nachbarin von Davoust, und sie schreibt über diesen folgendermaßen: „Als eine merkwürdige Tatsache muß ich Ihnen doch erzählen, daß dieser fürchterliche Davoust, der Schrecken des Nordens, der Urheber so unsäglicher Leiden, in seinem Hause ganz ohne Willen ist. Er hat nicht den Mut, dem geringsten Diener etwas zu befehlen, ohne die Einwilligung seiner Marschallin, die das Hauskommando ebenso unerbittlich streng übt, als er die eroberten Länder regierte." — Und in einem zweiten Brief: „Marschall Davoust, seine Frau, die eigentlich das Hausregiment führt und seine Kinder sind unsere tägliche Gesellschaft. Als er das erstemal meinen Namen hörte, frug er den General S., der eben mit uns war, ob ich Verwandte in Hamburg habe, er hätte dort sehr ehrenvolle und geehrte Personen dieses Namens gekannt. — Beinahe alle seine Bediente sind Deutsche, seine Töchter lernen Deutsch recht ernsthaft, und er bittet mich jedesmal inständig, ihm zu sagen, ob sie etwas Deutsch wüßten. Das politische Leben dieses Mannes ist mir unerklärlich, wenn ich ihn im Hause und unter seinen Kindern betrachte; er ist ein Vater, wie Abraham nur sein kann, mischt sich in alle ihre Spiele mit wahrer Herzlichkeit,

*) Zur Rechtfertigung der Preußen gegenüber den Engländern — wenn überhaupt eine Verschiedenheit beider Armeen stattgefunden — ließe sich wohl anführen, daß die Engländer nicht wie wir den Feind im Lande gehabt hatten: die Erbitterung eines Menschen, der sein Gut verwüstet, sein Vieh fortgetrieben, seinen Hof niedergebrannt, seine Frau oder Tochter gemißhandelt weiß, ist natürlich größer, wenn er sich in der Lage sieht, Wiedervergeltung üben zu können, als die eines andern, der alles dies nur vom Hörensagen kennt.

und seine älteste Tochter, ein Mädchen von 14 Jahren, die ihm ganz ähnlich sieht, ist das sanfteste Geschöpf, das ich kenne. Bloß auf eine Weise sind mir die Greuel, die unter seiner Herrschaft in Hamburg verübt wurden, erklärlich: Er scheint mir sehr einfältig, schwerfällig und unwissend zu sein. In seinem Hause ist er ohne Einfluß, und so war es gewiß während seines Kommandos; irgend ein Elender hat an seiner Stelle gehandelt! Das ist aber freilich den armen Bedrückten ganz einerlei, und er ist vielleicht noch strafbarer, daß er so Ungeheueres geschehen ließ." —

Henriette war, wie oben angeführt, zur katholischen Religion übergetreten; bei Dorothea haben wir gesehen, daß sie sogar zweimal die Religion wechselte und auch schließlich zum Katholizismus gelangte. Die Strömung der Zeit begünstigte derartige Seelenzustände und Wandlungen. Auch die eine Schwester Wilhelm Hensels*), die erst kürzlich verstorbene, als Dichterin geistlicher Lieder bekannt gewordene Luise Hensel war, obgleich Tochter eines protestantischen Predigers, katholisch geworden. Ebenso, um nur bei dem Kreis der näher mit der Mendelssohnschen Familie Verbundenen zu bleiben, Marianne Saaling, die später noch erwähnt werden wird.

Henriette nahm es, wie gewöhnlich Proselyten, mit der neu angenommenen Religion sehr ernst.

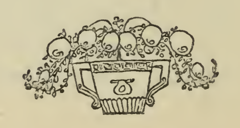
Von der schönen gegenseitigen Toleranz, mit der solche Sachen in der Familie behandelt wurden, zeugt ihr Testament, dessen Eingang also lautet:

„Da ich in diesen Worten zum letztenmal mit meinen lieben Verwandten rede, sage ich ihnen hiermit Dank, sowohl für alle Hilfe und Freundschaft, die sie mir im Leben bewiesen, als auch dafür, daß sie mich auf keine Weise in der Ausübung meiner Religion gehindert,

*) Siehe pag. 132.

und keine Gehässigkeiten gegen dieselbe an den Tag gelegt haben, so daß ich es mir selbst zuschreiben muß, wenn Gott der Herr mich nicht der Gnade gewürdigt hat, meine Geschwister zur katholischen, wirklich seligmachenden Kirche hinüberzuziehen. Möge der Herr Jesus Christus mein Gebet erhören und sie alle mit dem Lichte seiner Gnade erleuchten! Amen!" — Nun folgen die Dispositionen über ihr kleines Vermögen und viele Andenken, und der Schluß heißt: „Ich ersuche meine Brüder oder diejenigen Verwandten, welche dies Testament eröffnen werden, mir die Totenfeier der katholischen Kirche zu gewähren, übrigens aber mich in aller Frühe so still als möglich und ganz einfach bestatten zu lassen. Die Namen Maria Henriette Mendelssohn möchte ich auf dem Leichenstein und auf dem Kreuze, das ich an dem Grabe zu setzen bitte, die Worte: Redemisti me, Deus, Deus, veritatis!" Der Herr stehe mir bei in meiner letzten Stunde und gebe allen meinen geliebten Verwandten seinen Segen, im Leben wie im Tode." —

Henriette ging nach der Verheiratung von Fanny Sebastiani nach Berlin zurück und lebte in innigem Verkehr mit der Familie ihres Bruders, Abraham Mendelssohn Bartholdy, der sie zusammen mit seinem ältesten Sohne Felix von Paris abholte. Sie starb am 9. November 1831, wie ihre Nichte, Fanny Hensel, in ihrem Tagebuche schreibt, „mit einer Fassung, einem so klaren Bewußtsein und solcher Sorge für andere bis zum letzten Augenblick, daß sie ihrem schönen Leben die Krone aufgesetzt hat."





Abraham Mendelssohn Bartholdy

Abraham Mendelssohn*), dem zweiten Sohne von Moses, war es vorbehalten, dem Namen wieder einen neuen und größeren Glanz zu verleihen, und zwar in seinem Sohn Felix. Daher das bescheiden-humoristische Wort, was er gesprochen: „Früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes." Dieser Ausspruch ist charakteristisch für ihn: er bildet allerdings ein Mittel- und Verbindungsglied zwischen dem festen Judentum Moses' und dem innigen Christentum Felix' und Fannys, zwischen der philosophischen Weltanschauung des Vaters und der künstlerischen der Kinder; aber er war selbst eine harmonische, in sich ausgebildete, markige Natur; es war nichts Epigonenhaftes in ihm.

Über seine Jugend bis zum Anfang dieses Jahrhunderts fehlt es an Nachrichten; im Jahre 1803 finden wir ihn im Fouldschen Kontor in Paris als Kassierer. Er wird hier häufig mit seiner Schwester Henriette in ihrem traulichen Gartenhaus in der Rue Richter über seine Zukunft und über seine Lebenspläne gesprochen haben, und es ist höchstwahrscheinlich, daß es Henriette war, die seine Gedanken auf Lea oder Lilla Salomon**), ihre intime Freundin, lenkte. Diese lebte in Berlin in

*) Geboren den 11. Dezember 1776.

**) Geboren den 26. März 1777.

angenehmen Verhältnissen und ausgebreiteter Geselligkeit. G. Merkel, der genau mit der Salomonschen Familie befreundet war und mit Lea in lebhaftem Briefwechsel stand, hat nach ihrem Tode (1842) einige dieser Briefe der Familie zurückgegeben, zugleich mit folgender Jugendschilderung der Schreiberin:

„Lea Salomon. Das war ihr Jungfrauenname. Bartholdy nannte sich ihr älterer Bruder nach dem ehemaligen oder vielleicht angeblichen Eigentümer des Gartens, den die Familie besaß*). Lea war nicht schön, aber reizend durch ihr sprechendes, schwarzes Auge, durch ihren Sylphidenwuchs, durch ihr zartes, bescheidenes Benehmen und ihre geistvolle Unterhaltung voll heller Verstandsblitze und treffendem, aber immer schonend geäußertem Witz. Sie hatte sich jede Gattung modischer Bildung angeeignet; sie spielte und sang mit Ausdruck und Anmut, aber selten und nur für Freunde; sie zeichnete trefflich; sie sprach und las Französisch, Englisch, Italienisch und — heimlich — Homer im Original. Heimlich! wie hätten andere mit diesem Können geprunkt! — Ihr Geschmack, durch klassische Schriftsteller so vieler Sprachen gebildet, war richtig und feinsinnig, aber es hielt schwer, ihr ein Urteil zu entlocken. Der am meisten sagende Zug ihres Charakters war: sie hatte durch das Vermächtnis eines Verwandten ein bedeutendes Vermögen, aber ihr Putz war immer nur zierlich und einfach; ihrer Mutter aber, die viel weniger besaß, zahlte sie ein reichliches Kostgeld und führte zugleich mit sorgfältiger Häuslichkeit die einfache Wirtschaft derselben. Die nachfolgenden Briefe vollenden durch ihre schöne Einfachheit das Bild,

*) Derselbe lag an der Köpenickerstraße an der Spree, ging später in den Besitz von Abraham Mendelssohn über und wird noch öfter unter dem Namen der „Meierei“ erwähnt werden. Anm. d. H.

das nach fast vierzigjähriger Unterbrechung aller Beziehungen zwischen ihr und mir vor meinem Geiste steht."

Berlin, 2. Juli 1799.

„— — Nach einem vierwöchentlichen Krankenlager starb mein guter Großvater. Ich brauche Ihrem gefühlvollen Herzen nicht weitläufig zu erklären, weshalb ich Ihnen damals nicht zu antworten vermochte. Immerwährende Unruhe und Bangigkeit, heftige Spannung und Gemütsbewegung bei seinen letzten unglücklichen Lebenstagen; der schreckenvolle Eindruck, den die langsam verlöschende Kraft und endlich das fürchterliche Bild des Todes auf meine Seele machten, die innige Betrübnis aller, meine herzliche Teilnahme bei den allgemeinen Klagen und die Bekümmernis um meine gute Mutter, die diesen harten Schlag am tiefsten fühlte, brachten in mir eine Stimmung hervor, die nicht zur Mitteilung geschickt war. Ich wußte überdies, daß Sie die holde Wehmut nicht eben sonderlich lieben, ich bedachte, daß nur meine genauesten und nachsichtsvollsten Freunde mich in einer trüben Laune ertragen könnten, Ihr lebhafter Ausruf vive la joie! tönte mir deutlich und als unharmonisches Echo meiner schwermütigen Rührung entgegen — und so ist's ganz begreiflich und natürlich, was Ihnen und mir sonst unerklärlich und sonderbar scheinen würde.

Jetzt bewegt die Zeit nur noch sanft mein Gemüt mit stillem, liebevollem Andenken. Die milde Jahreszeit, der Genuß heiterer, freier Luft, ein herrliches Leben in dem reizendsten Garten, gesellige Freuden, das wichtige Amt einer Haushälterin, die ernste Würde der Honneurs unseres gemeinschaftlichen kleinen Zirkels, angenehme Beschäftigungen, der liebliche, ungestörte Anblick der schönen Natur geben meinem Herzen das reinste Vergnügen, die wohltätigste Stimmung.

Ich hoffe, Sie führen noch Ihren Plan aus, uns im Herbste hier in meinem kleinen Paradiese zu besuchen. Erwarten Sie nach diesem vielversprechenden Ausdrucke aber keine Wunderdinge. Brandenburgs flaches Land, sein magerer Boden, sein gänzlicher Mangel an allem, was zu einer romantischen Anlage gehört, sagen Ihnen, daß bloß die Kunst hier das Reiche, Volle, Große einer trefflichen Natur ersetzen muß. Doch war man einsichtsvoll genug, nicht kleinliche Nachahmung von englischen Parks, Modegrotten, Lilliputfelsen und neuangelegten Ruinen (wie in Ihrem beliebten Monbijou etwa) hier hervorbringen zu wollen. Denken Sie sich die dichtesten, kühlsten Schatten ehrwürdiger Kastanienbäume, Linden und Platanen; hohe, gewölbte Laubengänge; freundliche runde Plätze und niedliche Lusthäuser; eine Fülle von Florens und Pomonens Schätzen, wie von Küchengewächsen und Treibhäusern, deren Anblick als Bild des Fleißes und der Betriebsamkeit gewiß wohl interessant ist, und Sie haben eine richtige Idee unseres Sommeraufenthaltes. Rechnen Sie dazu ein kleines, bequemes, ländliches Wohnhaus, an dem sich Weinstöcke, Maulbeeren und Pfirsichbäume hinaufranken, und in dem ich ein nettes, aber höchst einfaches Zimmerchen besitze: mein Klavier, Bücherschrank und Schreibpult die einzigen Möbel, das Bild meiner Jette und frische Blumen der einzige Schmuck darin, Raum und Einrichtung nicht für einen glänzenden Zirkel, sondern bloß für den engen Kreis weniger Freunde — das Ganze still, freundlich und einsam.

Verzeihen Sie, wenn mein Geschwätz über diese unbedeutenden leblosen Gegenstände so weitläufig geworden. Unendlich viel teure Erinnerungen umgeben mich in diesem geliebten Garten: Unter diesen Bäumen, die mein guter Großvater pflanzte und an denen er mit wahrer Liebe hing, habe ich die rosenfarbenen Träume

der Kindheit durchschwärmt; jeder Gang, jedes Plätzchen ist mir durch süße Andenken der Vergangenheit heilig und merkwürdig; hier entwickelte sich mein Gefühl, hier entfaltete sich zuerst der jugendliche Sinn und klar ward mir in dieser lieblichen Einsamkeit, was leise unbewußt in der Seele schlummerte: mit erhöhterer Empfindung las ich hier meine Dichter; Schriftsteller der Freiheit, des Rechts, der edlen Wahrheit wurden mir begreiflicher, werter und näher; selbst die schwachen Töne, die meine ungeübten Finger hervorlocken, wähne ich hier melodischer und reiner. So umgibt meine Einbildungskraft dies alles mit höherem Glanz, und Sie müssen schon dem närrischen Mädchen einige Schwärmereien zugute halten. Sie selbst haben ja in Sanssouci lebhaft gefühlt, daß dasjenige, was man in den betrachteten Gegenstand hineindenkt und durch eigene Empfindung verschönert, gemeiniglich mehr wert ist und höheren Genuß gibt, als was man von dem kalten Anschauen gewinnen kann.

Ihrer beliebten Weise gemäß haben Sie Freund Itzig auch diesmal nicht Wort gehalten. Ich habe ziemlich fleißig Briefe von ihm, und er hat schon längst die Hoffnung aufgegeben, Sie in Wittenberg bei sich zu sehen. Er lebt, seinem schönen Vorsatz getreu, einsam in anhaltendem Studium: Spazierengehen, Dichten, das Lesen angenehmer Bücher und Unterhaltung mit vielen in seinem Wirtshause ankommenden interessanten Fremden sind seine einzigen Erholungen. Ich freue mich ungemein, durch sein selbständiges, konsequentes Betragen ihn so früh zum achtungswerten Mann heranreifen zu sehen. Recht glücklich schätze ich mich in der Tat, so echte, beständige Freunde zu haben und zu fühlen, daß manche früh geschlossene Verbindung sich mit den Jahren immer fester und unauflöslicher knüpft.

Sein Jugendfreund, mein ältester Bruder lebt noch immer in Mainz; das Treiben und Tun der Franzosen und die nähere Beleuchtung ihrer dortigen Verfassung hat viel Anziehendes für ihn: mitunter schweift er in den göttlichen Gegenden umher und hat erst kürzlich in Gesellschaft des Professors Kiesewetter, den er unvermuteterweise in Mainz traf, eine sehr schöne Fahrt den Rhein hinab bis Bonn und Koblenz gemacht. Letzterer ist vor einigen Tagen hier angekommen und gab uns recht beruhigende Nachrichten über die Lebensweise und den dortigen Umgang meines Bruders.

Vor wenigen Wochen habe ich einen Ihrer Landsleute kennen gelernt, und gleich im ersten Gespräch die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß er einer Ihrer Schulfreunde gewesen. Er heißt Pölchau, und ist schon wieder nach dem Ort seines gewöhnlichen Aufenthalts, Hamburg, zurückgekehrt. Ein sanfter, liebenswürdiger Mensch! Seine einnehmende Physiognomie hat den Ausdruck einer Herzensgüte, die ihm aller Zutrauen und Wohlwollen erwarb. Man hatte mir gesagt, daß sein Anstrich stiller Melancholie einer unglücklichen Leidenschaft zuzuschreiben sei; nun können Sie sich vorstellen, wie diese Idee meine Phantasie in Bewegung setzte, welch innigen Anteil sie ihm gewann, wie ich ihn tausendmal interessanter fand, da ich ihn aus Übermaß der Zärtlichkeit und Treue leidend glaubte. Er liebt Musik über alles und hat die schönste, angenehmste Stimme, die ich seit langer Zeit gehört. Die Wahl seiner Lieblingslieder scheint mir ganz seinem Charakter zu entsprechen: die französisch tändelnde Manier und das Verzierte, Bunte der Italiener widerstrebt seiner einfachen Empfindung; aber mit welcher seelenvollen Begeisterung, mit welchem unnachahmlichen Ausdruck sang er eines Reinhardts und Zelters herzliche Melodien zu Goethens himmlischen Versen,

eines Grauns süße, bezaubernde Komposition! Es war ein Genuß, einen so reinen, ungeheuchelten Enthusiasmus für Gegenstände der echten, höheren Kunst, so lauter, wahr und kindlich gefühlt, bei ihm anzutreffen.

Weil ich der höheren Kunst erwähne, will ich Sie doch geschwind um Ihr Urteil über Wallensteins Tod befragen. Ich hoffe, er hat Sie ganz mit den Piccolomini versöhnt, mit denen Sie, dünkt mich, unzufrieden gewesen. Meiner geringen Meinung zufolge ist's ein Meisterstück. Diese Gedankenfülle, dieser Reiz des Ausdrucks, diese hohe Einfachheit und dichterische Schönheit mit dem interessantesten Stoffe verwebt, werden lange unnachahmlich und unerreichbar bleiben. Doch wenn Sie auch alles tadeln wollten, so weiß ich doch wenigstens, daß Ihr kritisches Auge der Thekla wird Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dieser erhabene, himmlische Charakter hat sich Ihnen in der freundlichsten, Ihrem Herzen wertesten Gestalt gezeigt. (Sie haben den Wallenstein doch in Weimar aufführen sehn?) Diesem Engel des Lichtes und der menschlichen Größe widerstanden Sie nicht! — Ich freue mich erstaunlich, es auf dem Theater zu sehen; ich las es mit großer Aufmerksamkeit und bin auf die Wirkung begierig, die das täuschende Anschauen der lebenden, göttlichen Wesen und der Zauber der wirklichen Darstellung auf mich machen werden.

Um auf einen Ihrer Lieblinge zu kommen! was sagt man denn in Weimar, diesem Sitz der Musen, des Genies und der Kritik, von den Brückmannschen Elegien? Ohne freundschaftliche Parteilichkeit kommen sie mir recht schön vor, besonders die an Klopstock, die sich durch einen feurigeren, kühneren Schwung von dem klagenden sanften Ton der übrigen auszeichnet. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung; ich ahne zwar, wie sie ausfallen wird, indessen wünschte ich doch so

sehr vor Einseitigkeit bewahrt zu sein, daß mir Ihr Urteil voll Strenge, Witz und Scharfsinn neben meinem freundlichen Wohlwollen recht nützlich wäre.

Sehen Sie Kotzebue, und wie gefällt er Ihnen? Mir ist er als guter Bekannter meiner Freundin Henriette wohl interessant, und ich möchte gern etwas von dem Menschen wissen, obgleich der Schriftsteller in ihm mir sehr gleichgültig ist. Wie lebt denn überhaupt die ganze Herde — Schar wollte ich sagen — der Autoren in Weimar? Friedlich oder kriegerisch? Denn das müssen Sie ehrlich eingestehen, daß Sie alle, Herren Gelehrten! ein gar unverträgliches, wunderliches Völkchen sind! — Bitte meine Freimütigkeit zu entschuldigen. — Welcher Gegenstand beschäftigt denn Ihre Feder jetzt? Tiefe Politik, ernste Geschichte, tändelnde Liebe? Huldigen Sie der feierlicheren Muse oder den lächelnden Grazien und Liebesgötterchen? Und haben Sie den entsetzlichen Plan aufgegeben, über die Juden zu schreiben? Sagen Sie mir nur, welch ein Gott oder welche Göttin könnte bei diesem Sujet präsidieren? Meiner kleinen Kenntnis der Mythologie und der Bewohner des Parnaß, Helikon und Pindus nach, gibts keinen einzigen. Sie glauben wohl, alle ihren bisherigen Werke ohne den Einfluß solcher höheren Mächte verfertigt zu haben? doch trauen Sie dem Wort einer Uneingeweihten! Unsichtbar und unbemerkt hat Sie bisher der herrliche Gott der Begeisterung umschwebt, hüten Sie sich, Ihren stillen Schutzgeist zu verscheuchen! —

Nun darf ich wirklich Ihre Geduld nicht länger ermüden! Also geschwind nur noch viel herzliche Grüße von allen den Meinigen (die Aristokraten ausgeschlossen, beruhigen Sie sich!) und die demütige vielleicht zu gewagte Bitte um großmütige, baldige Antwort.

Lea Salomon.

Berlin, 26. August 1799.

— — Wie gut war es, daß mein Brief Sie in so schöner Gesellschaft und an einem so reizenden Aufenthalte traf! Er störte Sie nicht im Genuß des angenehmen Gesprächs und der lieblichen Natur; einige der wohltätigen Eindrücke folgten ihm nur, als Sie ihn später in der Einsamkeit lasen, und verschafften ihm eine günstige Aufnahme. Warum kann ich diesem Blatte nicht ein gleiches Schicksal sichern? Hätte ich den liebenswürdigen Beschützern der Haine, Fluren und Quellen zu gebieten, so müßten Sie trotz irgend einem Feenprinzen oder Idyllenhirten von allen ersinnlichen Lustwäldchen, rieselnden Bächen und Blumengefilden umgeben sein, und wenn Sie ‚im Grase nach Schmetterlingen haschen' ein leichter Zephyr oder, für Sie noch besser, eine schöne Nymphe Ihnen mein Brieflein überreichen! doch alsdann wäre gar zu viel Zerstreuung zu fürchten, und so lassen wir's immer bei dem alten, gewöhnlichen Alltagsgange.

Die einfache Beschreibung meines geliebten Gartens war gewiß nicht gemacht, einen Vergleich mit Ihrem Tibur auszuhalten, und ich habe Ihnen ja gesagt, warum seine ehrwürdigen Laubengänge gerade meinem Herzen teuer und meiner Erinnerung lieb sind. Auch mache ich mich darauf gefaßt, daß Sie ihn recht unerträglich finden werden, und sehe Sie schon im voraus der antigenialischen Symmetrie spotten wo

‚grove nods to grove, each alley has its brother'.

Doch Sie sollen ihn mir nicht verleiden, so herzlich ich auch über Ihre witzigen Anmerkungen zu lachen bereit bin, denn eine recht wahre, dankbare Empfindung und das Andenken mancher Szene der Jugend machen mir ihn interessant. Ich erkenne auch wohl, daß Ihnen, die Sie glücklichere Gegenden gesehen, unsere langweilige Einförmigkeit nicht gefallen kann; doch zu

diesem traurigen vaterländischen Boden habe ich einen stillen Sinn der Genügsamkeit bekommen, der wohl etwas Höheres ahnt, aber demohngeachtet mit echter Freude an den einfachen Gegenständen der mich umgebenden Natur hängt. Auch hier glänzen Blumen, winken Bäume mit malerischen Ästen, und lachende, grüne Ufer spiegeln sich in klarer Flut; ich träume mir mein Arkadien und ich bin in meiner beschränkten Mittelmäßigkeit sehr glücklich. Glauben Sie aber nicht, daß ich gegen eine reichere, edlere Natur unempfindlich bin: schon die Beschreibung eines milderen Himmelsstriches erfüllt mich mit Entzücken, und das Ideal aller Wünsche ist mir eine Reise in solche herrliche Gegenden. Wäre ich in Italien, der Schweiz oder dem südlichen Frankreich geboren, so wette ich fast, ich müßte eine Dichterin geworden sein, und das in einer etwas langweiligen, nämlich der beschreibenden Gattung: mich dünkt wirklich, der Frühling würde mich dort begeistert haben, und die armen Echos hätten auch meine Klagen oder Freudengesänge wiederholen müssen.

Itzig hat seine Studien in Wittenberg beendet und ist seit einigen Wochen hier. Was werden Sie aber sagen, wenn ich Sie mit seinem Übergang zur christlichen Religion bekannt mache? Luthers Geburtsort und die heilige Stätte seiner Lehren hat auf ihn gewirkt, er konnte der Begierde, unter dem Bilde dieses großen Mannes getauft und gleichsam dadurch von ihm beschützt zu werden, nicht widerstehen, und hat vermittelst dieses Schrittes zum Seelenheil dann nebenher den weltlichen Vorteil erlangt, nächstens in seinem Fache angestellt zu werden. Leider erhält er aber wahrscheinlich eine Stelle in Polen und ich zweifle beinahe, ob eine beschwerliche Amtsführung in diesem Lande ihm Beharrlichkeit und Geduld genug lassen

wird, dem erwählten Stande treu zu bleiben. Wie sehr ich dies wünsche, kann ich Ihnen nicht beschreiben: die meisten Abtrünnigen haben bisher durch schlechtes, oder doch inkonsequentes Betragen eine Art von Verächtlichkeit auf diesen Schritt geworfen, der auch die Besseren brandmarkt. Träte jemand auf, der durch untadelhaften Charakter, durch Ausdauer in seinen Vorsätzen und Weltklugheit im Benehmen (nach welcher die meisten Urteile ja, traurig genug, gefällt werden) ein achtungswertes Muster darstellte, so würde ein großer Teil dieser nur zu begründeten Behauptung verschwinden. Erfreulich wärs, wenn man dieser Heuchelei entbehren könnte; aber der Drang nach höherem Wirken, als dem eines Kaufmanns, oder tausend zarte Verhältnisse, in denen der nahe Umgang mit anderen Religionsverwandten junge Gemüter verwickeln kann, lassen doch in der Tat keinen anderen Ausweg. — Mich dünkt, ich habe nie Ihre Meinung über diesen Schritt gehört, und sie ist mir sehr interessant und wichtig; sprechen Sie mir darüber sowohl, als über die Art, mit der Sie diese Materie in Ihrem Buche zu behandeln denken.

Überhaupt wäre mirs viel lieber gewesen, statt Ihrer echt französischen galanten Pointe eine redliche deutsche Auskunft über Ihr zu schreibendes Buch zu erhalten. Sachen sind mir mehr wert als Phrasen, und wenn es Ihnen denn einmal um Schmeichelei zu tun ist, so will ich Ihnen gutmütig mein Genre sagen: Es ist die Sprache der mitteilenden Herzlichkeit, der vertraulichen Güte, jener herablassenden Belehrung, mit der ein denkender Kopf geringfügige Sterbliche mit seinen Plänen und Ideen bekannt zu machen würdigt — ce n'est pas le ton des aimables riens, des fleurettes spirituelles, des tournures ingénieuses. Ich habe Ihnen das so französisch sagen müssen, weil ich's

dem angemessener finde, und weil mir immer parisisch zumute wird, wenn ich an übertriebene Komplimente denke.

Da ich einmal im Zanken bin, so will ich Ihnen geschwind einen Vorwurf über Ihren geheimnisvollen Argwohn machen. Ich bin eben recht begierig, etwas Näheres über Kotzebue zu lesen — da ziehen Sie das angefangene Wort schnell zurück, mit dem bösen Zusatze ‚halt, Sie haben mir meine Bitte wegen der Nichtmitteilung meiner Briefe nicht beantwortet.‘ — So wissen Sie denn, mein gar ängstlicher Herr! daß ich von vielen Dingen nicht spreche, weil sie sich von selbst verstehen. Kluge Leute erraten das Meiste; und wenn alles trügt, so täuscht doch wenigstens der Charakter der Frauenzimmer darin nicht, daß Ihnen der Schein der Indiskretion und Plaudersucht so ganz obenauf schwimmt, und diese Gabe sich am wenigsten verbirgt. Wie es Ihnen also entging, daß ich die Verschwiegenheit selbst bin, begreife ich nicht, und beinahe möchte ich's für eine Ihrer Bosheiten halten, mich nur zu einem Geständnisse zu zwingen, bei dem meine liebenswürdige, hold errötende Bescheidenheit so sehr ins Gedränge kommt. Glauben Sie übrigens nicht, daß ich in Ihr Geheimnis dringen will: ich habe nie um Ihr Verhältnis zu Kotzebue, sondern um Ihr Urteil über ihn gefragt, und dies ist bei meiner Offenheit immer so freimütig, daß ich ohne Unbescheidenheit mir Ihre Meinung erbitten zu können glaubte.

Der arme Pölchau! Vous l'avez bien arrangé! — doch ist wirklich ein kleiner Irrtum mit seiner romantischen Liebe vorgegangen und ich habe später erfahren, daß seine Schwermut zum Teil von dem unglücklichen Ende seines Bruders herrührt. Dafür muß ich ihn aber destomehr lieben, denn wenn die Kraft zu einer

Leidenschaft interessant ist, so hat die stille, sehnende Brudertreue gar etwas Rührendes und Anziehendes. Sie fragen nach der Beständigkeit des Schmachtens eines Mannes. Das ist nun wunderlich genug zu beantworten, zumal für mich, die so gar keine Routine in Zärtlichkeitsangelegenheiten hat. Der heftige aber veränderliche Charakter der Männer gibt auch wenig Gelegenheit, erbauliche und trostreiche Betrachtungen über diesen Gegenstand anzustellen, und wenn es einen Werther und einen Pölchau gibt, so laufen dafür hunderttausend Flatterhafte umher, die ihre Aufwallungen zu Leidenschaften adeln und von dem immer schwächeren Abglanz jenes heiligen, ewig glühenden Feuers zuletzt nichts als den Namen eines Gefühls übrig behalten, dessen wahre Bedeutung ihnen auf immer ein Geheimnis bleibt.

Führen Sie mir doch kein Publikum zur Autorität gegen den Wallenstein an, wenn ich bitten darf. Das Echte der höheren Kunst wird gewiß nur von wenigeren feinen Seelen gefühlt und verstanden, und wenn eine bürgerliche, tragikomische Familienzwistigkeit von Ifflands gar natürlich schildernder Feder mehr für den Gesichtskreis der Menge ist, als Schillers erhabene Heldengestalten, so beweist dies doch wohl nicht Ifflands größeres Genie? Das kann bei Ihrem schönen Kunstsinn doch keine Schlußfolge sein? Freilich darf ich über den theatralischen Effekt nicht sprechen, da ich Wallenstein nur gelesen, doch scheint es dem Stücke an Lebendigkeit der Handlung nicht zu fehlen, und wenn der Held gegen sein Schicksal nichts vermag, so ist dies wohl auf seinen Aberglauben gegründet, der ihn seinen Untergang erst später ahnen läßt. Flecks treffliches, geistvolles Spiel wird Sie vielleicht eher mit dem unglücklichen Helden aussöhnen, als alles, was ich Ihnen für ihn sagen könnte, darum sehen Sie

ihn erst hier und erholen Sie sich von Ihrer Erstarrung bei der Thekla an der lieblichen Mde. Fleck, die in dieser Rolle ganz zartes Gefühl und weibliche, treue Liebe sein soll.

Welche Zeilen im Allwill Sie zweihundertmal gelesen, kann ich wirklich nicht erraten, und Sie wären recht gütig, wenn Sie meinem Mangel an Scharfsinn zu Hilfe kämen. Ich beneide Sie recht eigentlich um das Glück, Wielanden so nahe zu sein. Als ich kürzlich seinen prächtigen Agathodämon las, ist mirs von neuem recht fühlbar geworden. Welch ein beneidenswertes Vorrecht, nach einem so ruhmvollen Leben diese Tätigkeit und Geistesstärke im Alter übrig zu behalten, und sich auch in den späteren Werken gleich trefflich zu erhalten! Ich habe mich ungemein gefreut, als ich neulich erfuhr, daß er mit dieser ewigblühenden Jugendlichkeit der Phantasie auch die beseligende Wärme des Herzens und das innige Gefühl fürs Schöne noch vereinige. Er hat der liebenswürdigen Sophie Brentano ein ebenso feines als seelenvolles und lieblich ausgedrücktes Kompliment gemacht. — Sie müssen diesen Engel aber notwendig kennen, und würden mich durch Nachrichten von ihr überaus glücklich machen. Ich habe sie nie gesehen und liebe sie doch bis zur Anbetung. Aus Beschreibungen ihrer und meiner Freundin Henriette und aus den Briefen kenne ich sie. Man pflegt das Talent des Briefschreibens allen Frauenzimmern beizulegen: aber wenn Leichtigkeit den meisten diesen Lobspruch zugezogen hat, so gibt's noch gar viele Abstufungen und schönere Eigentümlichkeiten, die Sophie im höchsten Grade besitzt. Diese himmlische Zartheit der Empfindung, dieser feingebildete Geist, dies liebevolle Hingeben und die unnachahmliche Grazie des Ausdrucks habe ich noch nie so vollkommen vereinigt gesehen: sie ist einzig und unübertrefflich. Ebenso hin=

reißend und bezaubernd soll sie im Gespräch und Umgang sein; Seele, Witz, Gefühl, Liebenswürdigkeit, Bildung und Reiz, nichts hat die gütige Natur bei dem seltenen Geschöpf vergessen. Wie ich nach ihrem Anblick sehnlichst verlange, wie mich das nähere Anschauen so vieler göttlicher Eigenschaften entzücken würde, das kann ich nicht beschreiben. Sollte sie noch in Weimar sein, so rufen Sie mich ihr ins Gedächtnis zurück und vermögen Sie sie hierherzukommen. Die Reise ist ja so klein, und ihre Großmutter würde wenigstens einen Gegenstand ihres Interesses hier finden — die Gräfin Genlis, von der sie unglaublich eingenommen ist. Die Genlis wohnt nahe an unserem Garten, wir sehen sie täglich, und es gäbe schon einen hübschen Vereinigungspunkt! Welchen Enthusiasmus für Sophie hat mir meine liebe Henriette eingeflößt! Sie war vor Bewunderung, Freude und Rührung außer sich, wenn sie von ihr erzählte, und gewiß war diese Liebe keine blinde, mädchenhafte Zuneigung, sondern die klarste Überzeugung einer schönen Natur, eines herrlichen Charakters und veredelten Verstandes. Sie müssen mir recht, recht viel von ihr erzählen, ich bitte, ich beschwöre Sie darum. Ich kann Ihnen das Interesse für sie nicht lebhaft genug schildern, und wenn Sie sie kennen, teilen Sie gewiß meine anbetungsvolle Schwärmerei.

Arland hat mir geschrieben und viele Grüße für Sie aufgetragen. Er lebt jetzt in Freienwalde, gebraucht dort die Bäder und scheint jetzt im Genuß der schönen Natur sich recht sehr zu erholen. Sein Leben, so ganz voll Entbehrungen, eine Kette von kindlichen Pflichten und immerwährenden Opfern ist wahrlich ehrwürdig und musterhaft. Eine Aufwallung von Stärke und Großmut flammt wohl einmal in jeder Brust: aber Ausdauer, fortgesetzte Anstrengung, die

der Enthusiasmus erzeugt und feste Beharrlichkeit ausführt, ist selten und groß. Ach wie gerne gäbe ich ihm jetzt die Mittel, ein schöneres Leben nach eigenem Sinn zu beginnen!" —

Dieses Mädchen scheint Abraham Mendelssohn auf einer Reise von Paris in Berlin kennen und lieben gelernt zu haben. Er stellte zuerst die Bedingung, daß sie mit ihm in Paris leben sollte, da er Berlin nicht leiden konnte, während die Mutter des Mädchens ihre Tochter nicht einem „Kommis" geben wollte. Henriette schreibt darüber an ihren Bruder: „Wie gern ich Deine Hoffnung eines glücklichen Erfolges teilen möchte, sage ich Dir nicht, aber gestehen muß ich Dir, daß es mir fast unmöglich scheint, daß es Dir unter Deiner Bedingung gelinge. Und doch Lieber! wäre diese Heirat ein so seltenes, in jeder Hinsicht so ausgezeichnetes Glück für Dich, daß ich nicht genug bitten kann, nicht übereilt zu sein, Deiner Lage, die freilich in diesem Augenblick nicht unangenehm ist, aber die es vielleicht werden könnte, nicht zuviel aufzuopfern.

Mir ist, als wäre ich 20 Jahre älter als Du, und als könnte ich Dir aus Erfahrung sagen, daß man gewöhnlich in Deinem Alter sehr leichtsinnig das Glück verkennt, wenn man es auch wirklich auf seinem Wege findet; man hofft dann immer, daß alles sich noch besser nach unseren Wünschen eignen soll — das Glück ist aber unterdessen schon fern und unerreichbar! — Ich hoffe in Deinem nächsten Briefe zu lesen, daß Du Lilla schon gesprochen hast, und je öfter Du sie sprichst, je mehr wirst Du gesehen haben, daß Du selten, vielleicht nie wieder eine Frau wie diese findest; ich billige es darum nicht, daß die Lebensweise in Berlin, die Dir mißfällt, einen solchen Einfluß auf den wichtigsten Entschluß haben soll. Ich habe mich nicht enthalten können, Dich einer jugendlichen Übereilung zu be-

schuldigen, wie ich diese Stelle in Deinem Briefe gelesen habe: ‚Je préférerais manger du pain sec à Paris!‘ — Du pain sec ist freilich nicht zu verachten, besonders hier, wo es so weiß ist, ich fürchte aber immer, es könnte auf die Länge, wenn Du so für andere bloß arbeitest, ohne Mittel, Dich weiter zu bringen, bei allen Deinen Talenten immer von der Laune und dem Eigensinn, den wir kennen, abhängend — du pain amer werden, und Gott behüte Dich, daß Du es je bereuen mögest, wenn Du jetzt refusierst.“

Solche Gründe, lebhaft unterstützt durch die Stimme des eigenen Herzens, verfehlten ihre Wirkung nicht. Abraham gab seine Stellung in Paris auf, assoziierte sich mit seinem Bruder Joseph, heiratete Lea Salomon, und wir finden das junge Ehepaar in Hamburg, von wo ein Brief der jungen Frau aus den ersten Tagen der Ehe den Zustand sehr lebendig schildert: „Du willst wissen, beste Schwester, wie es in meiner Wohnung und mit meinen häuslichen Einrichtungen aussieht? Rasend liederlich à dire le vrai, wie bei dem tollsten Studenten; denn an kein Kämmerlein, an keine Wirtschaft und Berliner Bequemlichkeit ist hier zu denken, und wenn ich mein remue ménage betrachte, habe ich Mühe zu glauben, daß ich wirklich verheiratet bin, welche Standesänderung einen gewöhnlich in Besitz einer Welt von Töpfen, Schüsseln, Lustres, Spiegeln und Mahagonis zaubert, deren reizenden Anblick ich in meinem chez moi bis jetzt entbehren muß. Doch lasse ich mir, wenn Mamas und Deine Ordnungsliebe es verzeihen kann, kein graues Haar darum wachsen, und beruhige mich mit der Aussicht, daß der geschäftigen Martha das melodische Schlüsselklappern mit der Zeit nicht entgehen soll. Morgen wird der erste große Versuch angestellt in unseren vier Mäuerchen

zu dinieren und zwar vom französischen Restaurateur. Weder Möbel noch Wirtschaftssachen kann ich bis jetzt anschaffen, weil mir nicht der geringste Raum bleibt; auch wird das Chaos erst geordnet, wenn wir das Land beziehen, wozu uns schon ein hübsches, an der Elbe dicht bei Neumühlen gelegenes und mit einem Balkon!!! verziertes Landhaus vorgeschlagen worden, das wir nächstens sehen wollen. — Den Abend meiner Ankunft habe ich mir noch den Spaß gemacht, mein Pariser Kistchen nicht allein zu öffnen, sondern die beiden Prachtgewänder anzuziehen. Himmlisch! Aber nur zur Cour bei Kaiser Napoleon zu gebrauchen. Das herrlichste, reichste, glänzendste, seidenweichste, Chamois pekinartige Atlaskleid, und das zarteste, mit weiß vermischte fassonierte rosa, göttlich garniert und gemacht! Mendelssohn war im höchsten Enthusiasmus; ich behaupte aber, solche gehauchte zauberische Farben passen nur für Miß Hebe. — Zur Beruhigung unserer Damen übrigens verkünde, daß die ‚Medicis‘ nichts anderes sei, als eine veredelte ‚Stuart‘, und daß sie mit dem Kragen der schottischen Königin geradeso modern als mit dem der französischen einherstolzieren können.“ —

Bis zum Jahre 1811 lebten Abraham und Lea Mendelssohn in Hamburg, wo ihnen drei Kinder geboren wurden, Fanny, die älteste, 1805 am 14. November; (in dem Anzeigebrief des Vaters an die Schwiegermutter Salomon fügt er hinzu: „Lea findet, das Kind habe Bachsche Fugenfinger“, eine Prophezeihung, die sich allerdings bewährt hat); Felix am 3. Februar 1809, und Rebecka am 11. April 1811. Jenes Landhaus mit dem Balkon, über dessen in Aussicht gestellten Besitz die Neuvermählte so erfreut war, wurde erstanden; hier verlebte das junge Paar die ersten glücklichen Jahre eines im ganzen und großen

außerordentlich glücklichen Lebens, und als lange, lange Jahre später — 1833 — Abraham auf dem Düsseldorfer Musikfest seinen Sohn Felix als den gefeierten, auf Händen getragenen Künstler mit kräftiger Hand die großen Tonmassen lenken sah, und doch in ihm nur den liebenden, zum Vater ehrfurchtsvoll emporblickenden Sohn fand, da schrieb er an seine Frau — und man kann sich denken, aus welch dankbarem Herzen die Worte kamen: „Liebe Frau, wir erleben einige Freude an diesem jungen Mann, und ich denke manchmal Martens Mühle soll leben." — So hieß jenes Hamburger Landhaus, und vor den Augen des Vaters standen die seligen Jugendzeiten, als ihm sein erster Knabe geboren wurde, der ihm jetzt die schönste Erfüllung seiner stolzesten Hoffnungen bereitete.

Wie die Familie während der französischen Herrschaft Hamburg flüchtend verlassen mußte und nach Berlin übersiedelte, ist schon oben erwähnt. Die äußeren Verhältnisse waren trübe. In Hamburg hatten sie die Zeit der Davoustschen Bedrückungen mitgemacht, in den ersten Jahren des Berliner Aufenthaltes ging es dieser Stadt nicht viel besser. Dann kam die Erhebung 1813. Abraham, unbeirrt durch seine Vorliebe für Frankreich, stand ganz und voll auf Seite der Deutschen und rüstete selbst auf eigene Kosten mehrere Freiwillige aus. — Sein gemeinnütziger Sinn wurde in Berlin durch seine Wahl zum Stadtrat anerkannt. —

Im Jahre 1813 am 30. Oktober ward Paul als letztes Kind geboren.

Schon in frühester Jugend zeigte sich bei Fanny und Felix entschiedenes musikalisches Talent. Zuerst leitete ihre Mutter den musikalischen Unterricht, dann L. Berger, zuletzt Zelter, der auch gerngesehener Haus-

freund war, und von dessen Originalität und urwüchsiger Grobheit die ergötzlichsten Traditionen in der Familie sich fortgepflanzt haben. So wurde ihm einstmals eine junge sehr schüchterne Dame behufs Prüfung ihres Gesanges vorgestellt: „Singen Sie nur ganz ruhig," ermunterte er die Zitternde, „was einer aushalten kann, kann ich auch aushalten." So ermutigt begann sie, wurde aber sofort von Zelter mit den Worten unterbrochen: „Reißen Sie das Maul nicht so auf." — Natürlich war es nun mit der Fassung vorbei und die arme wirklich „Schwergeprüfte" brach in Tränen aus. Das tat Zelter leid und er tröstete sie: „Na, weinen Sie doch nicht, liebes Kind, ich habe es nicht so schlimm gemeint; aber wirklich, wenn man so aussieht wie Sie, muß man den Mund nicht so weit aufmachen." — Bei einem Gespräch über Genie und seine Grenzen verstieg sich Zelter zur Illustrierung seiner Behauptung, daß dem Genie nichts unmöglich sei, zu dem Kraftausspruch: „Ach was, ein Genie frisiert ein Schwein und macht ihm Locken." — Bei Tische war sein stehender Ausspruch: „Wenn ich Wasser habe, lasse ich Bier stehen und trinke Wein." —

Die Erziehungsweise Abrahams war streng, es herrschte noch etwas jüdischer Despotismus darin. „Treu und gehorsam bis in den Tod," das war die Forderung, welche Abraham an seine Fanny bei ihrer Einsegnung stellte. „Bei ihrer Einsegnung" — hierüber muß ich mich näher aussprechen. Von den Kindern Moses' traten, wie oben berichtet wurde, Dorothea und Henriette zum Katholizismus über; die Söhne blieben vorerst Juden; jedoch Abraham sah auch ein, daß dies eben nur eine Frage der Zeit sein könne und entschloß sich, seine Kinder Christen und zwar Protestanten werden zu lassen. Er muß wohl mit dem Bruder seiner Frau, der Christ geworden war und

den Namen Bartholdy angenommen hatte, darüber Rat gepflogen haben, denn dieser schreibt in einem, leider nur fragmentarisch vorhandenen Brief: „Du sagst, Du seiest es dem Andenken Deines Vaters schuldig — glaubst Du denn etwas Übles getan zu haben, Deinen Kindern diejenige Religion zu geben, die Du für sie für die bessere hältst? Es ist geradezu eine Huldigung, die Du und wir alle den Bemühungen Deines Vaters um die wahre Aufklärung im allgemeinen zollen, und er hätte wie Du für Deine Kinder, vielleicht wie ich für meine Person gehandelt. Man kann einer gedrückten, verfolgten Religion getreu bleiben; man kann sie seinen Kindern als eine Anwartschaft auf ein sich das Leben hindurch verlängerndes Märtyrertum aufzwingen — solange man sie für die alleinseligmachende hält. Aber sowie man dies nicht mehr glaubt, ist es eine Barbarei. — Ich würde raten, daß Du den Namen Mendelssohn Bartholdy zur Unterscheidung von den übrigen Mendelssohns annimmst, welches mir um so angenehmer sein wird, da es die Art ist, auch mein Andenken bei ihnen zu erhalten und worüber ich mich herzlich freue. So erreichst Du Deinen Zweck, ohne etwas Ungewöhnliches zu tun — denn in Frankreich und überall ist's Brauch, den Namen der Verwandten der Frau dem seinigen als Unterscheidung beizufügen." Abraham folgte diesem Rat in allen Stücken.

So wurden denn die Kinder im Christentum erzogen, allerdings heimlich, um die Gefühle ihrer streng jüdischen Großeltern, namentlich der alten Salomon zu schonen. Diese war sehr orthodox, und als ihr Sohn, eben jener Bartholdy Christ geworden war, hatte sie ihm geflucht und ihn verstoßen. Fanny war ein großer Liebling dieser Großmutter, sie mußte oft zu ihr gehen und ihr vorspielen. Einmal, als sie ganz besonders

schön gespielt hatte, sagte ihr die alte Frau, sie könne sich zur Belohnung ausbitten, was sie wolle. Da sagte Fanny: „So vergib dem Onkel Bartholdy" — und die Großmutter, gerührt über diese unerwartete Bitte des halben Kindes, von dem sie vielleicht den Wunsch eines Hutes oder Putzgegenstandes erwartet hatte, versöhnte sich wirklich mit dem Sohn „um Fannys willen", wie sie ihm schrieb. Daher entspann sich eine große Liebe zwischen Onkel und Nichte und ein langer Briefwechsel.

Er war ein merkwürdiger Mann, ein feiner Kunstkenner, vielseitig gebildet. Er führte in seiner Jugend ein bewegtes Leben; wir haben aus dem Jugendbriefe seiner Schwester gesehen, daß er Ende des vorigen Jahrhunderts in Mainz lebte; später schloß er sich an Hardenberg an. Varnhagen begegnete ihm öfter in Wien, in Paris; schließlich lebte er als preußischer Generalkonsul in Rom, und legte, in einer Zeit, wo die wenigsten Menschen für derartige Dinge Sinn hatten, mit Aufwand aller seiner nicht sehr bedeutenden Mittel schöne Kunstsammlungen an. Wir werden ihm noch öfter begegnen.

Es mögen hier einige Briefe Abraham Mendelssohns aus verschiedenen Zeiten an seine Kinder folgen, aus denen ersichtlich ist, ein wie ausgezeichneter Pädagoge er gewesen.

Hamburg, 29. Oktober 1817.

„Eure Briefe, liebe Kinder! haben mir sehr viel Vergnügen gemacht; ich würde Euch auch jedem einen besonderen Brief schreiben, wenn ich nicht sobald wieder zu Euch käme, was Euch denn doch wohl lieber ist, als ein Brief.

Du, liebes Beckchen, hast mir recht gut geschrieben, und ich lobe Dich, daß Du Dich des Eichhörnchens erbarmt und es in die Stube hast bringen lassen. Wenn das Wetter bei Euch so abscheulich ist, wie hier, so

hätte es ein Eichelefantchen auch nicht im Freien aushalten können. Was hat denn aber Mutter dazu gesagt? Führe Dich gut, fleißig und folgsam auf, ich bringe dir etwas sehr Schönes mit, das Du Dir aber auch verdienen mußt.

Du, liebe Fanny, hast Dich in Deinem ersten Briefe recht schöner Schrift befleißigt; der zweite war schon eiliger. Es macht Dir Ehre, daß Dich B.'s üble Späße nicht erfreuen; ich finde auch keinen sonderlichen Geschmack daran, und es ist ein sündhaftes Bestreben, Lachen erregen zu wollen auf Kosten des Guten und Schönen. Leider beschränkt sich hierauf fast allein die Unterhaltung und das Leben in der Gesellschaft. Daher ist es ein übles, unlöbliches Leben, und eine goldene Regel, lieber zu schweigen, als etwas Unziemliches zu sagen.

Mit Dir, lieber Felix, ist die Mutter bis jetzt, wie sie mir geschrieben, zufrieden, und das freut mich sehr; ich hoffe, ein wahrhaftes und erfreuliches Tagebuch vorzufinden. Beherzige meinen Wahlspruch: ‚Sei wahrhaft und gehorsam'. Besseres kannst Du nicht sein, und wenn Du es nicht bist, nichts Schlechteres. Deine Briefe haben mir Vergnügen gemacht; indessen waren in dem zweiten mehrere Nachlässigkeiten, die ich Dir zu Hause zeigen werde. Du mußt Dich bemühen, besser zu sprechen, dann wirst Du auch besser schreiben.

Deine Briefe, o Du dreimal gerührter Morgenkönig, sonst auch Paul Hermann genannt! waren die besten; auch nicht ein einziger Fehler war darin, und sie waren so schön kurz. Ich lobe Dich aber im Ernst, wegen Deiner guten Aufführung, von der mir Mutter, Beckchen und Fanny schöne Dinge erzählen. Wo werde ich nun aber Ziegen für Dich herbekommen?

Ich freue mich sehr, Euch alle bald wiederzusehen und grüße Euch von Herzen."

Amsterdam, 5. April 1819.

„Von Deinen zwei Briefen, liebe Fanny, war der zweite mit Deinen tragikomischen Klagen über Mangel an Stoff besser, auch sorgfältiger, fehlerloser geschrieben als der erste, in welchem Du mir bloß vom Theater sprichst. Du bist nun schon weit genug, um außer den Begebenheiten auch in Deinen Gedanken Stoff genug zur Unterhaltung mit mir zu finden, und es würde mir angenehm sein, wenn Du diejenigen, welche Deine Beschäftigungen in Dir erzeugen müssen, von Zeit zu Zeit mitteiltest. Namentlich hat mir, solange ich zu Hause war, Mutter manches von Deinen Stunden beim Herrn Prediger gesagt. Tue Du das jetzt, damit ich lese, da ich nicht mehr sehen kann, welche Wirkung das, was Du lernst, auf Dein Gemüt und Deinen Verstand hat. Laß es vor allem die Wirkung haben, daß Du stets eifriger bemüht seiest, der nie genug zu liebenden und zu ehrenden Mutter zu Gefallen zu leben, durch Gehorsam zur Liebe, durch Ordnung zur Freiheit und Heiterkeit zu gelangen. Es ist das die würdigste Art, dem Schöpfer zu danken und ihn zu ehren. Unser aller Schöpfer. Es gibt — die Religion sei welche sie wolle — nur einen Gott, nur eine Tugend, nur eine Wahrheit, nur ein Glück. Du findest alle, wenn Du der Stimme Deines Herzens folgst; lebe so, daß sie immer im Einklange mit der Stimme Deiner Vernunft bleibe.

Wie es mir ergeht, seht Ihr aus meinen Briefen an die Mutter, ich gedenke Eurer täglich und stündlich in Liebe."

Dein treuer Vater

A. M. B.

Paris, 2. Juli 1819.

„Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, Dir, liebe Fanny, in einem eigenen Briefchen das herzliche Wohlgefallen zu bezeugen, welches mir Deine letzten Briefe gewährt haben; sie sind durchgängig angenehm, ordentlich und leicht geschrieben, und Du hast endlich das Geheimnis gefunden, mir, recht wohl gedacht und gefühlt, über Dich und die Unsrigen zu schreiben — und nicht übers Theater. Je sparsamer ich mit meinem Lobe bin, desto gewissenhafter erteile ich es, wenn ich Veranlassung dazu finde, und Deine Briefe gefallen mir zuerst deswegen, weil sie sind, was sie sein können und sollen, natürlich und liebevoll für Deine Umgebungen. Gewiß habe ich Dich auch recht lieb! Noch recht lieb, schreibst Du — ich denke, es soll erst recht anfangen.

Laß Dich Deine Dicke nicht anfechten; es ist eine Ähnlichkeit mehr, die Du mit Mutter hast (und Du kannst ihrer gar nicht genug haben, denn besser als sie wird man nun einmal nicht), die ebenfalls als junges Mädchen sehr stark gewesen ist, und es hoffentlich wieder wird. Die Ähnlichkeit mit mir will ich Dir just nicht anpreisen, denn als Frau bin ich höchstens in den Tableaux vivants reizend und an meiner Stelle.

Pauls Geschichte seiner ‚Leiden und Freuden‘ hat uns hier höchlich divertiert; leider habe ich bei Fanny Sebastiani keine Spur von Eifersucht bemerkt; sie liebt ihn sehr uneigennützig.

Gib Beckchen und den Jungen, wenn sie still halten wollen, einen Kuß für mich. Ich wende mich noch an jeden von ihnen mit einigen Worten.

Dein Vater und Freund

A. M. B.

P. S. Du schreibst: ‚M. versichert mich, wenn Du hier gewesen wärest, sei sie nach B. mitgegangen‘ — das ist fehlerhaft, es muß heißen ‚würde sie nach B. mitgegangen sein‘.

Zuerst an Dich, lieber Paul! Mit Deinen beiden letzten Briefen bin ich sehr wohl zufrieden gewesen, und danke Dir dafür. Nur drückst Du zu sehr auf — die? oder der? Feder. Frage Mutter, wie es heißt! Laß Dir einige Federn von Herrn Groß schneiden, dann wird sie Dir Onkel Joseph ebenso schneiden; halte die Finger lose und Dich gerade. — Ich habe Dir auf Deine Anfragen wegen Deiner Verheiratung mit Mieke nicht gleich geantwortet, weil ich mir die Sache erst überlegen wollte. Nun denke ich, wir lassen es anstehen, bis ich nach Hause komme, damit ich Mieke erst sehe. Wenn sie dann ordentlich gewaschen ist, und Du Dich 14 Tage lang artig aufführst, so läßt sich von der Sache reden*).

Du, lieber Felix, mußt recht vernünftig und deutlich schreiben, was Du für Notenpapier haben willst, ob liniertes oder unliniertes? Im ersten Falle mußt Du genau angeben, wie es liniert sein soll; denn da ich in einem Laden war, um welches zu kaufen, fand sich, daß ich gar nicht wußte, was ich eigentlich kaufen sollte. Überlies Deinen Brief, ehe Du ihn abschickst, und frage Dich selbst, ob Du ihn, wenn Du ihn erhieltest, verstehen würdest, und eine Kommission darnach besorgen könntest.

Du Beckchen! hast mir lange nicht geschrieben, und kannst Dir einen Brief von mir malen. Wenn ich Dir einen Kuß und einen Nasenstüber — schreibe, so magst Du zufrieden sein. Dein letzter Brief

*) Mieke war die 4jährige Tochter des Gärtners, Paul war damals 6 Jahr alt. Anm. d. H.

war übrigens geschmiert; vermutlich sind die Meiereifedern daran schuld.

Ich erinnere Mutter an den Exerziermeister für Euch alle. Er findet sich gewiß aufs beste unter den Neufchatellern. Felix soll fleißig aber nur in der Schule schwimmen. Das Verbot des Turnens wird sich auf unsern unschuldigen Platz wohl nicht erstrecken."

Euer Vater und Freund
A. M. B.

Im Jahre 1820 wurde dann Fanny eingesegnet. Der Einsegnungsbrief ihres Vaters lautet:

Paris.

„Du hast, meine liebe Tochter, einen wichtigen Schritt ins Leben getan, und indem ich Dir dazu und zu Deinem ferneren Lebenslauf mit väterlichem Herzen Glück wünsche, fühle ich mich gedrungen, über manches, was bis jetzt zwischen uns nicht zur Sprache gekommen, ernsthaft zu reden:

Ob Gott ist? Was Gott sei? Ob ein Teil unseres Selbst ewig sei, und, nachdem der andere Teil vergangen, fortlebe? und wo? und wie? — Alles das weiß ich nicht und habe Dich deswegen nie etwas darüber gelehrt. Allein ich weiß, daß es in mir und in Dir und in allen Menschen einen ewigen Hang zu allem Guten, Wahren und Rechten und ein Gewissen gibt, welches uns mahnt und leitet, wenn wir uns davon entfernen. Ich weiß es, glaube daran, lebe in diesem Glauben und er ist meine Religion. Die konnte ich Dich nicht lehren und es kann sie niemand erlernen, es hat sie ein jeder, der sie nicht absichtlich und wissentlich verläugnet; und daß Du das nicht würdest, dafür bürgte mir das Beispiel Deiner Mutter, deren ganzes Leben Pflichterfüllung, Liebe, Wohltun ist, dieser

Religion in Menschengestalt. Du wuchsest heran unter ihrem Schutz, in stetem Anschauen und unbewußter Nachahmung und Gewohnheit dessen, was dem Menschen einen Wert gibt. Deine Mutter war und ist, und mein Herz sagt mir, sie wird noch lange bleiben Deine und Deiner Geschwister und unser Aller Vorsehung und Leitstern auf unserem Lebenspfade. Wenn Du sie betrachtest, wenn Du das unermeßliche Gute, das sie Dir, solange Du lebst, mit steter Aufopferung und Hingebung erwiesen, erwägst und dann in Dankbarkeit, Liebe und Ehrfurcht Dir das Herz auf- und die Augen übergehen, so fühlst Du Gott und bist fromm.

Dies ist alles, was ich Dir über Religion sagen kann, alles, was ich davon weiß; aber das wird wahr bleiben, solange ein Mensch in der Schöpfung existiert, wie es wahr gewesen, seitdem der erste erschaffen worden.

Die Form, unter der es Dir Dein Religionslehrer gesagt, ist geschichtlich und wie alle Menschensatzungen veränderlich. Vor einigen tausend Jahren war die jüdische Form die herrschende, dann die heidnische, jetzt ist es die christliche. Wir, Deine Mutter und ich, sind von unseren Eltern im Judentum geboren und erzogen worden und haben, ohne diese Form verändern zu müssen, dem Gott in uns und unserem Gewissen zu folgen gewußt. Wir haben Euch, Dich und Deine Geschwister, im Christentum erzogen, weil es die Glaubensform der meisten gesitteten Menschen ist und nichts enthält, was Euch vom Guten ableitet, vielmehr manches, was Euch zur Liebe, zum Gehorsam, zur Duldung und zur Resignation hinweist, sei es auch nur das Beispiel des Urhebers, von so wenigen erkannt und noch wenigeren befolgt. —

Du hast durch Ablegung Deines Glaubensbekenntnisses erfüllt, was die Gesellschaft von Dir fordert, und heißest eine Christin. Jetzt aber sei, was Deine

Menschenpflicht von Dir fordert, sei wahr, treu, gut, Deiner Mutter, und ich darf wohl auch fordern, Deinem Vater bis in den Tod gehorsam und ergeben, unausgesetzt aufmerksam auf die Stimme Deines Gewissens, das sich betäuben aber nicht berücken läßt, und so wirst Du Dir das höchste Glück erwerben, das Dir auf Erden zuteil werden kann, Einigkeit und Zufriedenheit mit Dir selbst.

Hiermit drücke ich Dich mit väterlicher Innigkeit an mein Herz und hoffe stets in Dir die würdige Tochter Deiner, unserer Mutter zu finden. Leb wohl und meiner Worte eingedenk."

Derselbe Ernst, dieselbe strenge Auffassung der Pflichten der Kinder gegen die Eltern — aber auch der Eltern gegen die Kinder, ging durch die ganze Erziehung. Dieser Vater glaubte nicht genug getan zu haben, wenn er den Kindern die besten Lehrer gab, er erzog selbst und hielt keines seiner Kinder bei seinen Lebzeiten seiner Zucht — sogar seiner Züchtigung entwachsen, wenn es auch erwachsen war.

Aus derselben Zeit, wie der soeben mitgeteilte Einsegnungsbrief ist folgender:

Paris, 16. Juli 1820.

Sonntags. Unvergleichlich schönes Wetter.

„Du hast mir, liebe Fanny, während meiner diesmaligen Entfernung viel lange und gute Briefe geschrieben, mit denen ich sehr zufrieden und Dir dafür dankbar bin. Ich bin dagegen in Deine Schuld geraten, und das hat den Nachteil nicht allein, daß ich mich selbst deswegen anklagen muß, sondern daß es nun zu spät geworden, Dir auf vieles in Deinen Briefen zu antworten und ich mich an die letzten halten muß.

Ich hoffe zuversichtlich, daß Mutter sich zur Reise entschlossen haben wird und daß ich Tante Jette morgen dazu werde bereden können. Beide können indessen ihre sehr guten Gründe haben, nicht reisen zu wollen, die wir dann ehren und auf ein gehofftes Vergnügen Verzicht leisten müssen. Wenn Dir das schwerer wird als mir, weil Du jünger und neugieriger bist als ich, so hast Du dagegen noch soviel mehr Zeit vor Dir, Schönes zu erleben und zu sehen, während ich die wenigen Jahre, die mir dazu noch bleiben, schnell zurückgelegt haben werde. Wie schnell dieses zugeht, wenn einmal die Lebenskraft einen Stoß erlitten, davon sehe ich jetzt zu meinem großen Schmerz ein Beispiel täglich an der vortrefflichen Bigot, deren Zustand sehr beklagenswert ist. Ihr werdet sie wohl nicht mehr sehen und würdet sie schwerlich wiedererkennen. Bei ihr fällt mir stets die grobe, aber ausdrucksvolle Äußerung Heines über die unvergeßliche S. ein: ‚Schade um die schöne Seele in dem hundsföttschen Körper.‘ —

Du forderst mich auf, wegen Deiner Gesellschaft mit M. und A. ruhig zu sein; ich wüßte nicht, warum ich unruhig sein sollte, denn daß Du Dich nicht lästig bezeugen würdest, das habe ich von Deinem Verstand und Deiner Bescheidenheit erwartet. Ich meinesteils habe stets eine gewisse Scheu gehabt, zu zweien, sich in irgend einem Verhältnis nahestehenden Personen, den Dritten abzugeben; dieser ist immer der Sündenbock; der Vierte, Fünfte usw. verderben dann schon nichts mehr und begründen vielmehr eine allgemeine Unterhaltung, während der Dritte nur die engere und vertrautere aufhebt. Wer sich hütet, der Dritte zu sein, ist fast gewiß, stets gern, wenigstens nie ungern gesehen zu werden, und so bildet sich Dein Lebensplan mit M. und A. von selbst.

Deine letzten Lieder sind in Viry, von wo ich sie morgen zurückbringe und dann jemand suchen werde, der sie mir leidlich vorsingt. Felix' letzte Fuge*) hat mir Herr Leo sehr unvollkommen vorgespielt, er findet sie sehr gut und in echtem Stil, aber schwer. Mir hat sie wohl gefallen; es ist viel und ich hätte ihm kaum zugetraut, daß er sich sobald darein finden würde, ernsthaft zu arbeiten, denn zu einer solchen Fuge gehört denn doch gewiß Überlegung und Beharrlichkeit. Was Du mir über Dein musikalisches Treiben im Verhältnis zu Felix in einem Deiner früheren Briefe geschrieben, war ebenso wohl gedacht als ausgedrückt. Die Musik wird für ihn vielleicht Beruf, während sie für Dich stets nur Zierde, niemals Grundbaß Deines Seins und Tuns werden kann und soll; ihm ist daher Ehrgeiz, Begierde, sich geltend zu machen in einer Angelegenheit, die ihm sehr wichtig vorkommt, weil er sich dazu berufen fühlt, eher nachzusehen, während es Dich nicht weniger ehrt, daß Du von jeher Dich in diesen Fällen gutmütig und vernünftig bezeugt und durch Deine Freude an dem Beifall, den er sich erworben, bewiesen hast, daß Du ihn Dir an seiner Stelle auch würdest verdienen können. Beharre in dieser Gesinnung und diesem Betragen, sie sind weiblich, und nur das Weibliche ziert die Frauen.

Ich danke Beckchen für ihren Brief und ‚Faul' für seine Nachschrift, die leidlich geschrieben ist, jedoch geraten h und k immer noch sehr schlecht, letztere besonders haben einen Bauch, der mich über meinen tröstet.

Dienstag. Sie haben gestern in Viry Deine Romanzen durchgenommen, es wird Dich freuen, zu wissen, daß Fanny Sebastiani mir die ‚Les soins de mon troupeau' recht niedlich und rein vorgesungen hat

*) Felix war damals 11 Jahre alt.

und vielen Geschmack daran findet. Ich gestehe Dir, daß dieses Lied mir das liebste ist, soweit ich nämlich die anderen, die sehr unvollkommen vorgetragen wurden, beurteilen kann. Es ist heiter, fließend, natürlich, Eigenschaften, die den meisten anderen abgehen, die zum Teil zu weit sind für die Worte. Jenes Lied gefällt mir so wohl, daß ich mir es seit gestern sehr oft vorgesungen, während ich von den anderen nichts behalten habe, und Faßlichkeit scheint mir eines der wichtigsten Erfordernisse eines Liedes; dabei ist es nichts weniger als trivial und die Wendung ‚si j'ai trouvé pour eux une fontaine claire' sehr glücklich sogar, nur scheint sie mir den Satz, der sich in den Versen an ‚s'ils sont heureux' unmittelbar anschließt, zu bestimmt zu enden. Ich rate Dir sehr, Dich möglichst an diese Natürlichkeit und Leichtigkeit in Deinen ferneren Kompositionen zu halten.

Die Mutter schrieb mir neulich, daß Du Dich über Mangel an Stücken zur Übung der vierten und fünften Finger beklagt und daß Felix Dir sogleich darauf eins verfertigt habe. Die Bigot meint, es läge keineswegs am Mangel an Übungsstücken, sondern am Mangel an ernster Übung, wenn bei Dir, wie bei allen Menschen, diese Finger den anderen nicht nachwollten. Du müßtest jeden Tag einen Teil Deiner Übungszeit darauf verwenden, ohne Rücksicht auf die Musik, Ausdruck oder sonst etwas, ganz mechanisch bloß die Finger zu beobachten und fest aufzusetzen; es gäbe im Kramer genug Stücke, die auf diese beiden Finger berechnet wären, und es käme darauf an, diese langsam und mit steter Beobachtung des festen Aufsetzens der beiden Schwächlinge anhaltend durchzuspielen. Auf diese Weise und durch unermüdete Geduld habe sie es erlangt, und sei es möglich zu erlangen, daß alle Finger gleich stark werden. Ich teile Dir dieses zur Beherzigung mit.

Da ich nicht recht glaube, daß Mutter nach Koblenz kommen wird, so ist die Zeit unseres Wiedersehens etwas hinausgeschoben, und manchmal freilich ist aufgeschoben aufgehoben; doch hoffentlich in diesem Falle nicht und wir treffen alle wieder gesund und wohlbehalten zusammen.

Dein Vater.

Tante Jette läßt Dich gelegentlich um einige Deiner deutschen Lieder bitten."

Zum 23. Geburtstage schrieb Abraham an Fanny folgendermaßen:

„Wir werden beide mit jedem Jahr 365 Tage älter; wer weiß, wie lange ich Dir noch zu Deinem Geburtstage gratulieren und ein ernstes Wort sagen kann; wer weiß, wie lange Du letzteres noch hören kannst, oder willst.

So will ich Dir heute sagen, liebe Fanny, daß ich in allen wesentlichen Punkten, im wichtigsten, mit Dir so zufrieden bin, daß mir nichts zu wünschen übrig bliebe. Du bist gut in Sinn und Gemüt. Das Wort ist verdammt klein, aber es hat es hinter den Ohren, und ich sage es nicht von einem Jeden.

Aber Du kannst noch besser werden! Du mußt Dich mehr zusammennehmen, mehr sammeln; Du mußt Dich ernster und emsiger zu Deinem eigentlichen Beruf, zum einzigen Beruf eines Mädchens, zur Hausfrau, bilden. Die wahre Sparsamkeit ist die wahre Liberalität, wer Geld wegwirft muß ein Geizhals oder ein Betrüger werden. Der Frauen Beruf ist der schwerste; die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Kleinsten, das Auffangen eines jeden Regentropfens, damit er nicht in dem Sande verdunste, sondern zum Bache geleitet, Wohlstand und Segen

verbreite, die stete unausgesetzte Beobachtung des einzelnen, die Wohltat jedes Augenblicks und die Benutzung jedes Augenblicks zur Wohltat, das, und alles, was Du Dir dazu denken wirst, sind die Pflichten, die schweren Pflichten der Frauen.

Es fehlt Dir wahrlich nicht am Gemüt, noch weniger am Verstande, um sie treu zu erfüllen; aber am ernsten Willen, an der Sammlung, an der rechten Wahl und Würdigung Deiner Beschäftigungen wirst Du noch genug Stoff finden, Deine Kraft zu üben. Tue es, solange Du freiwillig kannst! ehe Du es zu tun gezwungen bist. Übe Dich, solange es Dir noch vergönnt ist, mit Deinen Eltern zu leben, vieles besser zu machen, als diese. Gib dem Gebäude einen festen Grund, der Zierden wird es nicht ermangeln.

Doch ich will ja nicht predigen und bin noch nicht alt genug, schwatzhaft zu werden. Nimm noch einmal meine väterlichen Wünsche für Dein Wohl und meinen wohlgemeinten Rat zu Herzen."

Dein Vater.

Das war überhaupt Fundamentalgrundsatz dieser Erziehung, daß jede erreichte Stufe nur eben eine Stufe sei, daß, was gut ist, noch besser werden könne, daß mit einem Wort die Erziehung nie zu Ende sei, und daß Vater und Mutter, solange sie leben, nie aufhören dürfen, Berater und Leiter ihrer Kinder zu sein. Es ist dies eine spezifisch jüdische Anschauungsweise und sie wird zum Unheil, wenn erwachsene Söhne oder Töchter gegen besseres Wissen sich dem kindisch gewordenen Willen eines Greises beugen müssen und mit Gewalt unmündig gehalten werden, bis der Tod die unnatürlichen Fesseln bricht. Wenn aber, wie es hier der Fall war, der Vater mit der Zeit zum väterlichen Freund wird, der sich die schöne Stelle des Lei-

ters durch die Vortrefflichkeit seines Rates erhält, dann ist es das würdigste und wohltätigste Verhältnis, das man sich denken kann. Am schönsten gestaltete sich dies zwischen Abraham und seinem Sohne Felix. Man kann dreist behaupten, daß ohne diesen Vater Felix Mendelssohn nie das geworden wäre, was er war. Die Laufbahn eines Musikers war damals eine noch nicht so oft betretene als jetzt, und der Weg, namentlich in Deutschland, ein dorniger, der Abwege viele. Ja, es gab kluge und bedeutende Menschen, die den „Musikus von Profession" gar nicht als Lebensberuf anerkennen wollten. So schrieb sein Schwager Bartholdy an Abraham:

„Ich bin nicht ganz einverstanden, daß Du Felix keine positive Bestimmung gibst. Dies würde und könnte seiner Anlage zur Musik, über die nur eine Stimme ist, keinen Eintrag tun. — Ein Musikus von Profession will mir gar nicht in den Kopf. — Das ist keine Karriere, kein Leben, kein Ziel; man ist zu Anfang so weit als am Ende und weiß es; ja, in der Regel besser daran. — Lasse den Buben ordentlich studieren, dann auf der Universität die Rechte absolvieren und dann in eine Staatskarriere treten. Die Kunst bleibt ihm als Freundin und Gespielin zur Seite. So wie ich den Gang der Dinge erkenne, bedürfen wir der Leute, die ein Studium gemacht haben, bald mehr als je. Soll er aber ein Kaufmann werden, so gib ihn früh in ein Kontor." —

Abraham ließ sich durch diesen Rat glücklicherweise nicht bestechen. Felix lernte und studierte ordentlich, hörte auch juristische Kollegia, dann aber ließ ihn der Vater die Musik als wirkliche „Karriere" ergreifen, und der Erfolg hat bewiesen, daß es keine schlechte war. Nun aber war auch des Vaters ganzes Streben darauf gerichtet, dieser Karriere ein festes, ernstes Ziel

zu geben; immer wies er seinen Sohn auf die alten Meister, namentlich auf Bach hin; er drängte ihn zur Komposition des Paulus, bestand auf einer festen Anstellung. Die Musik sollte ihm eben Ernst sein, und nicht bloß eine Gespielin. In bezug auf die von ihm übernommene und bald wieder abgegebene Direktion des Düsseldorfer Stadttheaters schrieb er*):

„Was die administrative Karriere betrifft, so veranlaßt mich diese zu einer Reihe von Betrachtungen, die ich Dir ans Herz legen will: Jeder, der Gelegenheit und Lust hat, Dich näher und innerlicher kennen zu lernen, sowie alle, denen Du Lust und Gelegenheit hast, Dich deutlicher zu machen, werden Dich lieb gewinnen und achten. Das allein reicht aber wirklich nicht aus, um tätig und wirksam ins Leben einzugreifen; es wird vielmehr bei vorrückendem Alter, wenn anderen und Dir jene Lust und Gelegenheit ausgehen, zu Isolierung und Mißmut führen: Selbst das, was wir für Fehler halten, will, wenn es sich einmal durchgehends in der Welt festgesetzt hat, respektiert, oder doch wenigstens geschont sein, und das Individuum verschwindet in der Welt. Das Ideal der Tugend hat der am wenigsten erreicht, der es am unerbittlichsten von anderen fordert. Das strengste Moralprinzip ist eine Zitadelle mit Außenwerken, an deren Verteidigung man nicht gern seine Kräfte verschwendet, um desto sicherer in dem Kernwerke sich halten zu können, welches man freilich nur mit dem Leben aufgeben soll. Nun hast Du Dich unleugbar bis jetzt noch nicht von einer gewissen Schroffheit und Heftigkeit, von einem raschen Ergreifen und ebenso raschen Loslassen trennen können und Dir dadurch selbst in praktischer Hinsicht vielfache Hindernisse geschaffen. So muß ich Dir zum Beispiel be-

*) Bereits in den Mendelssohnschen Briefen veröffentlicht.

kennen, daß ich Dein Ausscheiden von der aktiven Teilnahme an der Detailverwaltung des Düsseldorfer Theaters an und für sich gebilligt habe, die Art und Weise desselben aber um so weniger, als Du sie freiwillig, und, wenn ich es sagen soll, etwas unbedacht übernommen hattest. Du hattest von Anfang an, sehr richtig, Dich nicht fest binden, sondern nur das Einstudieren und Leiten einzelner Opern übernehmen wollen, diesem Entschluß gemäß auch ganz konsequent einen Theater-Musikdirektor engagieren lassen. Wie Du nun vor einiger Zeit hierher kamst, mit dem Auftrag, Krethi und Plethi zu engagieren, gefiel mir das Ding schon gar nicht; ich meinte aber, Du habest, da Du ohnedies hergekommen warst, diese Besorgung als eine Gefälligkeit nicht verweigern können. Nun aber, bei Deiner Rückkehr nach Düsseldorf, und nachdem Du, sehr vernünftig, eine weitere Reise zu Engagements gleich abschlugst, statt in diesem Sinne fortzufahren und alle Odiosa abzuweisen, läßt Du Dich damit überschütten, und da sie Dir, wie natürlich, ekelhaft werden, lenkst Du nicht etwa ruhig ein und schaffst sie Dir nach und nach wieder vom Halse, sondern Du springst mit einem Male ab und zurück, gibst Dir dadurch unleugbar den Anschein von Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit, machst Dir einen Mann, den Du auf jeden Fall politisch schonen mußtest, zum entschiedenen Gegner und höchstwahrscheinlich mehrere Mitglieder des Komitees, unter denen gewiß ganz respektable Leute sind, verdrießlich und nicht zu besseren Freunden. Betrachte ich diese Sache falsch, so belehre mich eines Besseren."
— Und über die durch das ganze Leben Felix' gehende und nie befriedigte Sehnsucht nach einem guten, komponierbaren Operntext schreibt sein Vater in demselben Brief: „Sodann will ich auch auf den Punkt der dramatischen Karriere noch einmal zurückkommen,

weil sie mir allerdings für Dich sehr am Herzen liegt. Du hast, meiner Einsicht nach, weder in produktiver, noch in administrativer Hinsicht eine ausreichende Schule durchgemacht, um gewiß wissen zu können, daß Deine Abneigung dagegen eine innere, in Deinem Talent und Charakter gegründete ist. Mir ist, außer Beethoven, kein dramatischer Komponist bekannt, der nicht eine ganze Menge total vergessener Opern gemacht hätte, ehe er den rechten Platz zur rechten Zeit gefaßt und sich Platz gemacht. Du hast einen einzigen öffentlichen Versuch gemacht, der zum Teil am Text gescheitert und eigentlich weder gelungen noch mißlungen ist. Später hast Du an den Texten zuviel gemäkelt — den rechten Mann nicht gefunden, vielleicht aber auch nicht recht gesucht; ich kann mich des Glaubens nicht erwehren, daß tätigere Nachforschungen und billigere Anforderungen Dich zum Ziele führen müssen."

So waren die Ratschläge, die Abraham seinem Sohn in bezug auf seine Musikerlaufbahn erteilte. Aber darauf beschränkte sich der Beirat des einsichtigen Mannes nicht: er hatte ein so richtiges musikalisches Verständnis, ein so feines Ohr, daß Felix ihm z. B. einmal auf eine Kritik einer seiner Kompositionen antwortet*):

„Ich habe Dir noch zu danken für den letzten Brief und mein Ave; ich kann es oft gar nicht begreifen, wie es möglich ist, über Musik ein so genaues Urteil zu haben, ohne technisch musikalisch zu sein, und wenn ich das, was ich dabei empfinde, so klar und anschaulich sagen könnte wie Du, sobald Du darüber sprichst, so wollte ich keine einzige konfuse Rede mehr in meinem Leben halten. Habe tausend Dank dafür und für Deine Worte über Bach.

*) Mendelssohnsche Briefe.

Du hast nun freilich nach einmaligem unvollkommenen Hören meines Stückes das herausgefunden, was ich nach langer Bekanntschaft erst jetzt, und darüber sollt' ich mich wohl ein wenig ärgern; aber dann ist's mir doch wieder lieb, daß eine solche Deutlichkeit des Gefühls bei Musik da ist und daß Du die gerade hast, denn was am Ende und in der Mittelstelle verfehlt ist, liegt in so kleinen Fehlern, die sich mit so wenig Noten (namentlich weggestrichenen) hätten verbessern lassen, daß weder ich noch irgend ein Musiker ohne öfteres Hören darauf gekommen wäre, weil wir das in der Regel viel tiefer suchen. Es schadet der Einfachheit des Klanges, und wenn ich auch meine, daß es bei vollkommener Aufführung, namentlich mit großem Chor, weniger auffallen würde, so wird doch immer etwas davon bleiben. Indessen will ich's ein andermal schon besser machen."

Wenn Abraham auch, wie wir sahen, der Ansicht war, daß die Hausfrau der einzige Beruf eines Mädchens sei, so kam ihm doch viel darauf an, die großen Talente, die in seiner Tochter ruhten, vollkommen zu entwickeln, und Lea war darin ganz mit ihm einverstanden. So lernte auch Fanny Generalbaß, hatte Unterricht in der Kompositionslehre und war im Klavierspiel in vielen Beziehungen dem Bruder ebenbürtig. Von ihrem ungewöhnlichen musikalischen Gedächtnis legte sie im Jahre 1818 als 13 jähriges Kind eine glänzende Probe ab, indem sie zur Überraschung für den Vater 24 Bachsche Präludien auswendig lernte. Charakteristisch für diesen ist, was Henriette darüber schreibt: „Fannys Meisterstück, 24 Präludien auswendig zu lernen, und Ihre Beharrlichkeit, liebste Lea, sie einstudieren zu lassen, haben mich starr und stumm vor Erstaunen gemacht, und ich habe nur die Sprache wiedergefunden, um allen Menschen dies

große Gelingen mitzuteilen. Nachdem ich aber Ihnen und Fanny meine ungeteilte Bewunderung zuerkannt, muß ich doch gestehen, daß ich das Unternehmen strafbar finde; die Anstrengung ist zu groß, sie hätte leicht schädlich werden können, man sollte das außerordentliche Talent Ihrer Kinder bloß leiten, nicht treiben. Papa Abraham ist aber ungenügsam, das Beste ist ihm eben gut genug. Mich dünkt, ich sehe ihn, während Fanny spielte, in der Seele vergnügt und zufrieden, und doch wenig äußernd. Die Kinder werden's ihm aber bald abmerken, daß sie sein Stolz und seine Freude sind, und sich die stoischen Mienen nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen." — Dies ausgezeichnete, musikalische Gedächtnis verließ Fanny auch in späteren Jahren nicht, und sie verfügte z. B. während des Aufenthaltes in Rom, wie wir sehen werden, über ein sehr reichhaltiges Repertoire von Bach, Beethoven und fast allen klassischen deutschen Meistern, was ihr sehr nützlich wurde, da Noten dort gar nicht zur Hand waren.

Den Unterricht in wissenschaftlicher Hinsicht übernahmen anfangs die Eltern selbst; aber auch hierin sollte dem Vater — nach Henriettes treffendem Ausdruck — „das Beste eben gut genug sein,"*) und wie er in musikalischer Beziehung mit richtigem Blick Zelter als den geeigneten Mann herausgefunden hatte, traf er für die Hauslehrerstelle eine nicht minder glückliche Wahl: es war Heyse, der spätere berühmte Philologe, der Vater des Dichters Paul Heyse. Heyse war längere Jahre im Hause, und ihm verdankten die Kinder ihre gründliche wissenschaftliche Bildung. Felix wollte nicht gern allein Griechisch lernen, und so nahm seine jüngere Schwester Rebecka an diesem Unterricht

*) Zitat aus Goethes italienischer Reise, demnächst geflügeltes Wort geworden.

teil und erwarb sich bei ihrem großen Sprachtalent eine so genaue Kenntnis des Griechischen, daß sie noch in späteren Jahren Homer und Plato mühelos las und sowohl ihrem Neffen, als ihren beiden eigenen Söhnen oft eine erwünschte Helferin bei den Schularbeiten war.

Im Jahre 1819 machte Abraham allein eine Reise nach Paris, wohin ihn Geschäftsangelegenheiten, die Eintreibung der französischen, an Preußen zu zahlenden Kriegsentschädigung, riefen. Wie schwer ihm die Trennung von seinem Familienleben wurde, kann man sich denken, das „pain sec à Paris" war nicht mehr so verlockend als damals. Henriette schreibt an Lea: „Ich habe den guten, redlichen, edlen Bruder, Mann und Erzvater mit wahrer Freude wiedergesehen, und er hat mich auch schon hier auf dem Lande besucht, wo wir Ihrer und der Kinder gedachten, wie Sie, und der herrliche Segen, den ihm Gott in seinen Kindern gegeben, sich an alles, besonders Gutes aber, das ihm widerfährt, immer anschließen. Wie es aber der arme Mann anfangen wird, um seinen Sommer so allein in Paris zu verleben, das weiß ich noch nicht. Auch die Opera buffa scheint ihn nicht mehr anzuziehen, und mit Recht zieht er seine Hauskapelle allen berühmtesten Virtuosen vor. Indessen scheint er mir ganz resigniert, und ich muß es sagen, in manchem anderen noch sehr vorteilhaft verändert; er erkennt, daß er glücklich ist, fühlt es lebendig in sich, und das hat ihn verjüngt; ich finde ihn gar nicht mehr so heraklitisch, bloß ernst, wie es einem Manne, und zuweilen gerührt, wie es einem Gatten und Vater ziemt, der von allem, was er liebt, getrennt ist." —

Der Aufenthalt zog sich länger hin, als man gedacht hatte; aus dieser Zeit sind die früher mitgeteilten Briefe an Fanny; endlich im Herbst 1820

kehrte er zurück. In dem Brief, den ihm Henriette mitgab, heißt es:

„Liebste Lea, da haben Sie Ihren lieben, edlen Mann wieder, und zwar recht wie Sie ihn wünschen, mit einer Dosis übler Laune gegen das neueste Frankreich; ob Berlin sehr bei dieser Veränderung gewonnen, weiß ich nicht, aber er vergißt es doch nie, daß da sein schönstes Glück blühte und zu den herrlichsten Früchten reifte, dafür entbehrt er schon gerne einige materielle, die dort nicht reifen, besonders wenn er Sie, wie jetzt geschieht, zu einer Weinlese am Rhein bewegen kann."

Daß das Frankreich vom Jahre 1820 auf den freisinnigen, fast republikanischen Mann, namentlich unter seinen persönlich unbehaglichen Verhältnissen, einen äußerst ungünstigen Eindruck machte, ist wohl sehr erklärlich. Indessen läßt sich annehmen, daß der pekuniäre Erfolg der Reise ein sehr guter war, und so konnte schon ein nicht ganz angenehmes Jahr in den Kauf genommen werden, um so mehr als das nun folgende Jahrzehnt von 1820—1830 sich zu einem ungetrübt glücklichen gestaltete.

Im Herbst 1821 wagte Felix den ersten Ausflug aus dem elterlichen Hause und reiste mit Zelter, dem vertrauten Freunde, nach Weimar, wo er 14 Tage im Goetheschen Hause wohnte. Kurz vor seiner Abreise hatte er angefangen, sich im Phantasieren zu üben, und phantasierte in Weimar in Gegenwart Goethes, Hummels, vieler Künstler und des Hofes. Es mögen einige Stellen aus den Briefen folgen, die der damals 11jährige Felix an die Eltern schrieb:

Weimar, den 6. November 1821.

„— — Jetzt hört alle, alle zu. Heute ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe, an. Am Morgen gingen wir in die Kirche, wo der 100. Psalm

von Händel halb gegeben wurde. Die Orgel ist groß und doch schwach, die Marienorgel ist, obwohl klein, doch viel mächtiger. Die hiesige hat 50 Register, 44 Stimmen und einmal 32 Fuß. Nachher schrieb ich Euch den kleinen Brief vom 4. und ging nach dem Elefanten, wo ich Lukas Cranachs Haus zeichnete. Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: ‚Goethe ist da, der alte Herr ist da!' — Gleich waren wir die Treppe herunter in Goethes Haus. Er war im Garten und kam eben um eine Hecke herum; ist das nicht sonderbar, lieber Vater, ebenso ging es auch Dir. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich. Er sah sich dann seine interessante Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet hat, und sagte immer: ‚Hm, hm, ich bin recht zufrieden'; nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebenziger, sondern für einen Fünfziger. Nach Tische bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau von Goethe, einen Kuß aus und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werther einen Kuß, und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt!! Nachmittag spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, teils Fugen von Bach, teils phantasierte ich. Den Abend spielte man Whist und Professor Zelter, der zuerst mitspielte, sagte: ‚Whist heißt, du sollst das Maul halten'. Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen wir alle zusammen, auch sogar Goethe, der sonst niemals zu Abend ißt. Nun meine liebe, hustende Fanny: Gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau von Goethe, die eine hübsche Stimme hat. Sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es ihm auch schon, daß Du sie gemacht hättest und fragte, ob er sie

wohl hören wollte. Er sagte: ja, ja, sehr gerne. Der Frau von Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen. Heute oder morgen soll er sie hören*)."

Weimar, den 10. November.

„— — Montag war ich bei der Frau von Henkel und auch bei Seiner Königlichen Hoheit dem Erbgroßherzog, dem meine G-Moll-Sonate sehr wohl gefiel. Mittwoch abend war Oberon von Wranitzky, eine recht hübsche Oper. Donnerstag früh kamen die Großherzogin und die Großfürstin und der Erbgroßherzog zu uns, denen ich vorspielen mußte. Und nun spielte ich von 11 Uhr mit Unterbrechung von zwei Stunden bis 10 Uhr des Abends, und die Phantasie von Hummel machte den Beschluß. Als ich letzt bei ihm war, spielte ich ihm die Sonate aus G-Moll vor, die ihm sehr wohl gefiel, wie auch das Stück für Begasse, und für Dich, liebe Fanny. Ich spiele hier viel mehr als zu Hause, unter vier Stunden selten, zuweilen sechs, ja wohl gar acht Stunden. Alle Nachmittage macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: ‚Ich habe dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor' und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin (ich phanta-

*) Goethe dichtete dann für Fanny folgendes Gedicht, das er ihr eigenhändig aufschrieb und Zelter mit den Worten übergab: „bringen Sie das dem lieben Kinde".

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor,
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig mir erkor.

Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut —
Ach! aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

siere gewöhnlich), so bitte ich mir einen Kuß aus, oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebensowenig als von dem Reichtum, den der Polarstern der Poeten an Mineralien, Büsten, Kupferstichen, kleinen Statuen, großen Handzeichnungen usw. usw. hat. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel größer als Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und schreien kann er, wie 10 000 Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Professor Zelter mit uns nach Jena, und von da aus gleich nach Leipzig. (Bei Schopenhauers sind wir oft, Freitag hörte ich Molke und Strohmeier daselbst, hier auf dem Theater ist eine 14jährige Sängerin, Fanny, die letzt im Oberon D frei faßte, stark und rein, und F hat.) Sonnabend abend war Adele Schopenhauer (die Tochter) bei uns, und wider Gewohnheit Goethe auch den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise und Adele beschloß, daß wir alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und um ein paar Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geschleppt, und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm, still zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und wiederzukommen, und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird; nun wurde Goethe von allen Seiten bestürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn zu Hause begleitet, wie das römische Volk

den Cicero nach der ersten Catilinarischen Rede. Übrigens war auch Fräulein Ulrike ihm um den Hals gefallen, und da er ihr die Cour macht (sie ist sehr hübsch), so tat alles dies zusammen die gute Wirkung.

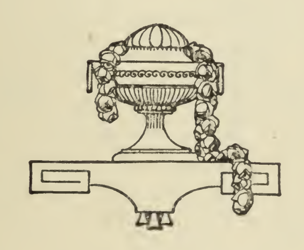
Montag um 11 Uhr war Konzert bei Frau von Henkel. Nicht wahr, wenn Goethe mir sagt, mein Kleiner, morgen ist Gesellschaft um 11, da mußt auch du uns was spielen, so kann ich nicht sagen ‚Nein!‘ —

Lea hatte die Briefe an Henriette geschickt, und diese macht ihrem Entzücken in folgenden Worten Luft:

„Wie kann ich Ihnen, liebste Lea, je genug für die Freude danken, die Sie mir durch jene herrlichen Briefe gemacht! Sie sind eine glückliche Mutter! Ihnen zu sagen, wie gerührt, wie innig bewegt und erfreut ich geworden, ist unmöglich. Ihnen muß, was ich empfinde, wenn ich an den herrlichen, feurigen, reichbegabten, gefühlvollen, sanften und natürlichen Knaben denke, wie Unsinn vorkommen, wenn ich Worte finden könnte, es auszudrücken. Aber nein, Ihr fühlt es wohl, Sie, liebe Mutter, fühlen es im Mutterherzen und sind dankbar gegen die Vorsehung, die Ihnen solche Kinder und diesen Sohn gegeben! Das ist ein Künstler in der vollsinnigsten Bedeutung, selten hohe Fähigkeiten bei dem edelsten, weichsten Gemüt! Wenn Gott diesen Knaben erhält, so werden nach langen, langen Jahren seine Briefe einst Epoche machen; bewahren Sie sie wie ein Heiligtum, sie sind ja schon jetzt durch den Ausdruck des kindlichsten, reinsten Gemütes heilig. — Wie muß es so schön gewesen sein, den Knaben so offen und zutulich mit dem edlen Greise, dem Altvater Goethe, zu sehen. Was wir in unsrer Jugend so oft träumten, wie erfreulich es sein müßte, in Goethes Nähe zu leben, das ist nun an Felix in Erfüllung gegangen, sowie auch die jugendlichen und unaufhörlichen Baßtriller des Vaters zum außer-

ordentlichen Talent in dem Sohne gereift sind. Ich danke Gott dafür, daß er Euch das Glück gewährt, es zu erleben, was unsere arme Mutter nicht ahnte, wenn sie ungeduldig über Dein ewiges Singen, lieber Abraham — es waren damals die Chöre der Athalia von Schulz — ausrief: ‚Wie mies ist mir vor tout l'univers!'

Der weitere Lebenslauf Abraham Mendelssohn Bartholdys greift so in den seiner Kinder ein, daß wir ihn von hier an im Zusammenhang mit diesem betrachten wollen.





Wilhelm Hensel

Es muß hier ein Ereignis erwähnt werden, das, so fern liegend es dem Anschein nach ist, doch auf die Lebensschicksale der ältesten Tochter Fanny vom entscheidendsten Einfluß werden sollte. Im Januar 1821 waren der Großfürst Thronfolger Nikolaus von Rußland und seine Gemahlin in Berlin, bei welcher Gelegenheit große Hoffestlichkeiten stattfanden. Am 27. gab es lebende Bilder und pantomimische Darstellungen, zu denen als Gegenstand das damals neue und die Runde durch Europa machende Gedicht von Moore, Lalla Rookh, gewählt war. Die dabei entwickelte Pracht, die Fülle der Edelsteine und Perlen, die kostbaren Stoffe und Waffen, die Vereinigung der schönsten und vornehmsten Personen machten das Fest zu einem seltenen, genußreichen. Als die Vorstellung vorbei war, rief die Darstellerin der Lalla Rookh — die Großfürstin selbst — seufzend aus: „Ist es nun wirklich vorüber? Und sollen andere, sollen spätere Zeiten keine Erinnerung an diesen glücklichen Abend haben?" Der König hörte es, und wie man sonst nach Gemälden lebende Bilder stellt, so beschloß er, die lebenden Bilder durch den jungen Künstler, der sie gestellt, in einem Prachtwerk malen zu lassen; alle Mitwirkenden saßen zu ihren Porträts. Wilhelm Hensel stellte das vollendete Werk, ehe er an seinen Bestimmungsort Petersburg für die Großfürstin abging, einige Tage in seinem Atelier aus und lernte dort Fanny Mendelssohn Bar-

tholdy, seine spätere Gattin, kennen, die mit ihren Eltern sich eingefunden hatte, die schönen Zeichnungen zu bewundern.

Wenn wir der Vorgeschichte dieses Künstlers nachspüren, so ist es eine ganz andere Atmosphäre, die uns umweht, fast eine andere Welt als die bisher geschilderte. Alle Anschauungen, Begriffe, Bildungsbedingungen sind andere, ja die Menschenrasse ist eine wesentlich verschiedene. Hatten wir es bis jetzt mit einer Familie rein jüdischen Stammes zu tun, mußten wir nach Palästina zurückblicken, um die Wurzeln des Geschlechts zu finden, zeigte sich der kosmopolitische Charakter des Judentums in den Wanderungen durch mancherlei Städte und Länder, in denen wir die Vorfahren antrafen, in Dessau, Berlin, Paris, Hamburg, war die Gesinnung zwar eine echt deutsche, die Bildung aber vielfach auf französischem Boden wurzelnd, so führen die Ursprünge der Henselschen Familie auf die Ureinwohner der norddeutschen Tiefebene zurück, der Typus ist entschieden „christlich germanisch". — So waren die Existenzbedingungen durchaus andere und Wilhelm Hensel und Fanny M. B., beide recht ausgeprägte Repräsentanten ihrer Rassen, waren als solche so verschieden wie möglich; und doch zeigte es sich, daß ihre Naturen sich sehr harmonisch ineinander fügten und ergänzten und in dieser Ergänzung, zu der jeder Teil so Ureigenes brachte, sich außerordentlich glücklich fühlten.

Wilhelm Hensels Vater war ein armer Landprediger, zuerst in Trebbin, wo Wilhelm am 6. Juli 1794 geboren wurde, dann in Linum, beides kleine, dürftige Orte in der Nähe Berlins, in den öden, traurigen Sandsteppen der Mark gelegen, letzteres von endlosen Torfmooren umgeben.

Bei einem spärlichen Einkommen, unter den Drang-

salen der napoleonischen Bedrückungszeit, verstand er es, seine zahlreiche Familie ehrenvoll in der Welt zu erhalten. Er starb früh, seine Frau aber lebte noch bis zum Herbst 1835 und hatte das Glück, nach langen Jahren der Sorge und Entbehrung, die sie während und nach dem Kriege in ihrem langen Witwenstande durchlebt, die beginnenden Erfolge und die Verheiratung ihres Sohnes zu sehen.

Dieser zeigte von früh an großen Hang zur Malerei. Alle freien Stunden brachte er damit zu, teils zu malen, teils die Mittel dazu, die Farben, aus Früchten, Blättern, Wurzeln herzustellen; denn Farbenkasten gab es in Linum nicht, und die Mittel hätten auch wohl nicht ausgereicht, um sie in der erforderlichen Menge anzuschaffen.

Es erschien den Eltern unmöglich, Wilhelm seinen glühenden Wunsch, Maler zu werden, zu erfüllen, er sollte ein Brotstudium ergreifen und widmete sich mit schwerem Herzen dem Bergfach. Doch wurde noch jede freie Minute auf die Kunst verwandt, und das Glück wollte es, daß eines Tages ein feiner Kunstkenner eine von Hensels Zeichnungen zu sehen bekam; er fand großes Talent in den Bildchen und als er erfuhr, daß der Autor reiner Autodidakt sei, redete er ihm dringend zu, die Bergkarriere zu verlassen und Künstler zu werden. Aber er ließ es dabei nicht bewenden, sondern verhalf auch zu den nötigen Unterstützungen während der ersten Jahre.

So war Hensel zwar für den Augenblick am Ziel seiner Wünsche, indessen vorerst erntete er nur Sorgen und Mühen; denn die Unterstützung, die er bekam, war nur eine sehr geringe und hätte kaum hingereicht, ihm selbst das Leben zu fristen; nun aber entstanden für den kaum den Kinderjahren Entwachsenen Verpflichtungen und Verantwortungen der

schwersten Art. Sein Vater starb und er wurde das Haupt der Familie; die Witwe mit ihren Töchtern war zu ernähren, sie durften nicht darunter leiden, daß er sein Bergstudium an den Nagel gehängt — so mußte denn die Kunst, die erst erlernt werden sollte, sofort Brot geben. Er scheute vor keiner Arbeit zurück: er zeichnete für Taschenbücher und Kalender Illustrationen; er lernte radieren, um den Verdienst von den radierten Blättern nicht mit einem andern teilen zu dürfen, er mußte dazu die Nächte und den Schein eines dünnen Talglichtes zu Hilfe nehmen und diese Nachtarbeit legte den Grund zu seiner späteren Kurzsichtigkeit. Zu seinen selbstradierten Blättern gehören namentlich hübsche Illustrationen der Arndtschen Märchen.

Mitten in diese angestrengte Tätigkeit schallte der Aufruf zum Kriege 1813. Wilhelm Hensel war keinen Augenblick zweifelhaft, was er zu tun habe, er eilte als einer der ersten Freiwilligen zu den Fahnen, machte beide Feldzüge ehrenvoll mit und wurde mehrere Male verwundet.

Er zog beidemal in Paris ein und nahm nach Abschluß des Friedens seinen Abschied, um noch einige Zeit dem Studium der Kunstschätze in Paris widmen zu können.

Nach der zweiten Rückkehr aus Frankreich trat eine Periode des Schwankens bei ihm ein, ob er nicht, statt Maler zu werden, sich schriftstellerischen Arbeiten zuwenden sollte. Einige Freunde, namentlich Brentano, Chamisso, Arnim, auch Tieck, suchten ihn dazu zu bewegen. Es waren traurige Zeiten und schlechte Aussichten für einen jungen Maler. Der Wohlstand fast aller Familien war schwer zerrüttet, die meisten hatten alle Kräfte anzuspannen, um das zum Leben Notwendigste zu erwerben; die harte Not

der überstandenen Zeiten hatte allen Sinn für das Reich des Schönen und den Schmuck des Lebens ertötet, es war wenig Aussicht auf die Beförderung der Künste. Von Privatleuten geschah fast nichts und der Staat, wenn er auch den guten Willen gehabt hätte, war auch nicht im Besitz der nötigen Mittel. Das poetische Talent Hensels war keineswegs gering anzuschlagen — indes die Liebe zur Malerei behielt die Oberhand und die Dichtkunst blieb ihm nur „Freundin und Gespielin". — Durch alle Hindernisse hindurch setzte er seinen Weg unverdrossen fort. — Hier möchte der Platz sein, einzuschalten, was Bartholdy in dieser Zeit in Rom tat, um ganz ähnlichen Zuständen, die auch dort sich fanden, einigermaßen Abhilfe zu schaffen. Er spricht sich in zwei Briefen an seinen Schwager Abraham darüber folgendermaßen aus:

Rom, 25. Dezbr. 1816.

— — Von Veit kann ich Dir nichts als Gutes sagen. Er ist ein tüchtiger und zugreifender Mensch; er arbeitet jetzt am zweiten Karton für mein Zimmer, und es ist ganz unglaublich, was er seit den paar Monaten, daß er das erste Freskobild gemacht, gelernt hat. Überhaupt sind diese Malereien eine wahre Wohltat für unsere Künstler gewesen, nicht wegen der Summen, die ich in meiner Armut ihnen bewilligen konnte und, wie mir ums Herz ist, ohne Eigennutz gegeben habe, sondern wegen der Entwickelung ihrer Kräfte, zu der ich die Hand geboten und nicht unverständig sie, ihnen selbst unbewußt, gezwungen habe." —

6. Februar 1817.

„Du willst etwas Näheres von meinen Freskogemälden wissen? Vorläufig folgendes: Als ich hier-

her kam, fand ich viele deutsche und preußische Künstler von entschiedenen Anlagen und Talenten, jedoch ohne Gelegenheit, sie auszuüben; keine Arbeit, keine Bestellung, als miserable Buchhändler-Zeichnungen und hin und wieder ein Porträt, oder bei denen, die es drängte, zu schaffen, eine kleine, halbvollendete Komposition, oder Gemälde in Öl. Hieraus entstand nicht nur das Übel, daß man jene Künstler nicht kannte, sondern auch das vielleicht größere, daß sie sich selbst nicht kannten, welches bei einer gewissen Schwärmerei und Einbildungskraft oft die Wirkung hervorbrachte, daß sie sich selbst überschätzten. Mich jammerte dieser Zustand, indem ich zugleich die Hilflosigkeit und Unbehilflichkeit dieser Leute einsah. Auf offiziellem Wege war nichts zu tun, mein Einfluß, etwas der Art zu bewirken, unzureichend. Auch hätte ich nicht gewußt, was zu fordern und wie mich bei der Barbarei, die für die Künste zu Berlin herrscht, verständlich zu machen. Also mußte ich mich selbst Aufopferungen unterziehen und auch wohl Kränkungen, die bei keinem Unternehmen, was mehr oder weniger ins Ganze greift, zu vermeiden sind, gewärtigen, — und dazu habe ich mich denn mit Freude und Mut entschlossen, sowie mich mein Vaterland immer bereit finden soll, wenn ich ihm nützlich sein zu können glaube.

Die Freskomalerei war die schicklichste, alle Zwecke zu vereinen: 1. ein bleibendes Denkmal der Arbeit, wenn sie geriete, und zwar zu Rom, dem Mittelpunkt der Künstlerwelt, wo die Wahrheit, ob etwas mittelmäßig, trefflich oder schlecht, sich bald entdeckt; 2. das Mittel für die Künstler, sich selbst kennen zu lernen, und zwar in einem Genre von Arbeit, die eine gewisse Schnelligkeit erfordert und nicht ewiges Retouchieren und Denken und Grübeln zuläßt; 3. Größe

der Figuren und Gemälde, die Fehler und Schönheiten aufdeckt; 4. Zusammenarbeiten von mehreren jungen Künstlern, wo einer bei dem andern wenigstens keine ganz palpabeln Schnitzer durchlassen wird und die Emulation sie anspornt; 5. endlich Brot, um ein Jahr lang ihrem Fache zu leben.

Das Lokal ist schön, helle, heiter, mit einer großen Aussicht über Rom*). Weder in den Sujets (Wahl und Anordnung), noch in irgend etwas, was die Kunst betrifft, habe ich meine Künstler geniert, beim Vorlegen der Skizzen jedoch habe ich ihnen meine Kritiken freimütig gesagt, von denen die meisten angenommen worden sind. — Mein Kontrakt für die auszumalende Wohnung läuft noch 4 Jahre. Nachher, sollten auch meine Verhältnisse in Italien noch dieselben sein, werden die nicht billigen Wirtsleute mich vermutlich so steigern, daß ich nicht werde bleiben können. Auf die Kartons habe ich renonciert. Die Kopien im Kleinen schicke ich Sr. Majestät. So habe ich den Künstlern und denen, die um die Sache wissen, gezeigt, daß keine Art Interesse mich leitet. Der Eitelkeit wird man mich auch nicht beschuldigen, denn ich ziehe mich zurück, so gut ich kann, und werde hierin der Undankbarkeit nicht entgehen. Gott weiß es, daß diese Ausgabe mich drückt, und daß ich bei so vielen andern, die meine Lage notwendig macht, und bei meiner Unfähigkeit zur Ökonomie manche Nacht nicht gut schlafe, aus Sorge wie ich das viele Geld, was ich verbrauche, zusammenschwindeln soll; aber die wahrhaft reichen Leute tun ja nichts, oder tun es ungeteilt und für sich." —

Henriette schreibt an Lea Mendelssohn über diese Fresken: „Veit, Schadow und noch ein andrer deut-

*) Es ist die noch heut nach ihm genannte Casa Bartholdy am Monte Pincio.

scher, ich glaube gar Berliner junger Maler*) malen in diesem Augenblick für Bartholdy Zimmer al fresco: Finden Sie das nicht recht in seinem großen Stil? Er sollte nur Papst werden! Bartholdy der Erste und Leo der Zehnte, der so wie Bartholdy alles Große und Schöne liebte, ohne viel zu rechnen!" —

Bartholdy selbst war, wenn auch nicht in den bildenden Künsten, so doch in der Literatur tätig: er hat namentlich eine Geschichte der Tiroler Erhebung gegen die Franzosen geschrieben, die Immermann zu seinem Trauerspiel „Andreas Hofer" mit Nutzen studiert zu haben bekannte, und von der H. Heine im 2. Band der Reisebilder sagt: Bartholdys „Krieg der Tiroler Landleute im Jahre 1809" ist ein geistreich und schön geschriebenes Buch und wenn Mängel darin sind, so entstanden sie notwendigerweise dadurch, weil der Verfasser, wie es edeln Gemütern eigen ist, für die unterdrückte Partei eine sichtbare Vorliebe hegte, und weil noch Pulverdampf die Begebenheiten umhüllte, als er sie beschrieb.

Auch das Leben seines Freundes und Gönners, des Kardinals Consalvi, hat er geschrieben. Die schönen Sammlungen, die er anlegte, sind schon oben erwähnt.

Ein solcher Freund und Beförderer der Künste fehlte damals in Berlin, und da Bartholdy mit der Barbarei, die dort für die Kunst herrschte, nur allzu recht hatte, so waren die Berliner Künstler eben auf die jämmerlichen Subsistenzmittel angewiesen, denen sie Bartholdy in Rom, soweit an ihm lag, enthoben hatte — hauptsächlich auf „miserable Buchhändlerzeichnungen." — So wie jetzt die Volkskalender, waren damals die Taschenbücher an der Tagesordnung, und seine Arbeit für diese nahm Hensel eifrig wieder auf

*) Cornelius, Overbeck und Schnorr nahmen außer den Obengenannten an der Arbeit teil.

und lieferte auch literarische Beiträge. Endlich aber sollte sein Fleiß belohnt werden; jene Lalla-Rookh-Zeichnungen machten ihn allgemein bekannt, und er erhielt von der preußischen Regierung ein Stipendium nach Rom und zugleich den Auftrag, die Transfiguration von Raphael in der Größe des Originals zu kopieren. Diese Reise wurde für seine künstlerische Entwickelung ein entscheidender Wendepunkt.

Glücklicherweise war aber sein Deutschtum, die ganze Richtung seines bürgerlichen Lebens vorher unverrückbar festgestellt durch die Liebe zu Fanny. Eine förmliche Verlobung gestatteten die Eltern aber nicht vor seiner Rückkehr. Sie wollten ihr Kind vor möglichen Enttäuschungen bewahren; man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie nach kurzer Bekanntschaft Hensels Charakterstärke und die Tiefe seiner Liebe nicht ganz erkannten. Namentlich fürchteten sie einen Übertritt zum Katholizismus, und die Besorgnis war bei seiner poetischen Natur, dem Vorgang seiner Schwester Luise und dem Kreise seiner oben erwähnten nächsten Freunde, die allesamt katholisch waren oder mit dem Katholizismus bedenklich liebäugelten, nicht so ganz ungerechtfertigt. Nur Fanny hatte hierin wie in allem andern festes Vertrauen auf ihn.

So mußte er denn, ohne bestimmte Zusage, auf lange Jahre wegziehen; aber gerade diese Unbestimmtheit, dies Unabgeschlossene gab dem Verhältnis eine große Frische und einen Reiz mehr. Vor der Reise zeichnete er noch die ganze Familie und den Kreis der Nächststehenden und nahm mit diesen Zeichnungen gleichsam geistig seinen Platz in dem Kreise ein, dem er ganz anzugehören wünschte. Diese Bilder und die Briefe von Lea waren in der ganzen Zeit seine einzige Verbindung mit der Familie, denn auch einen Briefwechsel mit Fanny hatte die gestrenge Mutter

gänzlich untersagt. Über die Gründe dieses Verbots spricht sie sich in einem Brief folgendermaßen aus:

„— — Im Ernst, lieber Herr Hensel, können Sie mir wirklich nicht böse sein, weil ich keinen Briefwechsel zwischen Ihnen und Fanny gestatten will. Haben Sie nur die Billigkeit, sich einen Moment an die Stelle einer Mutter zu setzen und Ihr Interesse gegen das meine zu tauschen, dann wird Ihnen meine Weigerung natürlich, billig und vernünftig erscheinen, statt daß Sie sie in Ihrer Heftigkeit mit den allerbarbarischsten Namen belegen. Aus demselben Grunde, der kein Versprechen zuließ, erkläre ich mich fest und bestimmt gegen jede Korrespondenz. Daß ich Sie wahrhaft schätze, Ihnen sogar herzlich gut bin, wissen Sie; ebenso daß ich gegen Ihre Person nichts einwende: meine Gründe, mich bis jetzt nicht für Sie bestimmen zu können, sind: die Ungleichheit des Alters und das Ungewisse Ihrer Lage. Ein Mann darf nicht daran denken, sich zu verheiraten, bis seine Verhältnisse einigermaßen gesichert sind, wenigstens darf er die Eltern des Mädchens nicht schelten, welche, da sie Erfahrung, Vernunft und kaltes Blut haben, für ihn und sie zu überlegen von der Natur bestimmt sind. Der isolierte Künstler ist ein glückliches Wesen, alle Zirkel stehn ihm offen, Hofgunst ermuntert ihn, die kleinen Sorgen des mühseligen Lebens schwinden; heiter und leicht übersteigt er die Klippen, welche Unterschiede der Stände in der Welt aufgetürmt haben; er arbeitet, was und wieviel er will, sucht seine Lieblingsgegenstände in der Kunst auf und schwärmt, das seligste, heiterste Wesen der Schöpfung, poetisch in andere Sphären versetzt, einher! Sobald Familien- und Brotsorgen sich seiner bemächtigen, schwindet all der magische Zauber; er muß arbeiten, um die Seinigen zu erhalten; das ganze liebliche

Kolorit ist farblos geworden! — Ich strebte bei Erziehung meiner Kinder freilich dahin, sie einfach und prunklos zu gewöhnen, um sie nicht zu zwingen, reich heiraten zu müssen, aber eine gesicherte Existenz, ein mäßiges, doch festes Einkommen sind in den Augen der Eltern unerläßliche Bedingung zum sorglosen Leben, und wenn mein Mann auch jedem seiner Kinder eine hübsche Beisteuer geben kann, so ist er nicht reich genug, das ganze Schicksal eines jeden von ihnen festzustellen. — Sie beginnen Ihre Laufbahn, und zwar unter schönen Aussichten; lassen Sie diese verwirklicht werden, benutzen Sie Zeit und Gunst möglichst und seien Sie versichert, daß wir Ihnen nicht entgegen sein werden, sobald Sie uns nach beendeten Studien über Ihre äußere Lage beruhigen und sich genügend ausweisen können. Schelten Sie mich vorzüglich nicht als eigennützig und geizig, lieber gelinder Wütikus! Sonst muß ich Sie erinnern, daß ich meinen Mann geheiratet habe, ehe er einen Pfennig besaß. Aber er hatte ein sicheres, obwohl sehr mäßiges Einkommen bei Fould in Paris und ich wußte, daß er mein ihm zugebrachtes Vermögen würde geltend machen können. Der Ehrgeiz meiner Mutter war aber nicht zufrieden, daß ich die Frau eines Kommis werden sollte, und Mendelssohn mußte deshalb Associé seines Bruders werden, von welcher Epoche sich gottlob! beider Prosperität herschreibt. — Fanny ist sehr jung und dem Himmel sei Dank! bis jetzt völlig harmlos und ohne Leidenschaft. Sie sollen sie durchaus nicht in jene verzehrende Empfindung reißen wollen und sie durch verliebte Briefe in eine Stimmung schrauben, die ihr ganz fremd ist und die sie auf mehrere Jahre sehnsüchtig, schmachtend, verzehrend machen würde, indes sie jetzt blühend, gesund, heiter und frei vor mir steht."

Lea hielt ihr Wort und schrieb fleißig; freilich ein ungenügender Ersatz für das, was Hensel sich wünschte. Aber er wußte sich zu helfen; er verlieh seiner Kunst Worte, um sich mit der zu unterhalten, der er nicht schreiben durfte. Die reizenden Zeichnungen sind noch vorhanden, die er nach Berlin schickte; in allen kehren die idealisierten, in poetischem Licht und Gewand dargestellten Figuren des Mendelssohnschen Kreises wieder, in allen spielt Fanny die Hauptrolle. Solche Huldigung war wohl unwiderstehlicher als der beredteste Brief. Aber auch zu dem Mutterherzen war damit der richtige Weg gefunden, wie zwei Briefstellen beweisen mögen:

„— — Lassen Sie mich zuerst Ihnen für das willkommene Geschenk der Stammbuchzeichnung den längst schuldigen, doch nicht minder herzlichen Dank aussprechen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr die ausnehmende Schönheit der ausgeführten Zeichnung und die feine zarte Idee derselben uns überrascht und gerührt hat. Eine vergeistigte, à la Hensel verschönerte Ähnlichkeit mit meinen vier Kindern ist dem Auge der Eltern nicht entgangen. Indessen haben sie sich seit Ihrer Abwesenheit so verändert und vergröbert, daß jene idealistische Zartheit nur in der Erinnerung noch gleichen kann, wiewohl Schadows scharfer, für Ähnlichkeit unübertrefflicher Blick das Original des Orgelspielers gleich entdeckte. Ich habe nicht allein von Ihnen, sondern von niemandem etwas Zierlicheres, Sauberes, Anmutigeres, Vollendeteres, Ausgeführteres in dieser Gattung gesehen. Die Lieblichkeit der Gruppe, die dem Ernst vermählte Grazie, der holde Kindesausdruck jedes Kopfes, dem doch so viel Denkendes zugesellt ist, die Anordnung der vier Engelein, über die eine wahrhaft Raphaelische Cäcilie wacht, alles beweist zu meiner Freude

aufs neue, daß Sie sich den ersten, reinsten aller Künstler zum Ideal ausersehen. —"

Berlin, 6. März 1826.

„Den besten Dank für das beste, reizendste Bildchen! die Köpfe der Muse und der Sphinx sind so ausdrucksvoll, als man es in so kleinem Raume nicht ausführbar glauben sollte. Wir sind aber sämtlich zu dumm, den verborgenen Sinn des Rätsels zu entziffern, obwohl jede Person und jedes Attribut vollkommen deutlich erscheint. Kolorit, Gruppierung, Anordnung sind höchst anmutig und graziös. Daß Sie meinem Liebling Raphael stets nachstreben, sehe ich wieder daran und bewundere die Tiefe der dunkeln Augen, die sich trotz des sehr kleinen Raumes offenbart. Herzlich wünschte ich aber, daß Sie Ihre Zeit nicht durch so viele kleine Arbeiten zersplitterten. Doch, Sie müssen am besten beurteilen, wie die Einteilung und Fortsetzung des Angefangenen am füglichsten zu bewerkstelligen sei und welche Ruhepunkte der Künstler sich in den Zwischenräumen zu gönnen habe. —

Vielen, vielen Dank auch für alle Mühe beim Ordnen der Bartholdyschen Sammlungen*). Wäre dies Chaos nur erst entwirrt! der Bericht über das Ablösen der Fresken ist sehr interessant. Aus vielen Gründen werden wir aber keinen Gebrauch davon machen. Die Kosten wären für uns nicht allein bei weitem zu bedeutend für eine Liebhaberei, aber die Schwierigkeit, derart große Bilder zu placieren, muß auch berücksichtigt werden und, unter uns gesagt, so interessant die Fresken als Versuche und Erstlingsblüten sein mögen, bleibt doch die Frage, ob sie den Aufwand von Geld und Mühe verdienten. Kurz, lassen Sie uns nichts mehr davon erwähnen, eben-

*) Bartholdy war kurz vorher gestorben.

sowenig als von Freskobildern in unserem Hause hier. Wenn ich auch Ihre gütige Absicht mit Dank erkenne, so müssen Sie doch einsehen, daß das Genre solcher kostbaren und zeitraubenden Ausschmückungen schlechterdings nicht für ein Bürgerhaus paßt; zuerst müßten wir jahrelang auf den Genuß eines solchen Zimmers verzichten, und wenn Sie eine kleine Vorstellung von der Unruhe, dem Schmutz, dem Fracas und den ungeheuren Kosten hätten, die das leider viel zu große Haus*) uns noch täglich verursacht und bis spät in den Sommer hinein machen wird, so würden Sie meinen Schauder bei dem bloßen Gedanken an neues Abreiben der Wände, an Kalk, Gerüste usw. begreifen. Dazu finde ich in jetzigen Zeiten, wo alles Eigentum flüchtig ist und höchst selten auf die zweite Generation gelangt, sich etwas Kostbares anmauern und dadurch unbeweglich machen zu lassen einen wirklich unverantwortlichen Eingriff in die Rechte der Nachkommen. Was meinem Bruder als Unverheiratetem und im Lande der Künste Lebendem wohl anstand, wäre strafwürdig an meiner Stelle, die keines ihrer vier Kinder versorgt weiß. Wir leben auf einem so liberalen Fuße und mein Mann hat eine so große Freude am Weggeben, daß man uns unstreitig für viel reicher hält, als wir sind.

So viel Unruhe und Verdruß mir nun auch der Besitz unseres so äußerst kostspieligen Grundstücks verursachte, so ist es doch vielleicht der Summe, die mein Mann hineingesteckt hat und die sich weit höher belief als wir geglaubt, meistensteils zuzuschreiben, daß sein Verlust in der jetzigen schrecklichen Zeit nicht noch bedeutender geworden. Hier allein sind 18 Häuser gefallen, worunter die festgegründetsten, in Leipzig der berühmte Reichenbach, in London der auf viele Millionen geschätzte Goldschmidt.

*) Leipzigerstraße 3. S. weiter unten S. 161 ff.

Bekannte von uns sitzen im Gefängnis, andere haben sich das Leben genommen; die Zerstörung, Mutlosigkeit, der gegenwärtige Ruin und die trübe Aussicht für die Zukunft sind nicht bange genug zu schildern. Rothschilds Wut nach ungeheuren Geschäften wird es hauptsächlich zugeschrieben, daß der Maßstab in der handelnden Welt sich riesenmäßig gesteigert hat und, und wie alles auf die höchste Spitze Gestellte, endlich sinken mußte." — —

Hensel benutzte seine Zeit in Italien, von der er den überwiegendsten Teil in Rom zubrachte, vortrefflich. Vor allen Dingen war die Kopie der Transfiguration eine nicht hoch genug zu schätzende Schule für den Maler. Die Arbeit an der Kopie nahm nahezu vier Jahre in Anspruch; sie begann mit einer gründlichen Reinigung des Originals, bei der eine Masse unter einer Kruste von jahrhundertaltem Schmutz versteckt gewesener Details zum Vorschein kamen. Das Bild hat im Raphaelsaal in Sanssouci seine Stelle gefunden.

Außerdem beschäftigte ihn ein großes eigenes Bild „Christus und die Samariterin", das in den Besitz des Königs von Preußen überging.

Nach fünfjährigem Aufenthalt verließ Hensel Italien, das ihm trotz seiner Sehnsucht nach Deutschland sehr lieb geworden war, und das er stets als sein zweites Vaterland betrachtete. In einem kleinen zweirädrigen Wägelchen, wie man es in Italien zu schnellen Reisen brauchte, eilte er, ohne Unterbrechung Tag und Nacht fahrend, über die Alpen, dann auf die schnellste Weise nach Berlin. Er wurde belohnt; Fanny war noch frei; auch sie hatte ereignisreiche, für ihre Entwickelung wichtige Jahre erlebt.

Wir verlassen hier den Lebenslauf Hensels, dessen Fortsetzung sich weiterhin dem der Familie Mendelssohn Bartholdy anschließen wird.



Die Schweizer Reise

Am 6. Juli 1822 unternahm Abraham M. B. mit der ganzen Familie eine Reise nach der Schweiz. Die Gesellschaft bestand aus den Eltern, den vier Kindern im Alter von 16, 13, 11 und 9 Jahren, dem Hauslehrer Heyse, einem Dr. Neuburg, nebst einigen Dienstboten. In Frankfurt a. M. gesellten sich noch zwei sehr geistvolle muntere junge Mädchen hinzu, Marianne und Julie Saaling, die nachherige Frau Heyses. Eine solche Reise war damals etwas ganz Außergewöhnliches. Eine Reihe sehr ausführlicher Briefe, von Fanny an eine Freundin gerichtet, schildert uns die Erlebnisse auf das anschaulichste. Gleich am ersten Reisetage — von Berlin bis Brandenburg — fiel ein kleines Reiseabenteuer vor: Felix wurde in Potsdam vergessen. In jedem Wagen glaubte man bei der Abfahrt, er befinde sich in dem andern und erst auf der ersten Station hinter Potsdam, Großkreuz, drei starke Meilen entfernt, bemerkte man seine Abwesenheit. Der Hauslehrer fuhr sogleich zurück und die Gesellschaft hatte sich auf 4—5 Stunden Aufenthalt gefaßt gemacht, indes schon nach Verlauf einer Stunde kam Heyse mit dem verlorenen Sohn wieder an: er war in Potsdam gerade gekommen, als die Wagen abgefahren waren, und lief sogleich nach, auf der Chaussee lange zwar den Staub der

10*

Wagen im Auge behaltend, aber nicht imstande, sie zu erreichen. Indessen wanderte er immer fort und hatte sich vorgenommen, nach Brandenburg zu folgen. Ein Bauernmädchen gesellte sich zu ihm, sie brachen sich starke Stöcke ab und gingen getrost weiter, bis Heyse eine Meile von Großkreuz Felix fand. Sein gutes und entschlossenes Benehmen (vielleicht auch die unerwartet frühe Erlösung vom Warten) ersparte ihm den zugedachten Verweis. Die zweite Tagereise — sie war sehr ermüdend — ging bis Magdeburg.

Nach einem Abstecher in den Harz reisten sie über Göttingen, wo Rebekka 36 Jahre später ihr Leben beschließen sollte und wo die Bekanntschaft Blumenbachs gemacht wurde, nach Kassel, wo mit Spohr ein lebhafter musikalischer Verkehr stattfand. In Frankfurt „war große Konferenz von Vater, Dr. Neuburg und H. Heyse wegen des Weges, der zu nehmen sei. Noch habe ich nichts erfahren, aber sie behaupten, nie sei eine Reise so eingerichtet worden."

In Frankfurt gab ihnen Aloys Schmitt eine Musik, die Fanny folgendermaßen beschreibt: „Mit welcher Sehnsucht dachte ich an Henning, an Rietz, an Kelch, Eysold usw. Du glaubst nicht, wie die lieben Leute uns die Ohren vollgerakelt haben. Da kam zuerst ein Violinspieler aus Paris, Fémy, Schüler von Baillot, der einen großen Ruf hat. Aufrichtig gesagt, gefiel er mir nicht im geringsten. Alles weich, verschwommen und verwischt, keinen Strich, keinen Ton, keine Kraft. Felix war meiner Meinung. Dann begleiteten sie dem armen Felix sein Quartett. Mein einziges Vergnügen dabei war, Physiognomik zu studieren. Dann mußte ich etwas spielen — und nun heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen. Das ganze Zimmer voll wildfremder Menschen, Schüler und Freunde von Schmitt, die Begleitung sehr schlecht,

ich zitternd an jeder Fiber, warf so komplett um, daß ich vor Ärger mich und die andern hätte prügeln mögen. Mich vor zwanzig Klavierspielern so zu blamieren! Ich gehe darüber hinweg, sonst erhitze ich mich wieder. Dann spielte Fémy noch ein Quartett und zuletzt Schmitts jüngerer Bruder Variationen von seiner Komposition. Schmitt hat eine gar nette Baumschule um sich: der jüngere Eliot aus Strelitz war auch hier und Ferdinand Hiller, sein Lieblingsschüler, ein schöner Knabe von 10 Jahren, mit freiem und offenem Äußern."

Von Frankfurt zog nun die ganze lustige Karawane dem Süden zu, über Darmstadt und Stuttgart nach Schaffhausen. Die beiden Saalingschen Mädchen, übersprudelnd von Witz und Laune, trugen nicht wenig zum Aufrechthalten des unumgänglichen guten Reisehumors bei. „Das Lachen nimmt kein Ende", schreibt Fanny, „und namentlich des Abends beim Schlafengehen (ich schlafe immer mit ihnen) sind sie ganz einzig. Marianne hat überall Bekannte und wird, wo sie hinkommt, mit Entzücken aufgenommen. — Eben sitzen wir alle beisammen und schreiben; es kann im Bureau des Staatskanzlers nicht fleißiger zugehn. Du glaubst nicht, wie es bei uns aussieht: Kraut und Rüben sind ein Putzzimmer dagegen. Wir amüsieren uns über alle Maßen, und wenn ich es Dir so zerstreut und unzusammenhängend schreibe, so beschuldige mich nicht. Es ist ein schrecklicher Spektakel hier im Zimmer." —

Am Gotthard wurde umgekehrt und die stillen Hoffnungen von Fanny auf einen Blick nach Italien waren für diesmal gestört. Sie schreibt:

„Ich habe einen Tag erlebt, Marianne*), einen

*) Marianne Mendelssohn, die Gattin von Alexander Mendelssohn, dem Sohn von Joseph.

Tag, der ewig unauslöschlich in meinem Innern steht, dessen Andenken für lange hinaus auf mich wirken wird. In Gottes größte Natur bin ich getreten, das Herz hat mir gebebt vor Schauer und Ehrfurcht, und als ich, wieder beruhigt, das menschlich Schönste, das anmutig Lieblichste erblickte, als ich an der Grenze von Italien stehe, da ruft mein Schicksal: bis dahin und nicht weiter. Nie, nie habe ich solche Empfindung gehabt, inniger Dank gegen Gott, der mich diesen Tag hatte erleben lassen, Sehnsucht nach dem, was mir die Berge verhüllten, feste Vorsätze, die ich in meinem Innern faßte, alle diese Gefühle vereinigt strömten aus in heißen, wohltätigen Tränen. Gestern abend wollte ich nicht an Dich schreiben, Du siehst mich nicht gern allzu heftig gestimmt; ich war exaltiert, aber ich behielt's für mich, ich wollte warten, bis ich ruhiger wäre, aber noch jetzt, bei der Erinnerung an gestern und heute früh, wird mir das Herz weit und groß, verläßt mich alle Ruhe. — Ich will versuchen, Dir in möglichster Ordnung zu erzählen, was ich gesehen, was ich erlebt.

Gestern früh um 7 Uhr fuhren wir bei etwas bewölktem Himmel von Altdorf ab, dem klaren Himmel zu, nach Süden. Bürglen und das Schächental links lassend, kamen wir ins Reußtal, welches hier mit hohen Felsen umschlossen, aber sehr breit und überaus fruchtbar ist. Nußbäume, andre Fruchtbäume und Tannen von außerordentlicher Schönheit. Man fährt an einem Turm Geßlers und der alten Veste Zwing Uri vorbei. Links die Surenengletscher, Windgalle, Bristenstock und andere Schneeberge und Gletscher. Auf den vorderen Bergen herrliche Alpen sichtbar. So, in mannigfaltiger wechselnder Umgebung, gelangt man nach Amstäg, 3 Stunden von Altdorf, am Fuß des Gotthard. Hier beginnt die neue

Gotthardstraße, welche diesseits 2 Stunden weit bis Wasen fahrbar und auf der Tessiner Seite fertig ist. Die Straße ist bald rechts bald links von der Reuß in den Felsen gesprengt, trefflich gebaut und durch Mauern gesichert. Über die Abgründe wölben sich kühne Brückenbogen. Ein Riesenwerk und ewiges Denkmal für die Kantone Uri und Tessin. Es ist erhebend zu sehn, wie menschliche Beharrlichkeit den Willen der Natur beugen kann. Hinter Wasen hört allmählich die Vegetation auf, das Tal verengt sich mehr und mehr, immer schroffer steigen die Felsen, immer wilder braust die Reuß. Bei Göschenen, dem einzigen Dorf auf dem ganzen Wege, zeigt sich, zur Linken der Reuß, der furchtbare Göschener Alpgletscher; er war der erste, dem wir so nahe traten. — Sobald man die Schöllenen erreicht, verschwindet die letzte Spur von Leben und Nähe der Menschen. Rings umher siehst Du nichts als himmelhohe Felsen, zwischen denen sich die Reuß ihr furchtbares Bette gebrochen hat. Hier verliert sie ganz das Ansehn eines Stromes, sie bildet einen fortdauernden, wütenden Wassersturz. So steigt das Entsetzen mit jedem Schritt, bis es endlich an der Teufelsbrücke seinen höchsten Gipfel erreicht. Du befindest Dich in einem vollkommen geschlossenen Felskessel, vor Dir, in mehreren Absätzen herunterstürzend, die ungeheure Wassermasse, hoch darüber wegführend die schmale, aber sichere Brücke. Der schneidende Wind, der gegen Abend hier weht und Gletscherwind heißt, die hier und da hervorblickenden Schneespitzen, die Dämmerung, welche in diesem Höllental zu herrschen begann, jede Umgebung trug bei, den Schrecken zu mehren. Wenig aufwärts von der Teufelsbrücke ist das Urner Loch, ein Felsendurchgang von etwa 80 Fuß, und am Ausgange dieses Tores blieb ich wie versteinert über das Wunder,

welches ich erblickte. Ausgebreitet vor meinen Augen ein liebliches stilles Tal mit den üppigsten Wiesenteppichen, an beiden Seiten eingefaßt von grünen Hügeln, einzelne Hütten darüber hingestreut, im Hintergrunde das anmutige Dorf Andermatt und Ursern, auf der Höhe eine Kapelle, aus der mir die stille Abendglocke entgegentönte, rechts der Gotthard, dessen Gipfel sich klar in der blauen Luft zeichnete, links der St. Annengletscher, grünlich glänzend mit einer Fortsetzung von Schneebergen. Seitwärts die Furka mit ihrem Gletscher, der Gotthardgletscher und der Crispalt, aus dem der Rhein entspringt. Verschwunden das wilde Tosen des Stroms, der hier schnell aber ruhig über den Felsenboden gleitet, verschwunden jede Spur des Entsetzens, welches mich noch eben umgab. Rings um mich her Ruhe, tiefer Frieden, welcher nie aus diesem stillen Tal zu weichen scheint. Es war ein unvergeßlicher Eindruck! —

Wir gingen noch einige hundert Schritt weit über die Wiesen, um den Annengletscher besser zu betrachten, die Kälte nötigte uns bald zur Rückkehr. Die einzigen Kennzeichen einer höheren Luftregion sind eben diese kalte Luft, die man einatmet, und der Mangel an Vegetation. Weniges Nadelholz steht in der Nähe von Andermatt, sonst ist der Erdboden nur mit üppigen Wiesen bedeckt. Das was man nicht sieht, wirkt nicht weniger heftig auf das Gemüt, als die sichtbaren Umgebungen, — die Idee des Landes, welches hinter jenen Gebirgen beginnt, ja selbst die fühlbare Nähe Italiens, der kleine Umstand, daß die Landleute alle in Italien waren, italienisch reden und den Wanderer mit den süßen Lauten der lieblichen Sprache begrüßen, rührte mich unendlich. Wäre ich an diesem Tage ein junger Bursche von 16 Jahren gewesen, bei Gott! ich hätte zu kämpfen gehabt, um

keinen dummen Streich zu begehen. Und wenn mich auf der einen Seite die heftigste Sehnsucht nach Italien trieb, so hatte ich auf der andern den größten Wunsch, über Furka und Grimsel nach dem Haslital zu gehen, eine Reise, die wir leicht hätten machen können, wenn wir uns vorher darauf eingerichtet hätten. Den ganzen Tag hatte ich die Möglichkeit berechnet, noch abends, wenn auch allein mit Dominique*), auf den Gotthard zu steigen, es sind nur noch 3 Stunden von Urserntal, aber es war nicht möglich, ich mußte mich bescheiden. — Abends, allein auf meinem Zimmer, verlebte ich eine Stunde, die ich nie vergessen werde. — Gestern früh wurde mir der Abschied sehr schwer. Es wollte mir gar nicht in den Sinn, das liebliche schöne Tal zu verlassen, wieder nördlich zu reisen, wieder in die schreckliche Wildnis zu gehen und das betäubende Geräusch des Stromes zu ertragen. In der Morgenbeleuchtung war das Tal unendlich reizend, die kleine Kapelle Mariahilf war schön beleuchtet, die Matten glänzten im Tau, die Gletscher waren mit grünlichem Licht überstrahlt, der Gotthard erhob sein Haupt in die reine Luft, nichts glich der Ruhe dieser Morgenfeier, ich kann Dir nicht sagen, wie bewegt ich war: und nun all dieser holden Anmut den Rücken wendend, wieder durch die Schauerhöhle, in die wilden Schluchten. Allein auch diese verloren in der Morgenklarheit von ihren Schrecknissen, uns wenigstens imponierten sie lange nicht so, wie am Abend vorher.

Ich ging einen großen Teil des Weges ganz allein, mir still überdenkend, was ich gesehen und was mir das innerste Gemüt so sehr bewegt. — Von fernher vernahm ich die Morgenglocken aus dem Dorfe Göschenen, ihr Klang war gar feierlich und schön und

*) Der Führer.

der Gletscher hinter dem Dorf vom hellsten Sonnenlicht beschienen. Ich muß einige wunderschöne Mädchen erwähnen, mit welchen wir uns in Wasen unterhielten. — Wir fuhren über Bürglen zu Hause, wo wir noch einmal Tells Kapelle und den alten, mit Efeu bewachsenen Turm besuchten und uns im frischen Schatten der Nußbäume von der Hitze erholten. Das Tal ist auch ungemein schön und romantisch. Mit Marianne, H. Heyse und Rebecka ging ich dann einen schönen Fußpfad nach Altdorf zurück." —

Über Interlaken, mit den Ausflügen nach der Wengern-Alp ins Haslital, zum Staubbach meist bei schlechtem Wetter, ging's an den Genfer See nach Vevey. Hier blitzte noch einmal die Hoffnung einer Überschreitung der Alpen, eines Blickes nach Italien auf, und wieder jubelt Fanny bei dem Gedanken aus voller Seele:

„Heut schreibe ich Dir wieder in einer Art von Trunkenheit! Es scheint mir, als habe ich noch nie etwas Schöneres gesehen, als diese Gegend, diesen See. Dazu ist heut das göttlichste Wetter, und wenn es so bleibt, fahren wir übermorgen früh nach den Borromäischen Inseln! Denke Dir! Nach den Borromäischen Inseln! Ich danke dem Himmel, daß da die Grenze ist, denn gingen wir weiter, ich glaube, ich hielte es nicht aus. Zuviel auf einmal für mein armes Menschenherz. Wenn der Himmel uns ferner gutes Wetter gibt, so machen wir eine Reise! — — Du brauchst nur auf der Karte unsern Weg zu verfolgen, um zu sehen, wie wir vom See ab ins Wallis, bei Leuck vorbei, über den Simplon nach dem Lago Maggiore gehen, und Du wirst begreifen, daß mir zumute ist, als sollte ich auf Wolken ins Paradies getragen werden. Ich weiß nicht warum? aber ich glaube immer, es muß uns auf den Inseln

irgend etwas Außerordentliches, Unerwartetes begegnen; ich bin in einer großen, gespannten Erwartung. — Kaum habe ich in meiner jetzigen Stimmung Mut und Lust, Dir von unserm dreitägigen Stadtaufenthalt in Bern zu sprechen, allein der Ordnung wegen muß ich dazu zurückkehren, zu seiner Zeit war er uns auch sehr angenehm." —

Man machte noch einen Abstecher ins Chamouny, dann aber wurde die Rückreise angetreten, mit längeren Aufenthalten in Frankfurt a. M., um Schelbles Bekanntschaft zu machen, der den Cäcilienverein mit Meisterschaft leitete und wo Felix mit Beifall phantasierte, und in Weimar, um die Goethesche Familie kennen zu lernen, bei der Felix so freundliche Aufnahme während seines Besuches mit Zelter gefunden hatte. Nie ermüdete Goethe, Felix zuzuhören, wenn er am Klavier saß, und mit dem Vater unterhielt er sich fast nur über Felix. Diesem selbst sagte er eines Tages, als er sich über irgend etwas geärgert hatte: „Ich bin Saul und du bist mein David, wenn ich traurig und trübe bin, so komm du zu mir und erheitere mich durch dein Saitenspiel!" — Eines Abends erbat er sich von Felix eine Fuge von Bach, welche die junge Frau v. Goethe ihm bezeichnete. Felix wußte sie nicht auswendig, nur das Thema war ihm bekannt und dies führte er nun in einem langen fugierten Satz durch. Goethe war entzückt, ging zu der Mutter, drückte ihr mit vieler Wärme die Hände und rief aus: „Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie mir ihn recht bald wieder, daß ich mich an ihm erquicke." — Felix seinerseits fühlte wohl den ganzen Wert einer solchen Anerkennung; obgleich die Damen in Weimar sich die größte Mühe gaben, ihn zu verhätscheln und ihm zu schmeicheln, so hatte er doch für nichts Sinn, als für Goethes Liebe und Zufriedenheit.

Solche Erlebnisse sind in dem Alter, in dem Fanny und auch schon Felix standen, außerordentliche Bildungs- und Entwickelungsmittel. „Die Wirkungen der Reise", schreibt die erstere, „äußerten sich bei Felix unverzüglich nach unserer Zurückkunft. Er war bedeutend größer und stärker geworden, Züge und Ausdruck des Gesichts hatten sich mit unglaublicher Schnelligkeit entwickelt und die veränderte Haartracht (man hatte ihm seine schönen langen Locken abgeschnitten) trug nicht wenig dazu bei, sein Ansehn zu entfremden. Das schöne Kindergesicht war verschwunden, seine Gestalt hatte etwas Männliches gewonnen, welches ihn auch sehr gut kleidete. Er war anders, aber nicht weniger schön als früher." —

Das größte Interesse erregte die Reise bei der Tante Henriette in Paris. Mit ihrer leidenschaftlichen Natur erfaßt sie den Plan und begleitet die Reisenden in Gedanken und als gewiegte Erzieherin weiß sie zugleich den Wert für die Entwickelung der Kinder zu schätzen. Der eine Brief ist zu charakteristisch, um ihn zu übergehen:

„Liebste Lea, liebster Bruder, Kinder, Freunde — ich möchte nur gleich Eure Dienerschaft auch zu denen, die ich begrüße, rechnen, denn Euer Zug durch das so oft gepriesene, nie genug gelobte Land macht mir eine so herzliche Freude, daß ich Millionen umschlingen möchte. Sie aber, liebste Schwester, ließ ich mir bei dieser Allerweltsumarmung pour la bonne bouche, denn ich habe Ihnen auf eine ganz besondere Weise zu danken. Mehrere Briefe sind mir aus Berlin zugeschickt worden, Briefe an Ihre Mutter, an Tante Levy, an Marianne und diese verspricht, die noch fehlenden nachzusenden. Nicht nur, weil man Ihre Briefe gleich könnte drucken lassen, liebe ich sie, das wäre das wenigste, aber weil sie ein wirkliches Band

für die zerstreuten Glieder der Familie sind. Von Ihnen geht die Regsamkeit aus, die diese (ich meine die Mr. Mendelssohns in der Familie) gewissermaßen zwingt, sich bei aller Liebe und Freundschaft nicht ganz zu vergessen! Dabei sind diese lieben Briefe ein wahres — nicht mehr Panorama, sondern Diorama, ein viel vollkommeneres Kunstwerk, das uns die Gegenstände in der möglichsten Wahrheit mit allen Veränderungen an Licht und Schatten, wie sie das wechselnde Tageslicht hervorbringt, darstellt. Wir besitzen solches Kunstwerk jetzt in Paris: eins der Gemälde stellt das Sarnental vor, einen See und Gletscher in der Ferne. Mir war's, liebe Lea, als müßte ich Sie am Ufer des Sees und die übrigen auf den umliegenden Bergen erblicken. Denn wenn der wilde Jäger mit seinem Heer von keiner Ruhe wissen will, so bleiben Sie doch gewiß in irgendeinem freundlichen Tale und lassen sich's von den liebenden Kindern erzählen, wie es auf jenen Bergen aussieht. Gehörte ich zu Ihnen, ich bliebe mit Ihnen, denn ich lobe, oder weiß vielmehr nichts an den Bergen zu loben, als daß sie Täler bilden — ich habe nie einen bestiegen. — Nicht wahr, Liebe, das hätten wir uns in unserer Wiege beim hohen Ofen nicht träumen lassen, daß der Schnee auch etwas anderes bilden kann, als Ballen, oder wenn es hoch kommt, eine mannshohe Figur? Und wenn wir auch später manches gelesen haben, wie verschwindet das vor dem Anblick solcher Schweizergegend! — Wie ganz anders wird die Seele erfüllt, erheitert und zum lebendigsten Dankgefühl erhöht auf jenem gesegneten Boden, in jener reinen Luft und in Gegenwart der größten und zugleich der lieblichsten Naturszenen. Ich erinnere mich in diesem Augenblick nicht, in welcher Gegend der Schweiz der Besitzer eines schönen Eigen=

tums an einer Stelle, von welcher man die herrlichste Aussicht genießt, eine Säule mit der Inschrift hat errichten lassen: „Völker lobet den Herrn!" — Mir schien das vortrefflich. —

Ich liebe Sie wahrlich noch besser, liebe Lea, nun Sie über diese Reise Ihre Abneigung vor dem Reisen abgelegt haben. Es ist aber auch nicht möglich, sich etwas Angenehmeres zu denken, als Eure Einrichtung und Gesellschaft. Nicht wie Zigeuner, aber wie Fürsten, die zugleich Dichter und Künstler wären, reist Ihr! — Wie werdet Ihr das wohlgeordnete, reiche Berner Gebiet, wie den dunkelblauen Genfer See mit seiner herrlichen Umgebung gefunden haben? Ich hoffe, Sie begnügen sich, liebe Lea, den Mont-Blanc mit Ihrer Lorgnette aus einem Fenster des Secheron zu bewundern. Möchtet Ihr doch meiner Meinung sein und die deutsche Schweiz vorziehen! Ich mag die hohe Einfalt jener Gegenden viel lieber. Sie haben doch wohl den Thuner See und Interlaken gesehen? —

Es war mir sehr angenehm, in Ihrem Briefe an Ihre Mutter manches über Beckchen zu lesen. Fanny Sebastiani und ich, wir wollten eben Vorwürfe an Sie richten, daß Sie der Kleinen nie erwähnen.

Nun, mein Felix! Du bist ja ein rechter Held! Deine Wanderung von Potsdam nach Großkreuz hat mich recht gerührt! Indessen hoffe ich, daß Du nach überstandener Probe Deines selbständigen Mutes und Deiner kräftigen Natur Dich dennoch an irgendeinen Rockzipfel hältst und Dich und die Deinigen nicht mehr beunruhigst. Ich empfehle Dir ganz besonders einen gewissen Kuchenbäcker in Bern, der hinter der Hauptkirche wohnt. Es ist kein Laden, sondern ein Zimmer im untern Geschoß; Du wirst mir für diese Empfehlung danken, der Mann komponiert auf seine

Weise herrliche Werke. Kaufe Dir die Taschen voll und verzehre sie an einem hellen Morgen auf der Plateform, wie sie's in Bern nennen, im Angesicht der herrlichen Schneegebirge des Oberlandes und freue Dich, wie wir alle, die Dich lieben, Deines Daseins. Gott erhalte Dich, mein brauner Felix! —

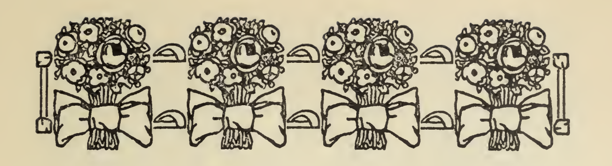
Du, meine liebste Fanny, solltest wohl einen eigenen Brief haben, der Deine hätte es verdient. Du hast aber Besseres zu tun, als mich zu lesen. Wie mußt Du's Deiner lieben Mutter danken, daß sie sich zu dieser Reise entschlossen, und wie den Vater lieben dafür, daß er sie veranstaltet. Sei doch nur recht froh und glücklich, und gelingt es Dir nicht, eigentlich lustig zu sein, so tröste Dich mit Goethes Ausspruch: „Auch das Leben bedarf dunkler Blätter im Kranz." Genieße recht froh und unbefangen, ohne Dich zu sehr zu quälen, ob Du es auch gehörig benutzest. Bei einem so trefflich vorbereiteten Sinn, wie der Deine, kommt das eigentliche Resultat einer Reise später, wie die Wirkung einer Badekur. — Gott erhalte Dich gesund und froh.

Wie gern hätte ich Dir für diese Reise so ein lächerliches Kleid geschickt, wie man es in diesem Sommer in Paris trägt. Es sind sehr weite, faltige Fuhrmannshemden, Bluse genannt, die gerade so wie jene oben am Halse und auf den Schultern mit bunten Stickereien verziert sind und gar keine Form haben, sondern von einem ledernen Gurt unter der Brust festgehalten werden. Du hast Dich mir aber als so korpulent geschildert, daß ich nicht den Mut hatte. Fanny Sebastiani trägt dieses Umstandes wegen auch kein solches Ding, denn bloß Kinder oder Nymphen-Gestalten sehen erträglich darin aus.

Habe ich doch über allem Schwatzen keinen Raum, Dich, mein dreimal glücklicher Altvater, auch nur zu

begrüßen. Nun bist Du ja recht in Deinem Element, wie Abraham der Erste an der Spitze Deiner zahlreichen Familie durch das Land ziehend! Und wenn ich nun denke, daß Du auch gar keinen Grund zu irgendeiner Beunruhigung zurückgelassen hast, sondern mit Deinen Augen über alles wachen kannst, so bin ich beinahe so froh, wie Du es sein mußt. Nun, Gott behüte Dich und die liebe Karawane."





Leipziger Straße Nr. 3

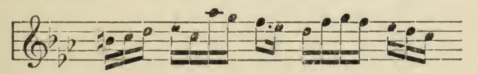
Nach der Rückkehr trat jeder wieder in seine gewohnten Beschäftigungen ein, die fleißige Arbeit nahm ihren Fortgang. In den nächsten Jahren entwickelte sich Felix' musikalisches Talent mit raschen Schritten und, mit dem seinigen zusammen, das seiner Schwester Fanny. Die innige, neidlose Freundschaft der beiden Geschwister — „sie sind wirklich eins für das andere eitel und stolz" — sagt ihre Mutter einmal, blieb ungetrübt bis zu ihrem Lebensende. „Bis zu dem jetzigen Zeitpunkt", schreibt Fanny 1822, „besitze ich sein uneingeschränktes Vertrauen. Ich habe sein Talent sich Schritt vor Schritt entwickeln sehen und selbst gewissermaßen zu seiner Ausbildung beigetragen. Er hat keinen musikalischen Ratgeber als mich, auch sendet er nie einen Gedanken auf's Papier, ohne ihn mir vorher zur Prüfung vorgelegt zu haben. So habe ich seine Opern z. B. auswendig gewußt, noch ehe eine Note aufgeschrieben war." — Felix' Tätigkeit war — und blieb sein ganzes Leben hindurch — eine rastlose, denn außer der wissenschaftlichen Ausbildung verwandte er auch auf's Zeichnen viel Zeit und Fleiß. Wenn auch seine Begabung hierin natürlich seiner musikalischen weit nachstand, so brachte er es doch für einen Dilettanten recht weit und vervollkommnete sich namentlich in den späteren Lebensjahren sehr. Von

der letzten Schweizerreise im Jahre 1847 brachte er Aquarellen mit, deren sich kein Künstler hätte zu schämen brauchen. Namentlich aber seine musikalische Rührigkeit schon in jenen frühen Knabenjahren ist außerordentlich, wie aus einer kleinen ungedruckten Biographie Felix' von Fanny hervorgeht, der in jedem Jahr Verzeichnisse der komponierten Stücke beigefügt sind. So z. B. lautet die Liste des Jahres 1822, in welches die große Reise fiel, auf der doch gewiß nicht viel Arbeitszeit blieb: 1. Der 66. Psalm für 3 Frauenstimmen, 2. Konzert a-moll für's Fortepiano, 3. 2 Lieder für Männerstimmen, 4. 3 Lieder, 5. 3 Fugen für's Klavier, 6. Quarttet für Klavier, Geige, Bratsche und Baß (c-moll, in Genf komponiert, erstes gedrucktes Werk), 7. 2 Symphonien für 2 Geigen, Bratsche und Baß, 8. Ein Akt der Oper: „Die beiden Neffen“, 9. Jube Domine (c-dur) für den Cäcilienverein von Schelble in Frankfurt a. M., 10. Ein Violinkonzert (für Rietz), 11. Magnificat mit Instrumenten, 12. Gloria mit Instrumenten. — Sein erstes öffentliches Auftreten fand statt in einem Konzert von Gugel am 24. Oktober 1818, sein zweites in einem Konzert von Aloys Schmitt am 31. März 1822. Im Jahre 1822 trat er am 5. Dezember in Berlin in einem Konzert der Milder auf. In diese Zeit fällt auch die Stiftung der „Sonntags-Musiken“, die später bei Fanny Hensel eine so große Ausdehnung gewinnen sollten. Vorläufig bei dem beschränkten Lokal, welches den Eltern damals (auf der neuen Promenade) zu Gebote stand, vereinigte sich eben nur der engere Freundeskreis; hier wurden Felix' Kompositionen aufgeführt; die Kinder gewöhnten sich daran, vor Leuten zu spielen, und hatten Gelegenheit, das Urteil anderer zu hören; schon fand sich bei diesen Musiken ein, was von bedeutenden fremden Musikern Berlin berührte.

So im Jahre 1823 Kalkbrenner, von dem Fanny schreibt: „Er hat viel von Felixens Sachen gehört, mit Geschmack gelobt und mit Freimütigkeit und Liebenswürdigkeit getadelt. Wir hören ihn oft und suchen von ihm zu lernen. Er vereinigt die verschiedenartigsten Vorzüge in seinem Spiel, Präzision, Klarheit, Ausdruck, die größte Fertigkeit, die unermüdlichste Kraft und Ausdauer. Er ist ein tüchtiger Musiker und besitzt einen erstaunlichen Überblick. Von seinem Talent abgesehen, ist er ein feiner, liebenswürdiger und sehr gebildeter Mann, und man kann nicht angenehmer loben und tadeln."

Im selben Jahr im August machte Abraham mit den Söhnen Felix und Paul eine Reise nach Schlesien. Felix schreibt:

„— — Ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη ῥοδοδάκτυλος ἠώς*) gingen wir alle zu Berner in die Kirche. Er kam. Zuerst zog er sich seinen Rock aus und eine leichte Weste dafür an; dann mußte ich ihm ein Thema aufschreiben und nun fing er an. Er nahm das tiefe c im Pedal und dann stürzte er sich mit aller Macht aufs Manual und nach einigen Läufen fing er ein Thema auf dem Manual an, ich hatte keine Idee, daß man es auf dem Pedal spielen könne, denn so war es:



doch bald fiel er mit den Füßen ein und führte es nun mit Manual und Pedal durch. Nachdem er das Thema gehörig durchgeknetet hatte, fing er das meinige im Pedal an, führte es ein Weilchen durch, nahm es im Pedal in der Verlängerung, setzte ein schönes Kontrasubjekt dagegen und arbeitete die beiden The-

*) Zitat aus Homer: Als die frühgeborene rosenfingerige Eos emporstieg.

mata prächtig durch. Er hat eine ungeheure Fertigkeit auf dem Pedal. Als er geendigt, trank er einige Gläser Wein, den er sich mitgebracht, und setzte sich dann wieder auf die Orgelbank. Nun spielte er Variationen in Vogelscher Manier, die mir, obwohl sie auch sehr schön waren, doch nicht so gefielen, wie sein voriges Spiel.

Die Kirche füllte sich nach und nach an und die Leute waren sehr verwundert, den Berner zu hören, denn er hatte ganz Breslau weisgemacht, er sei nach dem Bade gereist; nun spielte er aber Orgel in St. Elisabeth, das konnten sie sich nicht zusammenreimen. Nachdem er wieder ein Gläschen getrunken, holte er Variationen von sich über den Choral „vom Himmel hoch", die sehr schön sind. Die letzte Variation ist eine Fuge, deren Thema der verkürzte Choral ist, er spielte sie auf dem Mittelklavier. Nun machte er Miene zu schließen, brachte das Thema alla Stretta, schlug den Dominantenakkord an und fing dann plötzlich auf dem Unterklavier, das gekoppelt war, mit der ganzen Stärke der Orgel den einfachen Choral an, modulierte noch prächtig auf der Melodie und schloß so. Es machte einen himmlischen Effekt, als der Choral mit aller Macht einschlug, die Töne strömten aus der Orgel von allen Seiten her. Das griff ihn aber sehr an, so daß er zwei oder drei Gläser Wein trinken mußte. Doch bald setzte er sich wieder hin und spielte Variationen auf God save the King, in denen er dies Thema phrygisch und dann aeolisch behandelt, und gegen das Ende spielte er es auch mit voller Orgel, was eine ebenso schöne Wirkung wie vorher tat. Somit war das Orgelkonzert beschlossen und Berner sehr ermüdet. Die Leute verließen die Kirche und er gab der Flasche Wein den Rest. Dann zeigte er mir das Innere der Orgel selbst, Bomben und Granaten sind

in sehr viele Pfeifen gefahren, so daß sie unbrauchbar sind. —

Wir sprachen noch eine Weile, Vater, er und ich. Berner erzählte uns lustige Schwänke, die er ausgeführt, und dann gingen wir essen, Berner mit uns. Beim Spielen steht ein Chorjunge neben ihm, der ihm die Register herauszieht oder hineinstößt, die Berner mitten im Spielen mit dem Finger antippt. —

Nun genug von Phrygisch, Aeolisch, Dominanten, Registern, Pfeifen, Manual, Pedal, Ventil, 32 Fuß, Mixtur, Konzert, Weinflaschen, Gläsern, Fugen und Verlängerungen." —

In Reinerz ward Felix aufgefordert, an einem Konzerte für die Armen sich zu beteiligen. Die Probe begann 3 Stunden vor dem Konzert und man legte Felix ein Konzert von Mozart vor. Nachdem man das erste Solo eine Stunde lang wiederholt hatte, sah Felix ein, daß es auf diesem Wege nicht gehen würde. Der Kontrabaß, der zugleich die Stelle des Cellos vertrat, stimmte nicht, die meisten Instrumente fehlten ganz, und der Rest, würdige Dilettanten des Städtchens, verstanden weder zu spielen, noch zu pausieren; es war eine tolle Katzenmusik. Er schlug also vor, zu phantasieren, ließ durch den Schulmeister die Ursache dieser Veränderung bekannt machen, wählte einige Themata von Mozart und Weber und spielte mit allgemeinem Beifall. Gleich nach dem Konzert reiste er ab und empfing noch beim Einsteigen in den Wagen von einem hübschen Mädchen einen Blumenstrauß. „Eine Fürstin (so schreibt Lea an Hensel in Rom), deren Gemahl fanatico per la musica ist, lud sie dringend ein, mehrere Tage auf ihrer Herrschaft zuzubringen und im Falle das nicht möglich sei, ihr etwas von Felixens Komposition zu leihen, die sie mit eigenen hohen Händen kopieren wolle. Sie

kennen den Illiberalismus meines Liberalen zu genau, um nicht zu ahnen, daß solche Hofpartie nichts für seinen freien Geist sei." —

Am 3. Februar 1824, an welchem Tage Felix 15 Jahre alt wurde, war die erste Orchesterprobe seiner Oper: „die beiden Neffen", zu der der später bekannte Arzt Caspar den Text geschrieben hatte. Zelter benutzte diese Gelegenheit zu einer kleinen, für ihn charakteristischen Feier. Als nach der Probe beim Abendessen einer der mitsingenden Dilettanten Felix' Gesundheit ausbrachte, nahm Zelter diesen bei der Hand und stellte ihn vor die Gesellschaft mit den Worten: „Mein lieber Sohn, von heut ab bist du kein Junge mehr, von heute an bist du Gesell. Ich mache dich zum Gesellen im Namen Mozarts, im Namen Haydns und im Namen des alten Bach." — Dann faßte er den Knaben in seine Arme und drückte und küßte ihn herzlich. Die Gesellensprechung Mendelssohns wurde dann noch durch Zeltersche Lieder und Tafellieder froh gefeiert. Die Oper wurde im Elternhause mit Beifall aufgeführt, indes blieb sie doch nur ein Übungswerk, wurde als solches zurückgelegt und Felix machte sich sofort an die Komposition einer zweiten: „die Hochzeit des Camacho", die, weit umfassender angelegt, die bekannte Episode aus dem Don Quixote behandelt und deren Schicksal wir später kennen lernen werden. —

Im Jahre 1825 trat ein Ereignis ein, das auf die Entwickelung der Kinder, auf die ganze Gestaltung des Lebens der Familie auf Generationen hinaus vom bestimmendsten Einfluß werden sollte und das auch deshalb zur Überschrift dieses Kapitels gewählt wurde: Abraham kaufte das schöne Grundstück Leipziger Straße Nr. 3. In diesem wundervollen Hause und Garten verlebten Abraham und Lea den Rest ihres

Lebens, hier heiratete Fanny und lebte auch bis zuletzt hier. Allen Mitgliedern der Familie war aber dies Haus nicht ein gewöhnlicher Besitz, ein toter Steinhaufen, sondern eine lebendige Individualität, ein Mitglied, teilnehmend am Glück der Familie, es war ihnen und den Nächststehenden gewissermaßen Repräsentant derselben. In diesem Sinne brauchte Felix oft den Ausdruck „Leipziger Straße 3" und in diesem Sinne liebten alle das Grundstück und betrauerten seinen Verlust, als es nach Fannys und Felix' Tode verkauft und das — Herrenhaus hineinverlegt wurde.

Die Räume waren stattlich, groß und hoch, mit jener angenehmen Raumverschwendung gebaut, die in den Zeiten der hohen Grundstückspreise den Architekten fast ganz abhanden gekommen und für deren Wert kaum mehr das Verständnis — oder die Mittel — vorhanden zu sein scheinen. Namentlich war ein Zimmer nach dem Hof hinaus mit einem daranstoßenden, durch drei große Bogen damit verbundenen Kabinett wunderschön und zu Theatervorstellungen wie geschaffen. Hier wurden denn auch viele, viele Jahre hindurch zu Weihnachten, Geburts- oder andern Festen die reizendsten von Witz und Laune sprudelnden Aufführungen veranstaltet. Für gewöhnlich war dies Leas Wohnzimmer Man hatte aus den Fenstern desselben die Aussicht auf den sehr großen Hof, umgeben von niedrigen Seitengebäuden und geschlossen durch die einstöckige Gartenwohnung, über welche hinweg die Kronen der hohen Bäume ragten. Diese Gartenwohnung hatten Hensels von ihrer Verheiratung ab inne. Die Wohnung hatte im Winter große Übelstände: sie war kalt, feucht, jedes Zimmer war Durchgang und keins hatte Gegenhitze, da das Gartenhaus nur ein

Zimmer tief war. Doppelfenster waren damals in Berlin große Seltenheit, diese Wohnung besaß keine und täglich strömten von den gefrorenen Scheiben große Wassermassen, die fortwährend aufgewischt werden mußten. Über eine Zimmertemperatur von 13° kam es im Winter selten. Dafür aber war die Wohnung im Sommer bezaubernd schön. Alle Fenster sahen nach dem Garten hinaus, in blühende Fliederbüsche, in Alleen schöner alter Bäume, das Weinlaub die Scheiben umrankend — und für alle Jahreszeiten hatte sie andere große Vorzüge: namentlich die vollständige Ruhe und Stille; durch den großen Hof und das hohe Vordergebäude wurde jeder Ton von der geräuschvollen Straße abgeschnitten; man lebte wie in der tiefsten Einsamkeit des Waldes und war doch nur 100 Schritt von der Straße entfernt. Kein Vis-avis als die herrlichen Bäume des Gartens, mit lustig zwitschernden Vögeln und keinen Mieter über, unter oder neben sich; nach dem Straßenlärm tiefste, fast ländliche Stille und Abgeschlossenheit und vor den Fenstern das Grün der Bäume. Das Schönste an der Gartenwohnung war der große, in der Mitte gelegene Saal. Derselbe faßte mehrere hundert Menschen und bestand nach dem Garten zu aus lauter zurückschiebbaren Glaswänden mit Säulen dazwischen, so daß er in eine ganz offene Säulenhalle zu verwandeln war. Wände und Decke, letztere eine flache Kuppel bildend, waren in etwas barocker aber phantastischer Weise mit Freskobildern geziert. Hier war das eigentliche Lokal, wo die Sonntagsmusiken ihre volle Ausdehnung gewinnen sollten. Man genoß aus ihm den Überblick über den 7 Morgen großen, parkartigen Garten, der bis an die Gärten des Prinzen Albrecht reichte und, ein Überrest des Tiergartens, der sich noch zu Friedrichs des Großen Zeiten bis hierher erstreckt hatte, einen

großen Reichtum der schönsten alten Bäume besaß. Über den beabsichtigten Ankauf dieses Grundstücks schrieb Lea an Hensel nach Rom (1. Februar 1825): „Ist es Ihnen nicht auch überraschend gewesen, daß mein Mann ernstlich damit umgeht, sich hier durch Kauf anzusiedeln? Das Grundstück, aus dem etwas sehr Schönes werden kann, lockte ihn freilich. Das Haus ist zwar ganz so verfallen und vernachlässigt, als es bei vielen Besitzern (die v. d. Recksche Familie), die nie eines Sinnes werden und nie Gemeingeist haben, stets der Fall ist, und es muß viel verwandt werden, um es nur in wohnbaren Stand zu setzen. Der Garten ist aber ein wahrer Park, mit herrlichen Bäumen, einem Stück Feld, Rasenplätzen und einer höchst angenehmen Sommerwohnung, und dies allein tentiert meinen Mann sowohl als mich." — Die Hausfreunde aber jammerten vorerst und klagten, daß Mendelssohns soweit aus der Welt und in eine so abgelegene tote Gegend zögen, wo das Gras auf den Straßen wächst — denn das Potsdamer Tor war damals die „Ultima-Thule", wo die Berliner Geographie aufhörte. —

In diesem Hause und Garten entfaltete sich nun ein äußerst eigentümliches, poetisches Leben; es bildete sich der Kreis von Freunden, der mit wenigen Ausnahmen in persönlichem oder brieflichem Zusammenhalten ausharrte, bis der Tod einen nach dem andern abrief. Der Hannoveraner Klingemann, Diplomat, eine sehr fein poetische Natur, Dichter des Liederspiels „die Heimkehr", das nachher ausführlich zu erwähnen sein wird, war einer der bedeutendsten und treuesten aus diesem Kreise. Namentlich durch die späteren öfteren Aufenthalte von Felix und Hensel in London, wo Klingemann bei der Gesandtschaft angestellt war, und durch fortgesetzten, lebendigen Brief-

wechsel wurde diese Freundschaft dauernd und fest geknüpft. Louis Heidemann, der Jurist, und sein Bruder, Wilhelm Horn, der Sohn des berühmten Arztes und selbst Arzt, der Violinspieler Rietz und für längere Zeit vor allen Dingen Marx, damals Redakteur der musikalischen Zeitung in Berlin, waren die intimeren Freunde von Felix. Marx, äußerst genial, war Vorkämpfer der neuen Schule in der Musik, die Beethovens Fahne entfaltete, und hat zu dem Bekanntwerden desselben viel beigetragen. Er faßte innige Zuneigung zu Felix, mit jugendlichem Feuer suchten beide sich im Austausch ihrer anfänglich weit auseinandergehenden Meinungen näher zu kommen. —

Auch Moscheles hielt sich im Herbst 1824 in Berlin auf und Felix erkannte willig seine Überlegenheit in der Technik, seine Grazie, Eleganz und Koketterie des Klavierspiels an und lernte in dieser Beziehung von ihm, wenn er auch solchen Virtuosenkünsten nie eine unbillige Herrschaft zugestanden hat. Aber auch Moscheles würdigte Felixens Talent und es knüpfte sich eine dauernde Freundschaft zwischen beiden an. Von sehr bedeutendem Einfluß war auch Spohrs Anwesenheit auf ihn. Dieser war nach Berlin gekommen, um selbst die Jessonda einzustudieren und trotz, oder vielleicht gerade wegen der allergrößten Hindernisse, die Spontini ihm in den Weg legte, nahm das Publikum Spohr und sein Werk mit um so größerem Beifall auf. Spohr war viel im Mendelssohnschen Haus und die im Jahre 1822 in Kassel angeknüpfte Bekanntschaft nahm einen erfreulichen Fortgang.

Zu all diesen musikalischen Anregungen kam für Felix im März 1825 eine Reise mit seinem Vater nach Paris, unternommen, um Henriette nach Deutschland zurückzubringen. In Paris war grade ein großer

Zusammenfluß bedeutender Musiker: Hummel, Moscheles, Kalkbrenner, Pixis, Rode, Baillot, Kreuzer, Cherubini, Rossini, Paer, Meyerbeer, Plantade, Lafont und viele andere trafen sich oft in einem Salon, in einer Loge. Aber das Kleinliche, Hämische und Neidische so mancher dieser Männer machte auf den ganz anders angelegten Felix einen abstoßenden Eindruck, wie er denn auch späterhin nie mit Paris und dem dortigen musikalischen Wesen sich befreunden konnte.

Dasselbe war in seinen guten sowohl, wie in seinen schlechten Seiten seiner Natur zuwider. Das Streben nach dem Glänzenden, Pikanten, nach dem Effekt ließ ihn kalt, das Intrigenwesen, die Unbekanntschaft mit den großen Meistern der Deutschen, die Oberflächlichkeit der Arbeiten stieß ihn ab, durch das für ihn persönlich sehr entgegenkommende Wesen der Musiker ließ er sich nicht bestechen. Nur mit Cherubini scheint er in ein etwas näheres Verhältnis getreten zu sein.

In einem Brief vom 6. April sprach er sich mit großer, ihm sonst gar nicht eigener Schärfe und Heftigkeit über Pariser Personen und Zustände aus. Natürlich fehlte es nicht an Widerspruch in den Antworten der Mutter und Schwester. Einige Briefstellen mögen seine Auffassung der Verhältnisse schildern:

Felix an die Familie.

Paris, 23. März 1825.

„Wie soll ich es anfangen, am ersten Morgen, den ich in Paris erlebe, einen ordentlichen, regelmäßigen und vernünftigen Brief zu schreiben? Dazu bin ich noch viel zu verwundert, zu neugierig, zu verdreht. — Da ich aber versprochen habe, ein Tagebuch nach Berlin zu senden, so falle ich also gleich mit der

Tür ins Haus und melde, daß wir gestern, 22. März abends 8 Uhr, in Paris eingerückt sind. Als wir die Barrière de Pantin passiert hatten, fuhren wir eine starke Viertelstunde im schärfsten Trabe der tüchtigen Pferde durch einen neuen Stadtteil von Paris, den Vater noch gar nicht gesehen hatte. Das ist der Faubourg St. Lazare. Es sieht zwar noch an manchen Stellen sehr öde und konfus da aus, doch meistenteils stehen schon Häuser da. Wir kamen nun bald in die alte Stadt und endlich auf den Boulevard. Das ist ein Leben und Treiben, ein Rasseln und Schnarren, ein Schreien und eine Lustigkeit unter den Leuten; alle Läden sind mit Gas vollkommen erleuchtet und auch auf den Straßen verbreitet dies solche Helle, daß man bequem lesen könnte. Es ist so laut und so hell da, wie etwa bei einer Illumination in Berlin. — — Leo und Meyer besuchten uns ganz früh schon und schienen ganz verwundert, daß ich mich ihnen nicht mehr auf den Schoß setzte, keine Stühle umwarf, kein Geschrei machte usw. Wir besuchten nun Tante Jette und trafen sie schon auf der Straße, auf dem Wege zu uns. Ihr mildes, ernstes, lebhaftes und überaus gütiges Wesen machte einen nicht geringen Eindruck. Und wie geistreich spricht sie! Wie freue ich mich darauf, sie Euch zurückzubringen." —

Den 1. April 1825.

„— — Montag früh besuchte ich Hummel und fand bei ihm Onslow und — Boucher; der erkannte mich erst nicht, als er aber meinen Namen hörte, wurde er wie toll, umarmte mich hundertmal, lief in der Stube herum, brüllte und weinte, hielt mir eine übertriebene, unsinnige Lobrede gegen Onslow und lief mit mir fort, um den Vater zu sehen; da der aber nicht mehr zu Hause war, so machte er im Hotel

einen Lärm, daß die Leute zusammenliefen, nahm Abschied, rannte mir dann auf der Treppe nach, umarmte mich usw. Gestern früh kam er mit vier Trägern zu uns gerumpelt und brachte den Flügel seiner Frau und nahm sich unser schlechtes Instrument dafür." — —

Paris, 20. April.

„— — Damit Du aber nicht ferner zürnest, will ich Dir gleich erzählen, daß wir gestern abend im Feydeau waren und den letzten Akt einer Oper von Catel, l'aubergiste, und Léocadie von Auber sahen. Das Theater ist geräumig, freundlich und hübsch. Das Orchester ist recht gut. Wenn auch die Geigen nicht so vortrefflich sind, wie die der Opera buffa, so sind doch die Bässe und Blaseinstrumente, auch das Ensemble besser als da. Auch wird in der Mitte dirigiert. Die Sänger und Sängerinnen singen ohne Stimme, doch nicht übel, spielen lebhaft und schnell, und so geht das Ganze recht gut zusammen. Aber nun die Hauptsache, die Komposition! von der ersten Oper will ich nicht sprechen, denn ich hörte nur die Hälfte und die war zwar matt und kraftlos, aber doch nicht ohne hübsche, leichte Melodie. Aber die berühmte Léocadie vom berühmten Auber! So was Erbärmliches kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Das Sujet ist aus einer schlechten Novelle von Cervantes schlecht zu einer Oper umgearbeitet und ich hätte nicht geglaubt, daß so ein gemeines, unziemliches Stück sich auf dem Theater der Franzosen, die doch sehr feines Gefühl und richtigen Takt haben, nicht nur halten, sondern sogar gefallen könnte. Zu dieser Novelle aus Cervantes' roher, wilder Periode hat Auber eine zahme Musik gemacht, daß es ein Jammer ist. Ich spreche nicht davon, daß kein Feuer, keine Masse, kein Leben, keine Originalität in der Oper zu finden, daß

sie aus Reminiszenzen abwechselnd aus Cherubini und Rossini zusammengeklebt ist; ich spreche nicht davon, daß nicht der geringste Ernst, nicht ein Fünkchen Leidenschaft drin ist; nicht davon, daß in den entscheidenden Augenblicken die Sänger Gurgeleien und Trillerchen und Passagen machen müssen; aber instrumentieren, was jetzt so leicht geworden ist, da die Partituren von Haydn, Mozart, Beethoven verbreitet sind, instrumentieren sollte doch wenigstens der Liebling des Publikums, der Schüler Cherubinis, ein Mann mit grauen Haaren, können. Auch das nicht. Denke Dir, daß in der ganzen, an Musikstücken reichen Oper vielleicht drei sind, in denen die kleine Flöte nicht die Hauptrolle spielt. Die Ouvertüre fängt mit einem Tremulando der Saiteninstrumente an und alsbald kommt die kleine Flöte auf dem Dache und das Fagott im Keller und dudeln eine Melodie dazu; im Allegrothema machen die Saiteninstrumente die spanische Begleitung und die kleine Flöte dudelt wieder eine Melodie, Léocadiens erste melancholische Arie: pauvre Léocadie, il vaudrait mieux mourir, wird von einer kleinen Flöte angemessen begleitet. Die kleine Flöte malt des Bruders Wut, des Liebenden Schmerz, der Bauermädchen Freude, kurz, das Ganze ließe sich vortrefflich für 2 Flöten und Maultrommel ad libitum einrichten. O weh! —

Du schreibst mir auch, ich soll mich zum Bekehrer aufwerfen und Onslow und Reicha Beethoven und Sebastian Bach lieben lehren. Das tu' ich schon ohne das, soweit es geht. Aber bedenke, liebes Kind, daß die Leute hier keine Note aus Fidelio kennen! daß sie Sebastian Bach für eine recht mit Gelehrsamkeit ausgestopfte Perücke halten! Onslow habe ich die Fidelio-Ouvertüre auf einem ganz schlechten Klavier vorgespielt und er war ganz außer sich, kratzte sich im

Kopfe, instrumentierte sie in Gedanken, sang am Ende in der Entzückung mit, kurz, war ganz toll. Neulich spielte ich auf Kalkbrenners Begehr die Präludien aus e- und a-moll für die Orgel.. Die Leute fanden beide „wunderniedlich" und einer bemerkte, der Anfang des a-moll-Präludiums habe auffallende Ähnlichkeit mit einem beliebten Duett aus einer Oper von Monsigny. Mir wurde grün und blau vor den Augen.

Rode bleibt fest bei seiner Weigerung, eine Geige in die Hand zu nehmen. Aber mit Baillot, Mial und Norblin habe ich neulich bei Mde. Kiéné mein Quartett aus h-moll gespielt. Der erstere fing zerstreut, ja sogar nachlässig an, aber bei einer Stelle im ersten Teil des ersten Stücks kam er ins Feuer und spielte den Rest des ersten und das ganze Adagio sehr kräftig und gut. Aber dann kam das Scherzo. Da mußte ihm wohl der Anfang gefallen und nun fing er an zu spielen und zu laufen. Die andern immer hinterdrein, ich wollte sie halten, aber halt' einer mal drei Franzosen, die durchgehen. Und so nahmen sie mich mit, immer toller und toller und schneller und stärker, besonders blieb Baillot bei einer Stelle am Ende, wo das Thema des Trios in der Höhe gegen den Takt kommt, ganz fürchterlich ein und als er vorher einen Fehler mehrere Mal machte, wütete er ordentlich gegen sich selbst. Sowie es aus war, sagte er mir kein Wort als: Encore une fois ce morceau. Nun gings glatt, aber noch wilder als das erstemal. Im letzten Stück war nun aber gar der Teufel los. In der Stelle ganz am Ende, wo das Thema in h-moll noch einmal fortissimo kommt, raste Baillot wirklich furchtbar in die Saiten; ich bekam vor meinem eigenen Quartett Furcht. Und so wie es aus war, kam er auf mich zu, wieder ohne ein Wort zu sagen, und

umarmte mich zweimal, als wollte er mich erdrücken. Auch Rode war sehr zufrieden und sagte mir lange nachher noch einmal: „Brav, mein Schatz!" auf Deutsch."

Doch die Berliner waren nicht zufrieden und ließen nicht nach, in ihren Briefen Lanzen zu brechen für das ihrer Meinung nach ungerecht behandelte Paris. Felix ließ sich nicht irre machen. Am 9. Mai schreibt er an seine Schwester Fanny:

„— — Über Deinen vorigen Brief war ich etwas wütend und beschloß, Dir einige Schelte zu reichen, die Dir auch noch nicht geschenkt sein sollen, aber die Zeit, der wohltätige Gott, wird sie wohl mildern und Balsam gießen in die Wunden, die mein flammender Zorn Dir schlägt. Du schreibst mir von Vorurteilen und Befangenheit, von Brummen und Schuhu-ismus, vom Lande, wo Milch und Honig fließt, wie Du dies Paris nennst? Besinne Dich doch, ich bitte Dich? Bist Du in Paris, oder bin ich es? Da muß ich's doch besser kennen als Du! Ist es meine Art, von Vorurteilen befangen über Musik zu urteilen? Wäre sie das aber auch: Ist Rode befangen, wenn er mir sagt: c'est ici une dégringolade musicale! Ist Neukomm befangen, der mir sagt: Ce n'est pas ici le pays des orchestres. Ist Herz befangen, wenn er sagt: Hier kann das Publikum nur Variationen verstehen und goutieren. Und sind 10,000 andere befangen, die auf Paris schimpfen! Du, Du bist so befangen, daß Du meinen höchst unparteischen Berichten weniger glaubst, als einer lieblichen Vorstellung von Paris, als einem Eldorado, die Du Dir gebildet hast. Nimm den Konstitutionnel in die Hand: was gibt man in der italienischen Oper als Rossini? Nimm den Musikkatalog zur Hand: was kommt heraus, was geht ab, als Romanzen und Potpourris? Komme

doch nur erst her und höre Alceste, höre Robin des Bois*), höre die Soireen (die Du mit Salons übrigens verwechselst, denn Soireen sind Konzerte für Geld, und Salons Gesellschaften), höre die Musik in der königlichen Kapelle, und dann urteile, dann schilt mich, aber nicht jetzt, wo Du von Vorurteilen befangen und gänzlich verblendet bist!!!"

Im Mai kehrten sie mit Henriette nach Berlin zurück und besuchten Goethe, wie dies auch schon auf der Hinreise geschehen war.

Gedenken wir auch der literarischen Ereignisse, die die Jugend jener Zeit frisch erlebte, denen sie sich mit Enthusiasmus hingab. Daß den Enkeln Moses Mendelssohns die Lessingschen Schriften geläufig waren, daß dem Gastfreunde Goethes Faust und Werther „strahlende Lichter" waren, wie Fanny sich ausdrückt, versteht sich von selbst. Wie Schillers Meisterwerke ihnen immer gegenwärtig blieben, beweisen Fannys und Felix' Briefe aus der Schweiz. Aber vor allen waren es zwei Schriftsteller, die gewaltig auf die Mendelssohnschen Kinder und ihren Kreis wirkten: Jean Paul und Shakespeare. — Über J. Paul hat das Schönste Börne, das Witzigste Heine in der romantischen Schule gesagt. Rebecka schrieb über ihn einmal: „Du willst, ich soll den Hesperus lesen, wenn ich recht traurig bin. Na, das laß ich bleiben. Jean Paul hilft den Mühseligen und Beladenen nicht, ihr Kreuz tragen, er redet ihnen zum Maule und macht ihnen ihre Last schwerer, indem er ihnen die Kräfte zum Tragen erschlafft. Daß ich Dir das sage, hilft aber gar nichts, Du bist gerade jetzt in dem Alter oder vielmehr in der Jugend, wo es eben nur Jean Paul gibt, wo seine Schreibart, seine Ironie nachgemacht wird, wo Jünglinge und Mädchen nicht gern dick werden wollen, um

*) Französische Bearbeitung des Freischütz.

Viktor und Klothilde oder Liane mehr zu gleichen, womöglich auch ein bißchen früh sterben wollen, aber nur auf kurze Zeit. Wenn ich mir den Gram überhaupt weglesen wollte, so möchte ich lieber Lessing oder Mendelssohn oder Geschichte lesen und mich an den Menschen erbauen, die sich durch Schicksale und Widerwärtigkeiten hindurchgekämpft und sich keine ironische, sondern eine tugendhafte Heiterkeit, Ergebenheit und Kraft zum Weiterkämpfen errungen haben. Es ist aber der kleine Unterschied zwischen uns, daß ich so nahe an vierzig bin, wie Du an zwanzig. Und wüßte ich nicht sehr gut, wie der Jean Paul in der Jugend tut, ich überfiele Dich in Deiner Landeinsamkeit und autodafeïsierte den ganzen Hesperus.

Bei Gelegenheit der von Dir behaupteten Ähnlichkeit der Jean Paulschen Klothilde mit X möchte ich Dir gerne eine Geschichte erzählen, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß Du sie übelnimmst. Ich will sie aber doch erzählen: Ein taubstummer Schüler des Professor Wach malte einst eine Madonna, die Wach sprechend ähnlich sah. Zu seiner Rechtfertigung gab er an, Wach wäre sein höchstes Ideal, die Madonna auch, also müßte die Madonna aussehen wie Wach! — Die Nutzanwendung versteht sich von selbst. Sei aber nicht böse. — Als Deine Mutter und ich jung waren, sah Viktor im Hesperus aus wie der jetzige Regierungsrat und Reaktionär Dr. Y." —

Als Trost hatten jene Kinder den J. Paul auch nicht nötig: und doch gibt es eine Zeit in der Jugend, wo jeder, auch der Glücklichste, sich lieber unglücklich fühlen möchte und wie Rebecka schreibt, „ein bißchen früh zu sterben wünscht, aber nicht auf lange Zeit." — Wie dem auch sein möge und welche Seite des Dichters auch jeden von ihnen angesprochen haben mag, faktisch ist, daß alle sehr für ihn schwärmten, und daß diese

Schwärmerei bis zuletzt sich erhielt. Felix gibt dieser Vorliebe noch in späteren Briefen einen warmen Ausdruck.

Nächstdem Shakespeare: die Schlegel-Tiecksche Übersetzung war erschienen und in dieser der Shakespeare zum ersten Male in genießbarer Form geboten. Mit dem Englisch der Geschwister war es damals noch nicht so bestellt, daß sie den Shakespeare in der Ursprache hätten lesen können. Der Eindruck war ein ungeheurer; die Tragödien, vor allen aber die Lustspiele, und unter diesen ganz besonders der Sommernachtstraum, waren die Wonne der Mendelssohnschen Kinder. Ein eigenes Geschick wollte, daß gerade in diesem Jahr 1826 sie selber in dem wunderschönen Garten, bei dem herrlichsten Wetter auch ein traumartig phantastisches Leben führten. Das Gartenhaus bewohnte mit ihnen zusammen eine alte Dame nebst ihren schönen und liebenswürdigen Nichten und Enkelinnen. Mit diesen Mädchen waren Fanny und Rebecka eng befreundet, Felix mit seinen jungen Leuten schloß sich an und die Sommermonate wurden zu einem ununterbrochenen Festtag voll Poesie, Musik, sinnreicher Spiele, geistvoller Neckereien, Verkleidungen und Aufführungen. In einem Gartenpavillon lag beständig ein Bogen Papier mit Schreibmaterial, auf den jeder hinwarf, was ihm eben von tollen oder hübschen Einfällen durch den Kopf schoß. Diese „Gartenzeitung" wurde im Winter unter dem Titel „Tee- und Schneezeitung" fortgesetzt und enthielt viel Reizendes in Scherz und Ernst. Selbst die älteren Personen, der Vater Abraham, Zelter, Humboldt, verschmähten nicht, Beiträge zu liefern oder wenigstens mitgenießend sich dem geschmackvollen, eigentümlichen Treiben anzuschließen. Dies ganze Leben hatte unverkennbar eine höhere, luftige Stim-

mung, eine idyllische Farbe, einen poetischen Schwung, wie man ihn selten im gemeinen Leben findet. Kunst und Natur, Geist, Witz und Herz, die aufstrebende Genialität Felixens, alles trug dazu bei, dem Treiben Färbung zu leihen, das dann seinerseits wieder mitwirkte, die Knospen in Felixens Schaffen zur Entfaltung zu bringen. Es ging mit ihm eine schnelle, durchgreifende Veränderung vor, und es folgten in raschem Fluge bedeutende Arbeiten, weit verschieden von den bisherigen Kinder-Kompositionen: zuerst das für Rietz als Geburtstagsgeschenk bestimmte Ottett. Durchaus neu in demselben ist das luftige, geistige und geisterhafte Scherzo. Er versuchte die Stelle aus dem Walpurgisnachtstraum des Goetheschen Faust zu komponieren:

Wolkenflug und Nebelflor
Erhellen sich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles ist zerstoben.

„Und es ist wahrlich gelungen," bemerkt Fanny in ihrer Besprechung des Ottetts in Felixens Biographie. „Mir allein sagte er, was ihm vorgeschwebt. Das ganze Stück wird staccato und pianissimo vorgetragen, die einzelnen Tremulando-Schauer, die leicht aufblitzenden Pralltriller, alles ist neu, fremd und doch so ansprechend, so befreundet, man fühlt sich so nahe der Geisterwelt, so leicht in die Lüfte gehoben, ja man möchte selbst einen Besenstiel zur Hand nehmen, der luftigen Schar besser zu folgen. Am Schlusse flattert die erste Geige federleicht auf — und alles ist zerstoben."

Das Scherzo des Ottett war aber nur der Vorläufer einer bedeutenderen, gleichartigen Schöpfung: aus jener seltsam poetischen Stimmung ging als Lichtpunkt und Summe die Ouvertüre zum Sommernachts-

traum hervor. Man kann sie gewissermaßen als etwas selbst Erlebtes bezeichnen, denn sie ist ebensosehr hervorgerufen durch die Ereignisse des Sommers 1826 im Mendelssohnschen Hause, als durch die Anregung des Shakespeareschen Stücks; und man müßte sich sehr täuschen, oder es ist eben diese Entstehungsart, die der Ouvertüre den außerordentlichen ihr innewohnenden Reiz verleiht. Gerade daraus, daß sie so aus der innersten Natur Mendelssohns hervorgequollen, erklärt sich ein, vielleicht in der Musikgeschichte nicht zum zweitenmal vorkommendes Faktum, daß fast zwanzig Jahr nachher der Komponist, an diese Jugendarbeit anknüpfend, die weitere Musik zum Sommernachtstraum schreiben konnte, ohne daß an der Ouvertüre irgend etwas zu ändern gewesen wäre; sie war eben durchaus shakespearisch und durchaus mendelssohnisch und so konnte die weitere Musik auch nur im selben Geiste fortfahren.

Vielleicht war dies die glücklichste Zeit im Leben Abrahams: die Existenz gesichert und fixiert in einem der schönsten Grundstücke des damaligen Berlin, an seiner Seite eine innig geliebte, kluge und geistreiche Frau, in langer Ehe ihm treu verbunden, alle Kinder mit schönen Anlagen heranwachsend, Felix über die Zeit des Schwankens hinaus, auf sicherm Wege zum Höchsten, was der Mensch erstreben kann, wohlverdientem Ruhm in der Kunst, Fanny ihm ebenbürtig an Talent und Begabung und doch nichts anderes begehrend, als bescheiden in den Schranken, die die Natur den Frauen gesetzt, zu verbleiben, Rebecka zu einem schönen klugen Mädchen sich entwickelnd, auch talentvoll und nur in Schatten gestellt durch die hervorragende Begabung der älteren Geschwister, Paul tüchtig und fleißig und ebenfalls sehr musikalisch, alle vier gesund an Körper und Geist und sich mit einer

seltenen Liebe zugetan; dazu ein Freundeskreis, alles, was von bewährten, älteren Männern bedeutend in vielen Lebenskreisen, alles, was von hoffnungsvoller, aufstrebender Jugend in Berlin lebte, umfassend, ein Haus, besucht, gekannt und geliebt von so vielen in der ganzen gebildeten Welt, das waren die Verhältnisse Abraham Mendelssohns im Jahre 1826.

Im Februar 1827 unternahm Felix eine Reise nach Stettin zur Aufführung der Sommernachts-Ouvertüre, wo er sehr gefeiert wurde. Auf der Rückreise legte er, als die Schnellpost umgeworfen wurde, Proben von Geistesgegenwart ab. — Alle hatten den Kopf verloren, er ritt bei außerordentlicher Kälte nachts auf einem ausgespannten Postgaul eine Meile zurück, Hilfe zu holen. Zurückgekehrt, erwartete ihn in Berlin unangenehme Arbeit: er mußte ans Einstudieren seiner Oper: „die Hochzeit des Camacho" schreiten und lernte dabei zum erstenmal die Leiden eines Bühnenautors kennen. Die Kleinlichkeit der Direktion, die Intrigen hinter den Kulissen, das Schauspieler- und Probewesen oder Unwesen — wenn ihn auch alles das zuerst amüsierte, so fing es doch bald an, ihm zuwider zu werden. Am 29. April ward die Oper gegeben. Wie sie aufgenommen worden, das läßt sich so eigentlich nicht recht bestimmen, da sie keine Wiederholung erlebte. Im ganzen war es wohl nur ein „Achtungserfolg". Man hatte Felix allerdings gerufen und die Familie und die näheren Freunde faßten es als eine gelungene Aufführung auf, — er selbst aber ließ sich mit richtigem Gefühl nicht täuschen, war im höchsten Grade niedergeschlagen, kam spät und betrübt nach Hause geschlichen. Krankheiten und sonstige wirkliche und erdichtete Hindernisse vereitelten eine — mehrmals angesetzte — Wiederholung und die ganze Sache machte für den Augenblick einen sehr üblen

Eindruck auf seine Laune und sogar auf seine Gesundheit, noch verschärft durch den Tod eines Jugendfreundes, August Hansteins. Aber bei seiner durch und durch gesunden, lebensfrohen und tüchtigen Natur konnten derartige Perioden der Erschlaffung und Mutlosigkeit nicht lange dauern. Zu Pfingsten brachte er einige Tage sehr heiter auf dem Magnusschen Gut Sakrow bei Potsdam zu und dichtete und komponierte daselbst ein Lied, das später dem A-Moll-Quartett zugrunde gelegt wurde. Im Sommer unternahm er mit einigen Freunden eine schöne Ferienreise nach dem Harz, Franken, Bayern, Baden und dem Rhein, wo die Weinlese mit Joseph Mendelssohn in Horchheim bei Koblenz gefeiert wurde. Er schrieb Briefe voll frischen Lebens und glücklicher Laune nach Haus, von denen hier einiges folgen möge:

„— — Wir fingen um $^1/_2 3$ an, im Ilsental nach dem Brocken hinaufzusteigen, von einem grauen Führer aus Wernigerode begleitet. Die Sonne schien hell, es wurde warm und der Ilsenstein wurde voll Vergnügen passiert. Heydemann stellte sich auf einen Stein mitten in dem Bach und plätscherte mit der Hand im vorbeirieselnden Wasser, hob dann einen Kiesel auf und zeigte mir, wie nun das Wasser anders flösse, und das alles drückten wir in Ritterschen Phrasen aus; Magnus*) ging voran, pfiff und äußerte: das gefiele ihm. Rietz murmelte: das ist gottvoll, und da der alte Führer unter der Last unserer vier Mäntel ziemlich gebeugt ging, so war es in dieser erweichten Stimmung natürlich, ihm die Bürde abzunehmen und sie im Schweiße unseres Angesichts selbst zu tragen. Das war der erste Fehler, denn der Alte zog eine Pulle Schnaps und trank auf unsere Gesundheit, und leider muß er das nachher noch oft getan haben. Denn

*) Der bekannte Physiker Gustav Magnus.

nachdem wir nun zwei Stunden steil gestiegen hatten und der Himmel mit Wolken sich bezog, stellte er sich auf einmal vor uns und sagte lachend: wissen Sie's Neuste? Wir sind ganz und gar irre; wir müssen eine Viertelstunde zurück, dann bringe ich Sie auf den richtigen Weg. Ich merkte gleich den Sauerbraten und schimpfte wie ein Rohrsperling. Errare humanum, meinte Heydemann. Wir gingen zurück, der Führer fing an, Unsinn zu sprechen und zu wanken: er wüßte gar nicht den Weg; was wir denn von ihm wollten? es sei ja hier im Walde recht hübsch, und dergleichen, so daß wir dem Instinkte nach einen Weg einschlugen und glücklich nach einer kleinen Zeit ein Haus liegen sahen. Wir alle bringen dem Haus ein Vivat, stürmen hin, pochen an — keine Antwort, die Tür verschlossen, die Fenster versperrt, das Hüttchen ist von keiner Seele bewohnt. Der Führer wird gebracht, er kennt das Haus nicht, hat es nie gesehen, er weiß aber der Lage nach nur, daß der Weg rechts abgeht. Es wurde Abend, wir waren verdrießlich. Die Harzkarte wird geholt. „Hier sind wir," sagt der eine, „nein hier, nein hier!" — Kurz, wir verständigen uns nicht und folgen dem Führer, der uns nun einen steilen, beschwerlichen Weg bergab führt und dabei immer behauptet, nun müßten wir bald oben sein. Endlich aber meinte er, er kenne den Weg nicht und sei hier nie gewesen. Wir stiegen auf einen Granitblock und visierten durchs Fernrohr, es fing an zu regnen! Da nichts zu sehen war, verfolgten wir unsern Fußsteg, der nach und nach weich, schlüpfrig und naß wird. Es dämmert, der Regen gießt und wir sehen keinen Menschen kommen. Ein kleiner Junge mit Äxten und einem Sägebock steigt des Weges aus dem Tal herauf, wir umringen ihn und fragen, wo wir sind? „Eine halbe Stunde von Ilsenburg!!!" antwortete er.

Wir fragen, was das verlassene Haus sei; „ein verlassenes Jagdschloß, anderthalb Stunden nur vom Gipfel des Brockens entfernt.“ Nun war kein Haltens mehr. Wir liefen mit den Stöcken auf den Führer los, um ihn zu schlagen; da er aber den Hut abnahm und lächelnd sagte: „Schlagen Sie nur, was geht es mich an?“ so begnügten wir uns, ihm die Sachen abzufordern und ihn wegzujagen. Er verschwand uns auch sogleich aus dem Gesichte. Köhler heißt er. Hol' ihn der Teufel! — Im gräßlichsten Regen gelangten wir nach vier Stunden Wegs wieder nach Ilsenburg zurück.“ — —

Erbich (ein Nest), am 31. August 1827.
Abends im herrlichen Mondschein.

„Wüßten drei der vortrefflichsten Familien Berlins, daß drei ihrer vortrefflichsten Söhne sich mit Fuhrleuten, Bauern und Handwerksburschen nachts auf der Landstraße herumtreiben und mit ihnen Lebensgeschichten eintauschen, — sie wären sehr betrübt. Seid's nicht! Denn die Söhne sind dabei kreuzfidel.

Erbich! Das kennt selbst Vater trotz der vielen Reisen nicht. Auch steht es auf keiner Karte, also kennt's Paul nicht. Zu Zeiten der Griechen war es nicht erbaut, also kennt es Beckchen nicht, endlich liegt es weder in der Leipzigerstraße Nr. 3, noch in Italien, also kennen es Mutter und Fanny nicht. Es ist ein miserables Dorf mit einem Wirtshause, das wir drei aus malice himmlisch finden. Wir hatten nämlich auf der Reisekarte 4 Meilen für 2 angesehen und sind demnach anderthalb Stunden schon im Mondschein gewandert. Endlich gelangten wir nach Dorf Büdenbach, wo ein von den Führern sehr gepriesenes Wirtshaus lag. Eine Stube kann uns der Wirt nicht geben, wir sollen mit drei Fuhrleuten, die in blaue Kittel

gehüllt Hammelbraten verzehren und Pfeifen rauchen, die Nacht auf der Bank kampieren. Zum Dank kriegen wir auch morgen keinen Führer nach Rudolstadt und heute nichts zu essen. Hier wurde Magnus wütend und brach auf. Wir gehn zum Dorfe hinaus und ein Bach mit Weiden besetzt führte uns auf einem Stoppelfelde, das nur zuweilen von sumpfigen Stellen unterbrochen war, nach Erbich. Es lebe! — Denn wir haben eine Stube, wo wir auf den Bänken Solo schlafen können, und fahren morgen früh mit einem Kärrner, der uns diesmal einen unerhörten Trab versprochen hat, in das Frankenland hinein. Erst wollte man uns auch hier nicht aufnehmen, weil in der Stube nicht eingeheizt sei, endlich aber führte man uns die schmale Treppe hinauf zu unserm Zimmer, das um alle 4 Wände mit hölzernen Bänken besetzt ist; in der Ecke steht das Wirtshausbett, in dem keiner von uns schlafen will, — vielleicht aus Edelmut — in der andern Ecke stehn drei unermeßliche geknetete Teige zu Brot und Kuchen, welche nicht zu berühren wir der Wirtsfrau bei unseren Bärten schwören mußten. (Wir sind seit Berlin nicht rasiert und Magnus exzelliert.) Die übrigen Möbel sind mehrere Gemälde, etwa 3 Kopfstück wert, und ein Haken zu einem Kronleuchter. An der Tür hängt eine Schweinsblase — Summa Summarum ein Saal.

Übrigens erregen wir in allen Städten, Flecken und Dörfern, in die wir mit erhobenen Wanderstäben einziehen, unerhörtes Aufsehen; die Mädchen kommen an die Fenster und die Gassenjungen lachen uns drei Straßen weit nach. Ein Beweis von Popularität und weißer Wäsche.

Wir vertragen uns ebenso gut, wie wir uns amüsieren, und das ist viel gesagt. Wir sprechen wechselweise von Kapellmeistern, Fieberkranken und Homer;

da hat denn jeder sein Thema und in einem Burschen-liede mit Refrain vereinigen wir uns. Auch ist das Land wunderschön; wir sind heute bei Sondershausen durch den Thüringer Wald gegangen, welcher die edelsten Buchen und die tüchtigsten Eichen trägt, unter deren dichtverwachsenem Laube hin und wieder eine Quelle läuft, in der Heydemann seine Reiseflasche füllt. Da wird nachgedacht, gezeichnet und komponiert. So findet sich zu Ernst wie zu Scherz gleich angenehmer Anlaß und durch diese erfreuliche Abwechselung werden wir keinen von beiden weder überdrüssig werden noch erschöpfen. —

Es ist spät, das einzige Talglicht versagt den Dienst und der Mondschein reicht nicht zu. Morgen um fünf geht's fort. Gute Nacht! Gute Nacht!" —

Baden, 14. Sept. 1827.

„— — Ich lebe gewissermaßen hier wie der hochselige Tantalus; es liegen mir eine Menge Ideen im Kopf, die ich gar zu gern mir einmal vorspielen möchte und im Gesellschaftshause ist auch ein ganz erträglicher Flügel. Ich schleiche hinein, aber ein Franzose mit seiner jungen blonden Frau, die zu meinem Unglück musikalisch sein muß, haben die Stube und das Instrument in Beschlag genommen. Ich, in der Hoffnung, daß die Leute nach gebüßter Lust das Feld räumen werden, fordere die Dame auf, zu spielen, ich wäre Amateur, hätte schon alles mögliche Schöne gehört, und die glaubt es und stümpert drei Rondos und ein Dutzend Variationen her, ich sagte nach Herzenslust brava, comme un ange (zum Glück war sie ziemlich angenehm und graziös), nur am Ende wurde es mir zu toll, ich wollte mich empfehlen — Gott bewahre! muß spielen und spielen und da kommt denn Amédée Perier dazu und noch ein paar Fran-

zosen, und denen mußte ich denn alles, was mir nur ins Gedächtnis kommen wollte, vorreiten. Ich wurde an Paris erinnert und als ich die Franzosen verlasse, begegnet mir im Garten Haizinger mit seiner Frau (Mde. Neumann), die alte Bekanntschaft wird erneuert, aber sie müssen bald fortreisen, wir sollten noch ein wenig musizieren, Roberts kommen dazu und wir gehen alle zusammen in den Gesellschaftssaal zurück. Da war es zwar dunkel, denn die Saison ist schon vorbei, aber das geniert wenig, ich gehe an den Flügel und nach den ersten Griffen versammelt sich im finsteren Saal eine Gesellschaft von 30—40 Personen, Franzosen, Engländer, Straßburger, Weltbürger (ich meine Constant mit seiner Frau) und die applaudieren nach Herzenslust in der Finsternis. Ich mußte zweimal spielen, die Haizinger sang zwei Arien und so war ein Konzert organisiert. Ich wurde einer Menge Leuten vorgestellt, deren Gesicht ich aber gar nicht sah, erhielt auch Einladungen, unter andern eine zum Diner nach Straßburg, weiß nicht wie die Leute aussehen! Robert nimmt mich beim Arm und geht mit mir auf und ab, über die Oper hin und her sprechend; auf einmal aber stürzt Herr Charpentier, Verfasser des Chaperon rouge von Boyeldieu und mehrerer Opern von Herold, auf mich zu: mon cher ami! ! vous êtes musicien, je suis poëte .... il faut que nous nous fassions applaudir à Paris! Und schlägt nun vor, mir einen Text zu geben, der sei schon halb fertig, heißt Alfred le grand, ist eine komische Oper, il y a du tapage et du pastorale, ich sei grade der Mann für ihn und wir müßten miteinander zu den Wolken fliegen oh que ça sera beau! — Was Robert zu dem allen für ein Gesicht machte! Wie er den sich betrachtete! Und wie er dann wegging, von Fat und dergleichen murmelnd! Das hätte

man sehen sollen. Und nun kommt das beste. Der Entrepreneur der Spielbank war wütend auf mich. Ich hätte ihm durch mein Spielen eine Menge Leute von der Roulette weggelockt, das sei gegen seinen Kontrakt, und er brachte es dahin, daß das Klavier gestern weggenommen wurde. Sogleich verschworen sich Roberts und Haizingers und gaben gestern in einem anderen Saal, wo ein anderes Instrument stand, eine sehr hübsche Gesellschaft. Erst las Robert mit der Haizinger ein neues Lustspiel und sie las wirklich vortrefflich und erhielt vielen Beifall; später wurde Musik gemacht; Haizinger jodelte österreichisch, Fräulein von W. piepte italienisch, die Neumann sang mit ihrem Mann 50 Verse von Fidelin (Mutter, wie wird Dir?), dazwischen trommelte ich Etudes von Moscheles, die in Baden großes Glück machen, phantasierte auch und die Leute waren vergnügt und zufrieden. Einige alte Damen weinten bittere Tränen der Wehmut und Heydemann tröstete und rührte sie wechselweise, von der Zähre der Wehmut oder der Wehmut der Zähre vieles sprechend, dagegen hielt sich Magnus mehr zu den jungen Damen und ich paßte auf die weisen Worte, die Benjamin Constant — verschwieg, denn er war den ganzen Abend stumm; so fand ein jeder sein Vergnügen und aufs höchste wurde der Spaß getrieben, da Haizingers und Roberts mit uns Studenten oder vielmehr Jungens nach der Goldenen Sonne, unserm Wirtshause, gingen, da einiges warmes Abendbrot aßen und mehr tranken. Eine lustige Erzählung jagte die andere, die Neumann kopierte das ganze Karlsruher Theater, vom Souffleur an; auch die Berliner Bühne mußte dran und ein Gespräch zwischen Seidel und Esperstädt war besonders ergötzlich. So blieben wir burschikoserweise bis 12 Uhr zusammen und ich mußte Haizinger mehrere Male ver-

sprechen, ihn bei der Durchreise in Karlsruhe zu besuchen. — Heute nun will mir Robert selbst seine Oper vorlesen, auch Charpentiers zweitem Akt soll ich vor Gewalt zuhören — und das alles wegen einiger Passagen auf einem alten Flügel.“ — —

Heidelberg, 20. Sept. 1827.

„‚O Heidelberg, du schöne Stadt, allwo's den ganzen Tag geregnet hat,‘ sagen die Knoten, ich aber, ich bin ein Bursche, ich bin ein Kneipgenie, was bekümmert mich der Regen? Es gibt ja noch Weintrauben, Instrumentenmacher, Journale, Kneipen, Thibauts, nein, das ist gelogen, es gibt nur einen Thibaut, aber der gilt für sechse. Das ist ein Mann! —

Ich habe eine rechte Schadenfreude, daß ich nicht aus bloßem Gehorsam für Deinen heutigen Brief, liebste Mutter, diese Bekanntschaft gemacht habe, sondern schon gestern (also 24 Stunden vor Empfang desselben) ein paar Stunden mit ihm plauderte. Es ist sonderbar; der Mann weiß wenig von Musik, selbst seine historischen Kenntnisse darin sind ziemlich beschränkt, er handelt meist nach bloßem Instinkt, ich verstehe mehr davon als er — und doch habe ich unendlich von ihm gelernt, bin ihm gar vielen Dank schuldig. Denn er hat mir ein Licht für die altitalienische Musik aufgehen lassen, an seinem Feuerstrom hat er mich dafür erwärmt. Das ist eine Begeisterung und eine Glut, mit der er redet, das nenne ich eine blumige Sprache! Ich komme eben vom Abschiede her und da ich ihm manches von Seb. Bach erzählte und ihm gesagt hatte, das Haupt und das Wichtigste sei ihm noch unbekannt, denn im Sebastian da sei alles zusammen, so sprach er zum Abschiede: ‚Leben Sie wohl und unsere Freundschaft wollen wir an den Luis de Vittoria und den Sebastian Bach anknüpfen,

gleichwie sich zwei Liebende das Wort geben, in den Vollmond zu sehen und sich dann nicht mehr fern voneinander glauben.' —

Aber erst muß ich erzählen, wie ich dazu kam, zu ihm zu gehen. Gestern nachmittag wurde das Wetter schlecht und die Langeweile unter uns dreien war groß, da fiel mir ein, daß Thibaut in seinem Buche von einem ,Tu es Petrus' gesprochen hatte, und weil ich nun denselben Text gerade komponiere, so faßte ich ein Herz und einen Frack und ging gerade ins Kaltethal, falle ins Haus. Er kann mir das Stück nicht geben, aber andere sind da, bessere, er zeigt mir sogleich seine große Bibliothek von Musik aller Völker und Zeiten, spielt mir vor und singt dazu, setzt mir die Stücke ordentlich auseinander und so gingen mehrere Stunden vorüber, als ein Besuch kam, dem ich sogleich das Feld räumte, ich sollte aber heute früh wiederkommen. Was mich bei alledem am meisten freute, war, daß er mich gar nicht nach meinem Namen gefragt hatte; darauf kam es ihm nicht an, ich liebte Musik, das übrige ist einerlei, und da ich für einen Studenten gehalten wurde, hatte man mich ungemeldet in die Arbeitsstube gelassen. Auch heute früh waren wir wieder zwei Stunden zusammen, da fiel es ihm erst ein, nach meinem Namen zu fragen und war er vorher freundlich gewesen, so wurde er's jetzt erst recht; nun wurde musiziert und erzählt, auch gab er mir ein prächtiges Stück von Lotti zum Abschreiben mit, ich versprach, es ihm heute abend wiederzubringen, aber gleich nach Tische, als ich das erträgliche Wetter gerade zu einem Spaziergang auf die Riesensteine benutzte, kam er selbst, Thibaut, eigenhändig nach dem Gasthofe, um mir einen Gegenbesuch zu machen. Ich verfehlte ihn also leider, aber dafür fand ich ihn noch nachher zu Hause und so

war ich ziemlich den ganzen Tag bei ihm, Essens-, Schreibens- und Promenierenszeit ausgenommen. Leider muß er morgen in Geschäften nach Karlsruhe.

Da ich ihn gestern um $^1/_2$7 Uhr verließ, vertrieb ich mir die Zeit und ging zum Instrumentenmacher, phantasiere hin und her auf seinen Instrumenten und als ich weggehen will, hat der Mann Hut und Stock genommen und beteuert mir, ich müsse Besseres von seinen Sachen sehen, Herr Schröder hätte einen sehr guten Flügel. Gut. Nun geht es im Regen zu Herrn Schröder, Studio. Wir kommen an, der Instrumentenmacher stellt mich vor, ohne meinen Namen zu wissen, gleichviel, ein Mensch kommt; und dann läuft er fort, denn er muß wieder arbeiten, ich soll aber ja wiederkommen. Nun bin ich allein mit dem Studio auf seinem Cubiculo. Er bittet mich, mir es bequem zu machen, ich möchte doch eine Pfeife beim Phantasieren rauchen, eine ungeheure Dogge, die beim Klavierspielen belfert, wird unter das Sofa geschafft. — ‚Hanne, eine Flasche Hochheimer! die müssen wir ausstechen, Freundchen!' — Und so geschah's. Dazwischen spielte ich nun nach Herzenslust, bis ich satt und müde war, und heute mittag wird der Studio zu uns eingeladen, dafür hat uns der Studio wieder auf heute abend zu sich eingeladen, und wer nun leugnet, daß ich ein Kneipgenie bin!" — —

Köln, den 2. Oktober 1827.

„Verzeihung, liebe Eltern, daß statt meiner heut abermals ein Brief kommt, es ist nicht das erstemal, daß ich auf Eure Vergebung rechne und ich hoffe, daß mein jetziger Fehler nicht unverzeihlicher sein wird, als viele andere; ich bleibe nämlich noch einige Tage länger weg; dafür sehe ich aber auch noch alles Schöne und

erfahre alles Angenehme und Nützliche, was ich mir nur erträumen konnte. Du sagst in Deinem letzten Briefe, liebe Mutter, ‚wenn man auf Reisen sei, solle man alles Sehenswerte erschöpfen,‘ und Du, lieber Vater, schreibst, ‚ich solle meine Sinne und mein Glück gebrauchen.‘ Meine Sinne habe ich gebraucht, um hier alles herrlich und reizend zu finden, so will ich denn auch noch mich meines Glücks bedienen, um das Herrliche zu genießen.

Magnus erhielt die Nachricht, er müsse am sechsten in Berlin sein, ihm stimmte Heydemann bei, und obwohl ich Schelble halb und halb hatte versprechen müssen, wieder durch Frankfurt zu kommen, um daselbst im Cäcilienverein der Aufführung eines mir unbekannten Oratoriums von Händel beizuwohnen, so war ich doch bestimmt, denselben Weg mitzumachen, zumal da das Wetter so unfreundlich war, daß ich in Horchheim kaum das Haus verlassen konnte. Gestern abend will ich abreisen, da mit einem Male werden die Berge frei, die Nebel fallen, der Mond geht hell auf und die Nachricht kommt, daß auf dem ganzen rechten Rheinufer von Horchheim bis Ehrenbreitstein übermorgen Weinlese sei. Da nahm mich Onkel ins Gebet, er stellte mir vor, wie schön und glänzend die Lese sein solle; zwei Tage nach dem Ende reist er selbst ab und bleibt gerade den Cäcilienvereinstag in Frankfurt, ich möchte doch mit ihm gehen, er wolle mich nach Berlin zurückfahren, ich würde ihm und der Tante auch noch die Langeweile vertreiben, und da ich vorschützte, ich müsse meinen Klavierauszug fertig machen, so brachte er mir das schönste Notenpapier und stellte mir vor, wie viel ruhiger und heiterer ich würde arbeiten können. Nun — da konnte ich denn gar nicht gegenhalten. Ich mache in Horchheim diese unangenehme Arbeit fertig, so bin ich ihrer für Berlin los, ich höre

den Cäcilienverein, zu dem Schelble mir zu Ehren durch eigne Zirkulare einladet, ich sehe die Weinlese mit an, — Gott! Ihr müßt ja verzeihen, es ist gar zu schön! —"

Im Oktober kehrte Felix nach Berlin zurück, mit neuem Mut zum Schaffen, die Verstimmung über die mißlungene Oper war verwunden.

Im Herbst 1827 wurde abermals eine fühlbare Lücke in den schönen Kreis von Jugendfreunden gerissen: Klingemann, der durch Geist und Witz das munterste Element gewesen war, ging nach London. Sofort aber entspann sich eine lebhafte und auch in späteren Jahren nie ganz abgebrochene Korrespondenz, aus deren Anfang hier einiges folgen mag und die auch weiterhin noch verschiedentlich benutzt werden wird, da sie gerade für die Zeiten, aus denen andere schriftliche Aufzeichnungen nicht vorliegen, oft das einzige Material bietet und Fanny mit keinem, nicht der Familie Angehörigen so ausführlich korrespondiert hat.

Der erste Klingemannsche Brief an das Mendelssohnsche Haus lautet:

7. Dezbr. 1827, London.

Verehrtester Herr Stadtrat und verehrteste Frau Stadträtin!
Unvergleichliche junge Damen!
Trefflichste Squires Felix und Paul!

„Der Unterzeichnete ging bislang in Westend und der City, Westminster und Southwark, in den Grafschaften Middlesex, Surrey usw. mit einer schweren Last der sträflichsten Undankbarkeit umher — aber so, wie Haß zur Liebe gehört, so gehören innere Vorwürfe und Kasteiungen zur Tugend, und ich bin tugendhaft! Man kommt aber leicht ins Sündigen hinein, wenn

unter dem Regiment der schweren Luft der Leib über den Geist befiehlt, wenn man klassisches Mutton, halbgares Gemüse, preiswürdigen Applepye und dicken Portwein reichlich verzehren muß gegen die schwere Luft — wenn man die schwere Luft in meilenweiten Stationen, tapfer schreitend, wieder verzehren muß gegen die schwere Kost, und endlos schlafen muß, um wieder gehen und vermöge des Gehens wieder essen zu können usw. Und nebenbei habe ich auch ein Amt, dessen ich warten muß, da es nicht auf mich wartet! Und zwischen dieser chaotischen, materiellen Wirklichkeit schwimmen die zierlichen Trümmer meiner geliebten und gelobten Berliner und niedersächsischen Vergangenheit elegisch umher und verwirren mich armen Menschen noch mehr, — im Hyde-Park liegt mancher Seufzer von mir, über den irgend ein wohlgenährter John Bull gestolpert sein mag.

‚How do you like England?‘ das ist die Frage, die mir jede Miß oder Mistreß, der ich „introduced“ werde, wie einen Dolch auf die Brust setzt, worauf ich denn jedesmal die Backen voll nehme und mit ‚Exceedingly well!’ unerschrocken ripostiere. Und ich lüge nicht, es ist hier alles in eine Fremdartigkeit (zugleich mit einer unerwarteten Artigkeit für Fremde) getaucht, an der man schon einige Jahre zehren kann — Charakter, Neuheit, Fülle. Freilich haben meine Vorderzähne bedeutend an der Aussprache des th gelitten, freilich zähme ich mit Mühe meinen höflichen deutschen Rücken, der es doch hier nicht wissen soll, daß mein Hals eine fashionable Verbeugung macht, freilich arbeite ich wie ein Schwimmer an der Leine im schwerfälligen Eins, Zwei, Drei im Englischen weiter, ohne Witz und Wortspiel, froh, wenn ich nur gerade die Hausmannskost des gewöhnlichen Ausdrucks finde, während ich in der lieben Frau Muttersprache, um mit dem vielgereisten

Schelmufsky zu reden, ganz behaglich umherschwimme, — aber der Komfort! Dieser Komfort ist der größte Philister, den ich kenne: Gegen 10 Uhr steht er auf. Er tritt in sein kleines wohnliches Zimmer, etwa halb so hoch wie das der Gesandtschaftskanzlei in Berlin, aber ganz bequemlich ausstaffiert, im Kamin brennt ein lustiges Kohlenfeuer, das Wasser kocht, der Frühstückstisch ist gedeckt und der nötige Apparat gehörig aufgepflanzt, — aber das Auge ruht mit besonderem Behagen auf der ellenlangen Zeitung mit leading articles, news, Prozessen, Polizeiverhandlungen und mannigfaltigen Skandalen angefüllt! Alles öffentlich, namentlich, persönlich, oft dramatisch, lokal und im Geist des Augenblicks — es ist mir oft, als läse ich ein Stück des Aristophanes. Die Kohlen knistern, der Kaffee dampft, zwischen jedem Zuge aus der Tasse liegt ein interessantes elopement einer romantischen jungen Miß, oder ein gewagter kühner Einbruch (im Vorbeigehen gesagt, gestohlen wird hier fürchterlich!) oder ein dreadful accident von durchgegangenen Pferden oder umgefallenen Postkutschen, kurz, die Klimax meiner Existenz ist gerettet, und derselbe, der als 27jähriger Jüngling unter dicken Bäumen tagtäglich Kaffee trank und seine Freude an unschuldigen Erscheinungen der Natur, wie Raupen und Ameisen, hatte, konnte nicht anders werden, wie er 29 Jahr alt wurde! — Die Türken drohen, die Spanier hängen, die Franzosen opponieren, die Stocks fallen, die Taillen (der Damen) steigen — welche bedenkliche Zeichen der Zeit! Gigots sind hier freilich auch durchaus in der Mode, aber was will das sagen? — Meinem Freunde Felix werde ich nächstens über die Kornbill schreiben und über die Kultur des Backenbarts. Es gibt hier enorme! —

Unsere hannöversche Kolonie ist aber so übel nicht. — — Wir exekutieren den Spohr, ich trommle

in der Ouvertüre den Baß vierhändigerweise mit einer jungen Miß und wir stehen alle wie die Orgelpfeifen um das Piano herum und singen: ‚Kalt und starr, doch majestätisch liegt der Rajah auf der Bahre,‘ was wir so übersetzt haben: ‚Cold and stiff and yet majestic on the Shutter there he lies‘, sowie das beliebte ‚dahin, dahin‘ ganz glücklich mit thither! thither!! — Ferner spielen wir Trios von Hummel und Beethoven — ich aber nicht Violine, und einige Beethovensche Symphonien zu vier Händen, nebst Whist zu acht Händen. Bei einigen unsrer Landsleute, die länger hier gewesen sind, ist die Lingua franca, in der sie sich ausdrücken, nicht übel — als ich kurz nach meiner Ankunft etwas heiser sprach, fragte man mich: ‚Haben Sie auch schon einen Kalten gefangen?‘ und ich übersetzte es mir ins Englische zurück und verstand es. —

Ich wollte nur, ich wäre weniger kurzsichtig — besonders der Engländerinnen wegen! Sie können keinen Eierkuchen backen und beschäftigen sich meist mit unnützen Dingen, aber sie sehen verzweifelt gut aus. Solch eine peripatetische Pensionsanstalt, wie sie täglich zu Dutzenden in Regents Park in die freie Luft getrieben werden, kommt mir vor, wie ebensoviel pathetische Peris, eine noch schöner wie die andre, paarweis aufmarschiert, die größeren zusammen und ihrer siegenden Gaben sich wohl bewußt; den Rücken deckt die strenge Aya, die jede Mannsperson als ihren natürlichen Feind anglotzt. Ich hatte mir größtenteils von Paris her eine ganz falsche Vorstellung von den englischen Damen gemacht, sie waren damals so lange von der übrigen Welt abgeschnitten gewesen, daß sie zu eigentümlich geworden waren, jetzt sind sie aber kosmopolisiert absolute Grazien. Sogar das Hausmädchen bei Goltermanns sieht aus wie eine Prinzessin oder Hebe. Lächerlich gelehrt sind sie übrigens,

die Damen; bei Moscheles fragte mich eine, ob ich den Kant gelesen hätte, was ich nicht sonderlich bejahen konnte; auf ihre Versicherung, daß sie ihn gelesen, konnte ich ihr bloß mit der bekannten Geschichte von Kant und dem Knopf des Studenten dienen; dagegen war sie verwundert, daß ich den ganzen Walter Scott gelesen hätte.

Es ist aber unglaublich, wie patriotisch deutsch man hier wird! Das weite Meer, was einen vom festen Lande trennt, macht alles Neue von dort herrührend wichtig und verklärt alles Zurückgelassene dem reichen England zum Trotz. — Berlin kommt mir durchaus vor wie ein Eldorado und ein Mendelssohnscher Sonntag wie ein Kapitel aus einem Zauberroman, alle Ironie wird sentimental und die Vorliebe für das Heimische ist so stark, daß wir uns für heute abend das Wort gegeben haben, zusammenzukommen, um einmal ‚besten Bauern' zu spielen, wobei wir, wenn Goltermanns meinen Wink verstanden haben, wahrscheinlich deutschen Kartoffelsalat zum Abendessen bekommen. Ich zitiere, fürcht' ich, Berlin zu oft und rühme zu vieles daran, sogar den dortigen Feuerlärm habe ich zu verteidigen gesucht, weil man der Süßigkeit des Schlafs erst bewußt wird, wenn man nach einer Störung wieder einschläft. —

Mit Berichten für die musikalische Zeitung gehe ich stark um, ich habe Oberon gesehen, den Freischütz, werde nächstens ins Seraglio (Entführung) gehen, und dann noch einige englische Opern sehen, wozu der Himmel seinen Segen verleihen möge. Die Fabrikation einer solchen Oper setzt sich folgendermaßen buchstäblich zusammen: Einer schreibt das Stück in den neunziger Jahren vorigen Jahrhunderts und ein Mr. Horace komponiert es; woraus er seine Musik zusammengebracht, ist fabelhaft und vorhistorisch. Jetzt

wird die Oper wieder hervorgesucht und von einem neuen Dichter bearbeitet, ein Herr Cookes oder so schreibt eine neue Ouvertüre dazu, noch ein anderer, dessen Namen mir nicht gleich beifällt, macht Gesangstücke mit Ausnahme derer für Braham, die dieser sich allein fabriziert, die Primadonna Mme. Feron chromatischen Andenkens bringt ihren Part aus Italien mit von Mercadante oder einem andern Italiener, und dann noch ein neapolitanisches Volkslied mit Variationen — was dann noch bleibt, ist von Horace beibehalten. Dieses Stück(werk) hieß sonst the Pirate und hat jetzt die Vogue unter dem Namen Isidore de Merida oder the Devils Creek.

Dr. H. hat Verwandte in Deptford, eine Familie B., die dort eine Fabrik hat, und hat mich da als — Sänger eingeführt! Man kann in der Tat nur in einem fremden Lande und wenn man ganz neu ist, so dreist sein, — mir wurde vorher ohne weiteres die Partie des Don Juan zugeteilt und ich habe sie gesungen!! — Deptford ist mehr als eine starke deutsche Meile von meinem Westend, und es würde in Deutschland abenteuerlich genug sein, sich dahin zum Tee zu begeben, hier setzt man sich auf eine der vortrefflichen Stages und ist in einer halben Stunde dort. — Diese Stages sehe ich nie ohne das größte Behagen, vier prächtige Pferde rollen mit dem großen Wagen, an dem die Passagiere herumhängen, wie die Wespen um eine süße Birne, so munter ins Land hinein, daß mir's Herz aufgeht, wenn ich an den nächsten Frühling denke, wo sie mich — an einem Tage 80 Meilen weit — auf den ebenen Straßen durch das hellgrüne Hügelland voller Städte, Flecken und Cottages nach Schottland hinbringen sollen. Schon um London herum ins Land hinein ist's hübsch, lauter Wohnungen und Wiesen ringsum, immer in sanften Hügeln, dann und wann

die Themse, einzelne Parks, Felder, — und noch schöneres Grün draußen, obgleich das Gras schon einen ungewöhnlich frühen Schnee und Frost ausgehalten hat.

London ist aber zu groß, das habe ich gleich gesagt, doch sie hören nicht danach und bauen immer weiter, ganz ins Lächerliche hinein. Die Häuser werden zuletzt noch die Menschen mieten müssen und nicht die Menschen die Häuser, es ist auch gar kein Ende abzusehen, und das Ungeheuer mag noch manchen Flecken verschlingen, ehe es satt wird. Se. Majestät unser allergnädigster König bauen auch mannigfaltig, aber nach derselben Theorie, wie der Hofschneider die königlichen Röcke machen muß; der neue Frack wird nämlich einer ganz ähnlichen Figur angepaßt, der Schneider muß jede vorkommende Falte herausschneiden und dann wieder zusammennähen. Auf gleiche Weise wird der neue Palast gebaut; wenn eine Kuppel, oder irgend ein Vorsprung nicht gefällt, werden sie wieder heruntergenommen und was anderes dafür hingesetzt. Die Anlage von Regents Park und Regents Street ist aber in der Tat das Großartigste, was ich kenne, beinahe noch schöner als die Linden. Das Beste aber ist die City, es ist ein wahres Vergnügen, sich durch die Massen von Wagen, Kohlenträgern, Spitzbuben und anderen ehrlichen Leuten bis zu Birchs klassischer Mockturtle-Suppe in der Nähe der Bank durchzuarbeiten! Es ist wirklich etwas Dämonisches in dem ungeheuren wüsten Treiben, es ist eine Ordnung da, von der man aber kaum die Gesetze kennt. — Geht man aber an einem Sonntage durch die Straßen, in denen man an den Alltagen buchstäblich sein eigenes Wort nicht hören kann, so erschrickt man fast vor der Stille. So melancholisch man auch die englischen Sonntage auf dem Festlande darstellt, der Kontrast ist doch noch größer, als man es sich dort denkt — die

Langeweile schon muß die Kirchen füllen. Über der Stadt hängt der unbeschreibliche dicke, gelbe Nebel, der auch wohl gar ins Zimmer zieht, alle Läden sind geschlossen, die Zeitung erscheint nicht, eine klägliche Glocke jammert die andächtige Gemeinde zusammen, die englischen Familien amüsieren sich mittags und abends am Sonntag ohne fremde Hilfe ganz auf ihre eigene Hand, selbst in der Lektüre wird eine Auswahl getroffen und Theater ist gar nicht denkbar. Mich berührt es freilich nicht, wir sind regelmäßig in einem der landsmännischen Häuser gut aufgehoben, aber der allgemeine Zustand überkriecht einen doch zuzeiten unwillkürlich und man bekennt sich lowspirited. Daß wir in Deutschland am Sonntag Theater haben, können sie hier am wenigsten begreifen, es erscheint ihnen geradezu sündhaft. Es half mir nichts, daß ich einer Miß dagegen argumentierte, indem ich fragte, ob ihr ihr Anzug am Sonntag weniger Vergnügen mache, ob sie mit Appetit äße oder Tee tränke — es blieb ihr sündhaft. — In einem Stücke haben wir Deutschen es aber besonders gut hier, man denkt sich, daß wir alle mit einer Querpfeife oder einem Piano zur Welt kommen und daß jeder Deutsche a priori voll Musik steckt. Die guten Leute haben einen rührenden Sinn für Musik und den unvergleichlichsten Magen zum Anhören, wie die Sträuße packen sie Kieselsteine und Bonbons nebeneinander. Und lang — lang ist hier alles; ich glaube, Beethoven war ein Engländer. Aber die Austern! die sind desto kleiner und zierlicher! Was würde der große F. sagen, wenn er aus meinem Fenster nur über die Straße zu sehen brauchte, um sie appetitlich in einem kleinen hölzernen Gefäß schwimmen zu sehen. Und nicht jene plumpe, fleischige Holsteiner Masse — nein, so zart und elegisch — ordentlich sehnsüchtig sehen sie wie Augen aus dem

Wasser heraus, mit wahren Liebesblicken. Und dann der starke, braune männliche Gesell Porter, in den eigentümlichen, blanken zinnernen Krügen, tapfer schäumend! Der große F. würde rot werden vor Vergnügen.

Ich aber wurde blaß von der See. Die See ist der rechte große Durchbruch. Vor einigen Sonntagen sah ich auf einem Diner eine muntere kleine Frau wieder, mit der ich auf dem Dampfschiff herübergekommen war. ‚You looked very miserable,‘ sagte sie lachend, ‚you are quite changed now!‘ In der Tat schaute ich etwas bleichen, wüsten Antlitzes aufs graue Meer, auf dem abends der breite Mondschein wie ein unendlicher Seufzer lag — doch war ich nicht seekrank und hatte in meiner gänzlichen Apathie gerade noch Klarheit genug zum Träumen. So blieb ich immer auf dem Verdeck, Grog und Schiffszwieback zu meiner einzigen Nahrung! Einige vielgereiste Gesellen spielten um Champagner und hatten nachher die Frechheit, mir ein Glas anzubieten — ich hätt' es ihnen aus der Hand schlagen mögen! Es war mir aber eine Erinnerung an meine früheren Genüsse verblieben, und ich sah jedesmal mit Neid den dicken norwegischen Konsul seinen guten Kaffee auf dem Verdeck schlürfen. Eine Dame nach der andern verschwand, aber die kleine Frau blieb immer oben, mit hellen Augen, las vor, Gott weiß was, oder spielte Schach. — Das waren aber alles nur Episoden, im übrigen war alles ruhig, heiter und glatt, die See still und eben, warmer Sonnenschein und milder Wind, nichts von Sturm und Wellen. Die See ist nicht bloß ein großer Durchbruch, sie ist auch ein großer Gedankenstrich. Die Elbe gehört schon mit dazu. Wie ich am hellen Morgen des 1. September in Hamburg am Hafen war, als ein Boot den einsamen Passagier mit seinen wenigen Hab-

seligkeiten durch den Schiffslärm und durch die Kommenden, Begleitenden, Abschiednehmenden und Glückrufenden ans Dampfschiff gebracht hatte, fing der Gedankenstrich an und schnitt die schöne Phrase ab, — der Dampfkessel brauste den Baß zu dem Liede: ‚Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus — ade!‘ — —

Doch ich will den empfindsamen Handwerksgesellen sehen, der nicht höchlich begeistert wird, wenn man das Zeichen zur Abfahrt gibt und der über dem Rauch aus der Dampfröhre nicht den aus seiner Mutter Kaffeetopfe vergißt. Am Abend wurde es vollends prächtig, wir kamen in die offene See, das Schiff ging höher, der bewußte Mond kam und der Himmel hing voller Pauken und Trompeten. Die kleine Frau lachte zwar über meinen schwindelnden Gang, ich faßte aber Posto in meiner Erhabenheit, die ich bei Lutter und Wegener wenigstens mit 2 Taler hätte bezahlen müssen, hier aber ganz umsonst hatte, — die ganze Vergangenheit sank ins Meer und ich stieg in das Spind zu ländlichem Schlaf. Am anderen Tage kam die Apathie, am dritten Morgen aber lag die Küste von Essex vor uns, mit weißen Schlössern, grauen Türmen und braunen Dörfern. Wir kamen bald in smooth water, alle Leiden verschwanden, der innere Mensch wurde wieder konsistent, und sah munter umher, vor dem Ausfluß der Themse tanzten Hunderte von Schiffen einen großartigen Kotillon, von dessen Ordnung ich nicht mehr verstand, als die antekotillonische Mama von einem wirklichen, in dem sie ihre Tochter nach allen Richtungen hingetrieben sieht. Jetzt wurde unsere Fahrt ein Triumphzug, freilich ein umgekehrter, den merry England über uns hielt — der Schiffs-Kotillon wurde in der Themse zur Ekossaise — in langer Reihe zogen sie hinunter und hinauf, Dampfboote figurierten als lustige Gesellen und glitten,

mit Passagieren und Musik ausstaffiert, munter vorbei, — die Dörfer, Landhäuser, Flecken und Städte an den Ufern sahen vergnügt zu, bis sie zu immer ansehnlicheren und kompakteren Matronen und aus ihnen zuletzt London selbst wurde — Schiffe, Schiffe und immer Schiffe, Masten ohne Zahl, als wären's nur so viel Bohnenstangen beim Pächter Baumann auf der Meierei. Um 3 Uhr landeten wir am alten Tower, nach abgemachten Paß- und Akziseweitläufigkeiten fuhr mich ein hurtiger Hack durch die Länge von London, die ich nicht schon zu Schiffe durchzogen hatte, und ich saß endlich am Abend glücklich bei Goltermanns, die mir ihr Haus zum Absteigequartier angeboten, beneidete den norwegischen Konsul nicht fürder um seinen Kaffeegenuß und hörte zufrieden der Diskussion über Trade und das neue Ministerium im besten Englisch zu.

Über die verrufene Londoner Teuerung kann ich mich nicht beklagen; als einzelner lebe ich hier mit 300 Lst. sehr bequem, aber die Familien haben's schlimmer, das nötige Haus und die Dienstboten erfordern das Doppelte. Ich bin also zu einer ewigen Jugend verdammt, trotz der Berliner Vorhersagungen wird aus meiner Einförmigkeit so bald keine Zweiförmigkeit und ich gewinne Wetten. Einstweilen haben die neuen Umgebungen manches Stück Jugend wieder zutage gefördert, so findet das hiesige Theater einen neuen Menschen an mir, namentlich habe ich englische Lustspiele mit dem größten Behagen gesehen. Ich mag aber noch nicht entscheiden, ob die Schauspieler wirklich so eigentümlich und natürlich sind, wie sie mir zum großen Teil erscheinen oder ob vieles daran eben der Neuheit und Fremdartigkeit zuzuschreiben ist. Die Spieler, die mir bis jetzt als ganz vortrefflich vorkommen, würden eine ordentliche Liste bilden. Auch

das Publikum scheint mir teilnehmender, es läßt sich in einer gewissen kritischen Unschuld durch kräftig vorgebrachte Tiraden zum Klatschen bewegen und lacht bei Späßen herzhaft. An den Theatereingängen aber, ehe die Türen aufgemacht werden, rufen Polizeileute: ‚Gentlemen, take care of your pockets in going in — take care of pickpockets Gentlemen!' — Und ein jeder sichert seine Habseligkeiten. Ein hiesiges Blatt, der Herold, gibt die Zahl der Spitzbuben beiderlei Geschlechts auf 80—100 000 an.

Den 11. Dezbr. So wenig als Rom in einem Tage gebaut wurde, ist mein Brief am vorigen Posttag fertig geworden, die rauhe Hand der Dienstpflicht griff dazwischen. Gestern am zehnten*) habe ich Ihnen, verehrtester Herr Mendelssohn, in Gedanken alles mögliche Glück gewünscht und hin und her geraten, ob all das niedliche junge Volk Ihnen zu Ehren tanzte, pfiff, agierte oder wie es sonst vermummt war — ich werde es hoffentlich bald erfahren. Ich habe die größte Sehnsucht nach dortigen Neuigkeiten, mich interessiert alles, selbst das Straßenpflaster und die literarische Mittwochgesellschaft. Sollten Sie, bester Herr Mendelssohn, sich nicht augenblicklich aufgelegt fühlen, mir zu schreiben, so befehlen Sie es wenigstens strenge einem Ihrer hoffnungsvollen Kinder — etwa dem ältesten Sohne — alles so ausführlich wie möglich im rechten Chronikenstile." — —

Fanny an Klingemann.

Berlin, 23. Dezbr. 27.

Erinnern Sie sich des Datums, an dem sie Ihren Brief schrieben, berechnen Sie die Zeit der Reise und es wird sich ergeben, daß ich schon den Tag nach dem

*) Klingemann irrt sich im Datum. Der Geburtstag Abraham Mendelssohns war am 11. Dezember. S. Seite 85.

Empfange, mich von meinen vielen und wichtigen Weihnachtsgeschäften abmüßigend, am Schreibtisch sitze, um die Antwort wenigstens anzufangen. Ein jeder nämlich von uns betrachtet den präch igen Generalbrief als sein spezielles Eigentum, und da wir Ihnen alle schreiben, werden Sie sich's gefallen lassen müssen, daß wir zuweilen zusammentreffen, es ist ja im mündlichen Umgang nicht anders gewesen und Sie haben wohl so manche Geschichte zweimal mit anhören müssen, warum nicht zwanzig oder vierzig? Von der Seite genommen hat es derjenige unter uns am besten, dessen Brief Sie zuerst lesen, die anderen werden ohne ihre Schuld zu Papageien.

Je länger Sie uns auf Ihren Brief warten ließen, um desto mehr hat er uns bei seinem endlichen Erscheinen erfreut (nehmen Sie das aber nicht als Norm für die Zukunft, von jetzt an wird die Sache umgekehrt) und wir würden als wahre Bacchantinnen ihn gewiß zerrissen haben (verschlungen haben wir ihn wirklich), wenn nicht die Eltern großmütig resigniert und uns die erste Lesung überlassen hätten. — —

25. Dezbr. Die Weihnachtslichter sind niedergebrannt, die schönen Geschenke weggeräumt und wir bringen den ersten Feiertag still zu Hause hin. Mutter schläft in einer Ecke des Sofas, Paul in der andern, Rebecka liest mit vieler Andacht das Modejournal und ich nehme meinen Brief wieder vor. An Tagen, wie der gestrige, vermissen wir Sie mehr als gewöhnlich, und da gewöhnlich alle halbe Stunde von Ihnen die Rede ist, so ergänzen Sie sich den Satz. Es war übrigens sehr munter und hübsch gestern. Felix hatte für Rebecka eine Kinder-Symphonie mit den Instrumenten der Haydnschen geschrieben, die wir aufführten und die außerordentlich komisch ist. Für mich hatte er ein Stück andrer Natur geschrieben, einen vierstimmigen

Chor mit kleinem Orchester über den Choral ‚Christe, du Lamm Gottes.‘ Ich habe es heut ein paarmal gespielt, es ist ganz wunderschön. Er hat sich überhaupt in der letzten Zeit der Kirchenmusik zugewendet; zu meinem Geburtstag hat er mir ein Stück gegeben, neunzehnstimmig für Chor und Orchester, über die Worte: ‚Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche gründen‘ (aber lateinisch). Ich halte es für ein sehr bedeutendes Werk, glaube aber, daß es seine volle Würdigung nur in einer Aufführung finden kann, wozu wieder eine große Kirche und mancherlei Anstalten gehören. Sie sehen, wie plausibel das ist. Sehr schön ist, daß D. über einige Äußerungen Felixens bei dieser Gelegenheit zu fürchten anfing, er möchte katholisch geworden sein, und diese Besorgnis S. mitteilte, der sie wieder einem anderen einflößte, so daß wir schon besorgten, die Sache würde sich als Stadtgespräch gestalten, was aber doch glücklicherweise nicht geschehen ist.

Wären Sie hier, so würden Sie Ihren Witz an der diesjährigen Gelehrsamkeit des gebildeten Publikums üben. Daß Alexander von Humboldt ein Kollegium an der Universität liest (physikalische Geographie), ist Ihnen vielleicht bekannt, wissen Sie aber auch, daß er auf Höchstes Begehren einen zweiten Kursus im Saal der Singakademie begonnen hat, an dem alles teilnimmt, was nur einigermaßen auf Bildung und — Mode Anspruch macht, vom König und ganzen Hof, durch alle Minister, Generale, Offiziere, Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, schöne und häßliche Geister, Streber, Studenten und Damen bis zu dero unwürdigen Korrespondentin herab? Das Gedränge ist fürchterlich, das Publikum imposant und das Kollegium unendlich interessant. Die Herren mögen spotten soviel sie wollen, es ist herrlich, daß in unseren Tagen uns die Mittel geboten werden, auch einmal ein gescheites Wort zu

hören, wir genießen dies Glück und müssen uns über das Spötteln zu trösten suchen. Um uns nun vollends Ihrem Spotte preiszugeben, muß ich Ihnen bekennen, daß wir noch eine zweite Vorlesung hören und zwar eine von einem Ausländer gehaltene über Experimentalphysik. Auch dieser Kursus wird größtenteils von Damen besucht. Holteys Vorlesungen werden dies Jahr außerordentlich stark gehört. Er hält sie in einem neuerbauten, mit Gas sehr stark erleuchteten Saal. Apropos von Gas, denken Sie sich, daß die Crellesche Finsternis sich in das hellste, nämlich in Gaslicht verwandelt hat, und daß man jetzt nicht nur die Hand vor Augen, sondern alle Hände im Saal vortrefflich sieht. In England sind wohl alle Häuser ohne Ausnahme mit Gas erleuchtet? Hier nimmt es auch sehr überhand, wie auch die Trottoirs, für die Sie so gütig sind, sich zu interessieren. In diesem Herbst hatte Holtey, dem einiges aus der Gartenzeitung zu Ohren gekommen war, nach deren Muster eine sogenannte Tee- und Schneezeitung gestiftet, zu der Beiträge in eine blecherne, bei uns wohnende Schachtel geworfen wurden. Sie ward durch äußerst witzige Aufsätze von Eichhorn und Frank eine Zeitlang gehalten, ist aber bald genug, wie alles menschliche, in sich zerfallen. Die Einleitung bestand in einem Gedicht an — Sie, als einen, trotz seiner Abwesenheit, unter uns Lebenden. An meinem Geburtstag war hier ein sehr hübscher Ball mit einer Masse von dito Mädchen. Sie hätten hier sein müssen. Können oder wollen Sie sich denn nicht einmal als Kurier herschicken lassen, wie in einen Kuckkasten ein paar Tage lang in unser Treiben sehen und sich wieder in Ihren englischen Nebel hüllen? Unsre Sonntage sind gar nicht mehr so märchenhaft, der wahre Humor ist entwichen und Sie müssen am besten wissen, wer ihn mitgenommen hat? Schade!

Ihre Aufführung von Don Juan gefällt mir. War er deutsch oder italienisch? Es muß eine Wonne sein, einen Engländer italienisch singen zu hören. Sie haben jetzt hier beim Königstädter Theater eine Italienerin, — alles, was Sie je in Romanen und Romanzen von südlicher Glut, versengender Gewalt der Augen, junonischer Gestalt, unwiderstehlichem Zauber der Sprache und Azzentuation gelesen haben, vereinigt Constanza Tibaldi. Sie tritt größtenteils in Männerrollen auf, nie gab es einen schöneren Jüngling, auch die Frauenkleidung ziert sie und ich muß gestehen, ich sah wenig schönere Frauen. Ihre Stimme ist ein tiefer Alt, ohne besondern Reiz, aber jeder Laut aus ihrem Munde begeistert. Wenn ich ein Rossinisches Duett zweimal mit Entzücken höre! — Zu Ihren englischen Ohren ist wohl auch noch nicht die musikalische Kunde gedrungen, daß Nägeli Bachs große fünfstimmige Messe aus H-Moll herausgibt! Triumph für die Berliner Enthusiasten, Marx an der Spitze. Der Mann erwirbt sich wirklich ein großes Verdienst, denn es kommt ihm nichts dabei heraus, und das weiß er sehr gut." —

Klingemann an Fanny:

London, 22. Januar 1828.

„Wenn ich es hier auf kein ausführliches Schreiben anlege, so mag mich der Generalbrief entschuldigen, den ich der ganzen liebevollen Familie gegenübersitzend geschrieben habe; hier sollen bloß die Ehrfurcht und der Dank ausgedrückt werden, mit welchem von mir die beglückenden Zeilen meiner zugleich so gestrengen und so gütigen Gönnerin empfangen sind — kein Generalbrief kann mich davon dispensieren — auch nicht der insolente Gedanke, wie viel eine junge Dame, die eine so ausgezeichnete Wohltat erweist, davon notwendigerweise im Augenblick des Erweisens selbst schon

antezipieren muß. Es wäre zu hergebracht und philisterhaft gewesen, wenn ich darüber hätte in Verse verfallen wollen, es würde Ihnen ungefähr ebenso originell vorgekommen sein, als wenn Sie Ihr Partner (mutmaßlich ein Offizier) in einem Fränkelschen Kotillon fragt: ‚Mein Fräulein, haben Sie schon viel getanzt in diesem Winter?‘ oder, was jetzt dasselbe sein mag: ‚Mein Fräulein, wie gefallen Ihnen die Humboldtschen Vorlesungen?‘ — Fangen Sie nur in diesem Augenblick ums Himmelswillen nicht an, zu glauben, daß ich mich in Ironie gegen die Fortschritte auslassen werde, die meine jungen Freundinnen in der Erkenntnis der chemischen Bestandteile eines Kragens oder einer Nußtorte machen, — es sind heilige und notwendige Dinge — warum soll eine junge Dame nicht ebenso gut wissen, wo und wie der Schal wächst, den sie umhat, wie der Professor, der ihn in der Anwendung kaum versteht, — und ist es nicht ganz vortrefflich, wenn wir z. B. den Fall annehmen, Sie würden mit einem Male nach der Mongolei verschlagen, daß Sie nur irgend einen Berg oder einen Fluß oder eine Erdart in die Hand zu nehmen brauchen, um mit der gewissesten Gewißheit sagen zu können: Hier bin ich in der Mongolei, folglich so und so viel Poststationen weit von der Leipziger Straße Nr. 3 — und nun ganz ruhig Pferde bestellen lassen können? Über den Nutzen der Geographie weiß ich keine schönere Geschichte als die von dem französischen Employé, der während der Kaiserzeit nach Gröningen versetzt wird und der nun mit seinen Angehörigen und Freunden bitter darüber wehklagt, wie es dort so grausam kalt sei und so weit weg, — weil er statt nach Holland nach Grönland zu kommen glaubt. Nein, meine einzige Furcht und mein einziger Einwurf liegen anderswo — ich fürchte, daß jeder noch so gelehrte und würdige Mann

Damen gegenüber etwas närrisch wird, daß hier das Subjekt mit dem Objekt davonläuft. Zürnen Sie darüber dem Mann nicht, es ist viel weniger Mangel an Zutrauen in das weibliche Fassungsvermögen, als das uns allen tief innewohnende Verlangen, Ihnen viel lieber zu gefallen, als Sie zu belehren. ‚Es ist mein Beruf, Heinz.' — Wehe den Zeiten, wo der chevalereske Sinn ausgerottet ist! — Nur habe ich Ihnen den Vorwurf zu machen, daß Sie, nach einem falschen, unter Frauen herrschenden Prinzip, nichts von der Wissenschaft ins Leben und in den Brief übergehen lassen — kein Vergleich, kein Bild aus der Chemie — und sie machen sich doch so gut — ich sollte nur was davon verstehen! —

Der Tag, wo wir den Messias aufführten, war einer der schönsten, die man nur sehen kann, ein wahrer Maitag an Wärme, Sonnenschein, blauer Luft und grünem Rasen — wären die Bäume grün gewesen, so war das schönste Sehnsuchtswetter fertig — mein Kollege und ich, wir saßen auf einer Bank am Serpentine River im Hyde Park und sonnten uns bedeutend — Schwäne und Engländerinnen zogen zu Wasser und zu Lande bedeutsam und zierlich an uns vorüber, wir dachten nicht ans neue Ministerium, sondern führten gute vaterländische Gespräche. Nachher holte mich St. nach Deptford ab, es war das erstemal, daß wir bei Tage hinausfuhren, wir setzten uns also oben auf die Stage und es war mir, als hätte man mir einen Szepter in die Hand gegeben, so glorreich und königlich kam's mir vor, von oben herab auf die vollen Straßen und auf der kolossalen Westminster-Brücke in die reiche Themse zu sehen; trotz der fünf Meilen hörte freilich die uniforme Häuserreihe nur selten auf, aber wenn man durchblicken konnte, sah man wieder die unbeschreiblich schönen grünen Wiesen, die in blauen Hügel-

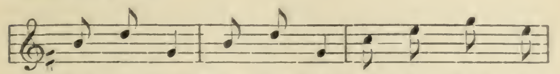
linien endigen. — — Meines Freundes X. Teilnahme an meinem Verlust teile ich, ich wußte nur nicht, daß ich ihm schreiben sollte, — er war abwesend, als ich davonging, und ich glaube, daß ein Brief von ihm ebensogut anfangen könnte: ‚Bei meiner Rückkehr fand ich Sie nicht mehr —,‘ als einer von mir mit: ‚Das grausame Schicksal riß mich fort, ohne Abschied von Ihnen nehmen zu können.‘ —

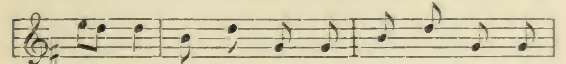
Fanny an Klingemann.
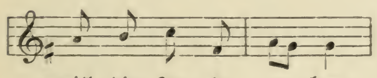
Berlin, 15. Februar 28.

„— — — Als dero angestellte musikalische Zeitung kann ich Ihnen wenigstens einiges berichten: Die Singakademie, in ziemlich verwickelten Zinsenangelegenheiten befindlich, hat sich endlich entschlossen, ihrer Würde soviel zu vergeben, um zu ihrem eigenen Besten zu singen. Mein Symphonieverein schloß sich diesem löblichen Unternehmen an (bei dieser Gelegenheit bekam ich ihn doch auch einmal zu hören), und die Ausführung wäre ganz tadellos gewesen, wären nicht zufällig — alle Solosänger verhindert worden, teilzunehmen und so geschah's, daß Köpke die ganze Baß- wie auch Tenorpartie fast vom Blatt sang. Er leistete viel, das Publikum war zufrieden und die Aufführung ward wiederholt und soll das zweitemal das achte der sieben Weltwunderwerke gewesen sein. — Wir tanzten indes bei Heynes einen Walzer und Galopp nach dem anderen, auf diese Art unverkennbaren Kunst- und Musiksinn an den Tag legend. — Das wichtigste im Musikfache, was seit Ihrer Abwesenheit aufgetaucht ist, ist ein Galoppwalzer mit Text, von dem die ganze Stadt widerhallt, kein Ball ohne die Melodie, ja man kann nicht zwei Minuten leben, ohne von ihr verfolgt zu werden, es ist wie der weiland Jägerchor oder voriges Jahr das

Gespräch über Mlle. Sonntag. Ich setze Ihnen das Manuskript her:







Unzählige andere Verse zirkulieren, die aber zum Teil nicht vor weibliche Ohren gelangen." —

Im Jahre 1828 am 18. April fand zum erstenmal wohl in Deutschland eines jener allgemein an vielen Orten zugleich gefeierten Feste statt, die später und namentlich in der Zeit von 1848—1866 so sehr überhand nahmen und dazu dienen sollten, die Deutschen über die politische Zerrissenheit zu trösten. Jenesmal handelte es sich um das Dürerjubiläum und Fanny berichtet darüber an Klingemann:

Berlin, 14. April 28.

„— Diesen Winter haben wir bei Möser die meisten Beethovenschen Symphonien, wenn auch höchst unvollkommen gehört. Es ist immer ein Schritt. Sowie wir überhaupt in einer Zeit leben, wo in jeder Be=

*) Eine damals bekannte Sängerin an der Berliner Oper.

ziehung Unglaubliches geleistet wird, so auch in der Kunst, wir mögen es gestehen oder nicht. Die Passion erscheint unfehlbar im Lauf des Jahres bei Schlesinger, Schelble in Frankfurt hat einen Teil der Messe mit Beifall aufgeführt, an allen Ecken rührt es sich, in allen Zweigen rauscht's, da halte sich einer die Ohren zu und wolle es nicht vernehmen! Der alte abgelebte Vogel Phönix erwartet nur seinen Scheiterhaufen, er wird ihn schon finden, die Zeit ist nicht mehr fern, und wir werden große Dinge erleben. Ich weiß nicht, warum mir heut so historisch zumute ist, daß ich Lust habe, alles nach Jahrhunderten und Völkern zu messen? Vielleicht weil Spontini am Bußtage den ersten Teil der Beethoven- und den zweiten der Bachschen Messe gibt? woran ich sehen kann, daß die größten Talente mit kleinlichem Sinn das verkehrteste Treiben führen, und daß die Welt doch mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreitet und das Kleine nicht braucht? Ist das mein Trost? Nein, mein Trost ist, daß Felix noch ein Jahr in Berlin bleibt, daß er vom Militärjahr so gut wie ganz frei ist und daß der Rest sich findet. —

Den 20. Nie hätte ich geglaubt, daß das Dürerfest einen so frohen Tag bereiten und eine so schöne Erinnerung zurücklassen würde. Felix hat in sechs Wochen eine große Kantate für Chor und volles Orchester geschrieben mit Arien, Rezitativen und allem Plunder. Daß die flüchtige Arbeit keinen Wert für ihn hat, können Sie sich denken; anfangs war er so wütend darauf, daß er die ganze Geschichte gleich nach dem Gebrauch verbrennen wollte, als aber die Proben vorwärts schritten, die Chöre von der Akademie trefflich gesungen wurden, bekam er Lust, und die wundervolle Dekoration des Saales und die Liberalität der Anordnungen vollendete die Freude. Donnerstag abend war die Hauptprobe, die ziemlich konfus und un-

befriedigend ging, wobei aber Felix sehr ruhig blieb und allen versicherte, es werde prächtig gehen. Und es ging prächtig! Freitag, den 18. April, am 300jährigen Todestage Dürers begab sich die ganze Akademie der Künste, deren Senat und sämtliche Eleven der Bau-Akademie am himmlischsten Frühlingstag nach dem Saal der Singakademie, der auf folgende Weise verziert war: die Rückwand des Orchesters war durch einen rot und gold gemalten Grund abgeteilt, in der Mitte stand Dürers kolossale Statue, zu jeder Seite zwei kleinere weibliche Figuren, einzelne Zweige seiner Kunst darstellend, oben darüber ein Bild in Form der Raphaellogen nach einem Holzschnitt Dürers von Dähling, zu beiden Seiten durch weite grüne Draperien beendet. Die Dekoration machte einen überraschend schönen Effekt. Das Orchester, aus den besten Leuten beider Orchester und aus Dilettanten bestehend, folgte Felixens und Rietzens Leitung, Zelter führte den Chor am Flügel. Die Damen waren gegen ihre Gewohnheit sehr elegant und schön gekleidet und sahen fast alle gut aus, das Orchester gewährte einen herrlichen Anblick. Auch das Publikum war äußerst festlich und eine feierlichere Stimmung habe ich selten bei einer so großen Versammlung gesehen. Felixens C-Dur-Trompeten-Ouvertüre, vortrefflich ausgeführt, eröffnete das Fest. Dann folgte eine von T. gehaltene, dreiviertel Stunden lange und ein Säkulum dauernde Rede. Fast nie sah ich eine freudigere Bewegung im Publikum, als da er von Dürers nahendem Tode sprach, ein Gemurmel des Beifalls erhob sich im Volk und als er nun wirklich endlich schloß, fuhr alles wie toll von seinen Sitzen auf. Dann folgte die Kantate, die gute fünfviertel Stunde dauerte. Die Solos wurden von der Milder, Stümer, der Türrschmiedt und Devrient gesungen, alles gelang so vollkommen und die Aufnahme war so erfreulich,

daß ich mich keiner angenehmeren Stunden erinnere. Gegen drei Uhr schloß die Feicr und gegen vier begann ein Diner von etwa 200 Personen, größtenteils Künstler, Gelehrte und höhere Beamte, wo wir als Gäste des Direktors und Tischpräsidenten Schadow geladen waren. Wieviel Ehre und Freude Felix von bekannten und unbekannten bedeutenden Leuten widerfuhr, kann ich Ihnen gar nicht erzählen, aber das muß ich hinzufügen, daß er gegen Ende der Mahlzeit von Zelter und Schadow bei der Hand genommen, von letzterem herzlich angeredet und feierlich zum Ehrenmitgliede des Künstlervereins proklamiert wurde, wovon er das Diplom bekam. Zugleich ward seine Gesundheit ausgebracht und lebhaft aufgenommen. Gestern verging uns der ganze Tag mit Annahme von Gratulationsbesuchen. Am meisten freut es mich, daß er selbst so sehr erfreut über diesen Tag und empfänglicher für die ihm erwiesenen Ehren als wohl sonst war. Ich versichere Sie, er wird alle Tage vortrefflicher und liebenswürdiger, und es ist kein schwesterliches Vor-, sondern ein unparteiisches Urteil. Schließlich bitte ich Sie, niemandem, weder Bekannt noch Unbekannt, aus meiner Erzählung mitzuteilen, teils wird mir niemand (Sie auch nicht) die nötige Unbefangenheit zutrauen und teils würde Felix brummen, wenn er wüßte, daß ich so viel von ihm geschrieben habe. — —

Schließlich muß ich Ihnen noch sagen, daß wir uns sehr nach Ihnen sehnen — ach! Herr Klingemann, wer rezensiert denn unsere Stickereien, unsere neuen Kleider, unsere Hüte? Wer kommt im Vorbeigehen heran und plaudert ein halbes Stündchen? Wer versteht Unsinn und weiß, wie es einem anderen ehrlichen Menschen zumut ist? Alle diese unschätzbaren Eigenschaften nebst Ihrer löblichen Handhabung der deutschen Sprache müssen nun in London verkommen." —

Dieselbe an denselben.

18. Juni 1828.

„Ein gelind herabtröpfelnder Regen aus weicher, warmer Luft, ein frischgrüner Rasenplatz, von einem dichten Kranz herrlichst blühender Rosen umzogen (eine Riesenerdbeere, die Paul mir eben in den Mund steckt), Frühling von innen und außen, Humor und freundlichstes Gedenken der Abwesenden, das sind etwa die Grundzüge unseres Heut. Sie haben also auch eine Fußreise gemacht, lieber Klingemann? Nicht spottend frag' ich das, sondern wahrhaft erfreut, daß Sie, das steinkohlene London auf Augenblicke hinter sich lassend, einmal geatmet haben, vielleicht gar frische Luft und Flieder. Der unsrige war schön, Maiblumen und Veilchen in stolzer Fülle, jetzt treiben die roten Sommerkinder, Rosen und Erdbeeren, ihr Wesen und wetteifern im Glühen und Duften. Der Sommer ist doch schön!

Unsere Pfingsttage waren so beschaffen: Paul hatte sich mit sieben Schulgenossen und einem Lehrer zu einer Fußwanderung nach Neustadt-Eberswalde in fabriklicher und eisenkupfer- und messinghämmerlicher Rücksicht engagiert, aber der Magistrat (durch Vater bei dieser Gelegenheit repräsentiert), der den Lehrer nicht kannte und gerne der Aufsicht eine Aufsicht stellen wollte (erkennen Sie daran Ihre Preußen?), beorderte Felix zu diesem ebenso hohen als geheimen Posten, der denn auch pflichtschuldigst den unüberwindlichsten Wunsch äußerte, sich der technologischen Jugend anzuschließen; aber auch nicht gesonnen, sich drei bis vier Tage lang grausam zu ennüyieren, beordert er wiederum drei Freunde, ihm insgeheim zu folgen und ihn zufällig drüben zu treffen. Arend und Droysen nehmen wirklich einen Wagen und bereden den kleinen David

mitzufahren, der läuft abends um elf mit Droysen zu Blume, zu Stegmayern und schafft sich Urlaub, das Geld — so kurz vor dem Ersten etwas knapp — wird gepumpt, und die lustigen Brüder treffen kurz nach der Fußgesellschaft drüben ein, man schwimmt, man fährt, geht, reitet, sieht, David phantasiert allen Hämmern auf der Geige vor, man vertilgt für sechzehn Taler Bierkalteschale (eine Wahrheit, die ich heut' noch nicht fasse), und indessen hat Vater hier das kalte Fieber, wie fast alle Menschen, aber leicht und kurz und, als die Jünglinge nach acht Tagen ermüdet vom Pläsir nach Hause kamen, war es bereits vorüber. Was werden Sie aber sagen, daß am vorigen Sonntag die Frl. M.'s hier waren, daß wir spät im Garten umhergingen und unter 1826 Seufzern des Jahres 1826 dachten (eine Jünglingsschar folgte in unbedeutender Entfernung) und daß wir plötzlich, wie von heiligem Erinnerungswahnsinn ergriffen, dem Redaktionsplatz zueilten, um die Redaktionspappelweide einen Kreis schlossen (wir konnten's mühsam) und nun feierlich dreimal riefen: Klingemann! Klingemann!! Klingemann!!! Es war schön, Ihnen hätt' es gewiß gefallen.

Warum wir Ihnen von Börnes Hiersein nichts sagten? Weil in der Gotteswelt nichts von ihm zu sagen ist. Wir waren oft der Meinung, daß irgend ein Quidam diesen hübschen Namen angezogen und damit in die Welt gegangen. Dies ist nicht etwa ein Urteil nach einmaligem Sehen — wir haben ihn lange hier gehabt, und allein, mit andern Leuten, mittags, abends und in allen Beleuchtungen kennen gelernt, und nie hat er sich verleugnet als ein kleiner, schwerhörender und schwerer begreifender Mann, dem die einfachsten Dinge fremd und neu sind, der sich wie der gemeine Haufen der Frankfurter wundert, daß die Berliner auf den Hinterfüßen stehen und mit den Vorderpfoten

essen, und daß die Bäume wirklich hier auch grün werden, nachdem der Schnee wirklich auch weiß war, der mir eines Tages ein Buch vorlegte und mich die Zahl 10 430 aussprechen ließ, und als ich nun, irgend eine Rechenaufgabe erwartend, ängstlich schwieg, die Prüfung beendet und sich verwundert erklärte, daß ich eine fünfstellige Zahl aussprechen könne. Nie haben wir irgend ein bemerkenswertes Wort von ihm gehört, nie auch nur einen Funken, einen Blitz oder Blick bemerkt, der ihn als bedeutenden Mann bezeichnet hätte. —

In Deutschland sind merkwürdige Dinge ans Tageslicht getreten, der zweite Teil zu Faust, sich unmittelbar an den ersten schließend. Da ich es erst einmal und schnell gelesen, so entsage ich jeder näheren Bezeichnung und füge bloß hinzu, daß es sich im Ton und Geist bei weitem mehr dem alten Faust nähert, als Helena, die Sie vielleicht auch noch nicht gelesen haben? Leider sind die Sachen nicht einzeln zu haben und die Subskribenten zur großen Ausgabe haben erst jetzt die erste Lieferung erhalten, während von der kleinen schon drei erschienen sind. Der neue Faust ist ebenfalls Fragment und schließt mit der Andeutung: ‚ist fortzusetzen' — ich bin auch überzeugt, daß er am Faust schreiben wird, so lange er lebt, und lang wird er leben, davon bin ich ebenfalls überzeugt. Dieser ist bestimmt, das Los eines Menschen nach jeder Richtung hin aufs vollkommenste zu erfüllen, und da er nicht vor dem Werther gestorben ist, kann ihm das höchste mögliche Alter nicht entgehen. Aber nun hören Sie eine Nachricht, die mich so lange zu lachen gemacht hat, als ich sie nicht glaubte:

Holtey hat Goethes Faust für das Königstädter Theater bearbeitet.
H. Rösicke: Mephistopheles.

Es ist aber wahr! — Wenn Sie ausgestaunt haben, will ich weiter erzählen. Goethe in seiner jetzigen recht königlichen und weisen Milde und Erhabenheit hat selbst seine Einwilligung gegeben. Ich behaupte, er habe bei Holteys Antrag nach seiner Weise freundlich in den Bart brummend gesagt: ‚Nu — nu —' und hierauf habe Holtey entzückt seine Hand ergriffen und mit Enthusiasmus geschrien: ‚Ich verstehe Sie und danke Ihnen' — und siehe da, der alte König war zu stolz, das absichtliche Mißverständnis zu heben, denn er dachte: ‚Bringt Ihr mich wohin Ihr wollt, herunterbringen könnt Ihr mich nicht und aufbringen auch nicht mehr, bringt mich also aufs Königsstädter Theater.' O Spott der Hölle! O Ironie des Schicksals!! In unserm Hause, wo, wie Sie wissen, jede unschuldige Wettermeinung hartnäckige Parteikämpfe ins Leben ruft, finden sich alle Nuancen der Beurteilung, denn von Mutter an, die für Holtey und jene Bühne eingenommen, lobt und sich freut, bei Vater vorbei, der ebenfalls für Holtey eingenommen, gelinde mißbilligt, bis zu uns herunter, die wir, nicht für Holtey eingenommen, aber nicht aus Antipathie, empört schreien, findet und empfindet jeder anders. Sobald das Verbrechen wirklich begangen worden, sollen Sie das Nähere erfahren.

Ihre englischen musikalischen Nachrichten sind ja unbezahlbar. Von allem, was Sie vierhändig zu besitzen wünschen, existiert noch nichts so, wer weiß aber, vielleicht nehme ich mir einmal viele Muße und mache Ihnen die Ouvertüre zum Sommernachtstraum; so lieb wie eine Börse oder Brieftasche würde es Ihnen wohl auch sein. Felix schreibt ein großes Instrumentalstück ‚Meeresstille und glückliche Fahrt' nach Goethe. Es wird sehr seiner würdig. Er hat eine Ouverture mit Introduktion vermeiden wollen und das Ganze in zwei nebeneinanderstehenden Bildern gehalten."

Dieselbe an denselben.

12. Septbr. 28.

„— — Apropos Königstadt etsch! Herr Klingemann, ich schabe Ihnen Rübchen mit dem Finger, Goethe hat sich den Faust verbeten, und es ist nicht mehr davon die Rede. Diesmal hat also ‚die Jugend, die leicht liebende und zürnende‘, recht behalten. — —

D. 15ten. Einen ganzen Sack voll Neuigkeiten habe ich wieder über Sie auszuschütten: Erinnern Sie sich noch aus der präadamitischen Zeit Ihres Aufenthalts in Deutschland einer sich jährlich an einem anderen Orte versammelnden Gesellschaft von Ärzten und Naturforschern? Dieses Jahr haben sie ihren Sitz in Berlin aufgeschlagen, Humboldt ist ihr Präsident, Lichtenstein ihr Sekretär und ihre Existenz das Gespräch des Tages. Dies ist aber noch nicht alles. Humboldt, der Kosmopolit, der großsinnigste, liebenswürdigste, gelehrteste Hofmann seiner Zeit, gibt ihnen ein Fest, wie es gewiß diese Stadt noch nicht gesehen hat. Das Lokal ist der Konzertsaal, der Gäste 700, unter ihnen der König, sechs Studenten, drei Primaner von jeder höhern Schule, sämtliche Schuldirektoren, sämtliche Naturforscher et le reste. Felix ist ersucht worden, zu ihrem Empfange eine Kantate zu schreiben (Sie sehen, er kommt in Mode), und Rellstab, der glücklicherweise eben zur rechten Zeit aus Spandau zurückkam, hat gedichtet. Da das Naturforscher-Paradies ein frauenleeres, mahomedsches ist, so besteht der Chor nur aus den besten Männerstimmen hiesiger Residenz und da Humboldt, kein starker Musiker, seine Komponisten auf eine geringe Personenzahl beschränkt hat, so hat das Orchester eine kuriose Figur bekommen; es agieren nämlich nur Bässe und Cellos, Trompeten, Hörner und Klarinetten. Gestern ist eine

kleine Probe gehalten worden, und die Sache soll von gutem Effekt sein. Das Ärgerliche dabei ist nur, daß wir nicht dabei sind. Sie können sich gar nicht denken, was bei dieser Gelegenheit hier für ein komisches Gemisch von Krähwinkelei und Großstädterei zum Vorschein kommt. Die ganze Anlage, die Aufnahme der fremden forschenden Gäste, die Vereinigung großer Namen zu einem (wenn immerhin auch nur geselligen) Zweck ist unleugbar grandios, nun weiß, verbreitet und erforscht aber jedermann, wieviel Beyermann für die genannte Summe liefert, was Humboldt die Aufnahme seiner Gäste kostet und wie die Erfrischungen beschaffen sein werden, die man von Conradi zu erwarten hat und ‚die Jugend' ärgert sich jedesmal, wenn diese Miseren zur Sprache kommen."

Dieselbe an denselben.

„— — Was übrigens Ihre Gratulation zu meinem Geburtstage betrifft, so haben Sie vielen Dank dafür, die Reime waren ein wahres Gedicht. Man hat ihn mir sehr angenehm gemacht, diesen Geburtstag, und ich kann nicht leugnen, daß ich am Abend ganz ermattet war von vielem Besuchempfangen und Reden und Danken. Felix hat mir dreierlei gegeben, ein Stück in mein Stammbuch, ein ‚Lied ohne Worte', wie er in neuerer Zeit einige sehr schön gemacht hat, ein anderes Klavierstück, vor kurzem komponiert und mir schon bekannt, und ein großes Werk, ein vierchöriges Stück Antiphona et Responsorium, über die Worte Hora est, jam nos de somno surgere usw. Die Akademie wird es aufführen. Ich gebe gar gern Ihrer Aufforderung nach, mich über Felixens Arbeiten näher zu äußern, obgleich das nicht so leicht ist, wie es wohl aussieht. Im Ganzen genommen wird er wohl unleugbar mit jedem Werk klarer und tiefer. Seine Rich-

tung befestigt sich immer mehr und er geht bestimmt einem selbst gesteckten, ihm klar bewußten Ziel entgegen, welches ich mit Worten nicht deutlich zu bezeichnen wüßte, vielleicht weil sich überhaupt eine Kunstidee nicht wohl in Worte kleiden läßt, denn sonst würde Wortpoesie die einzige Kunst sein, vielleicht auch weil ich mehr mit Augen der Liebe seinen Schritten folgen, als auf Flügeln des Geistes ihm vorangehen und sein Ziel ersehen kann. Aller seiner Mittel ist er vollkommen mächtig, und so erweitert er von Tage zu Tage sein Gebiet, als Feldherr die ihm zu Gebote stehende Gesamtheit der Kunstmittel beherrschend.

D. 27ten Dezember. Weihnachten ist vorübergegangen, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, zur Fortsetzung unserer Unterhaltung zu gelangen. Unsere Arbeiten, zwar sehr früh angefangen, aber auch weit ausgedehnter als gewöhnlich, häuften sich sehr am Ende, und alle Zeit mußte angewendet werden, sie fertig zu schaffen. Dazu kommt, daß wir Frauenzimmer, unsern Beschäftigungen zufolge, weit länger als die Männer an diese Weihnachtszeit gefesselt, uns mit wirklich kindischem Sinn so darin gebannt fühlen, daß wir wirklich in der letzten Zeit vorher keine andere Bestimmung kennen als stickerliche. Ich bin wenigstens erst in den Feiertagen gewahr geworden, daß es andre Instrumente gibt, als Nadeln und andre Fäden als seidene. Hätten Sie aber auch unsre Meisterwerke gesehen, wir haben eine Decke gearbeitet, die uns viele Bewunderung zugezogen hat, und Sie würden gewiß Ihren Brill mehr als einmal in Bewegung gesetzt haben, um uns bei der Arbeit zuzusehen. Unser Weihnachtsabend war äußerst angenehm und belebt; da unser Haus, wie Sie wissen, nicht lange ohne junge Garde bestehen kann und die belebende Anwesenheit der Brüder immer neue Jugend anzieht, so ist auch

jetzt die Zahl wieder voll, und zwar ist die diesjährige Generation gar nicht zu schelten, sie ist geistreich und lebendig im höchsten Grade. Gans steht als General und beliebter Protektor der jüngeren Leute oben an. Er ist ein Mensch von Geist und Wissen und ein sehr belebendes Prinzip, seine unzähligen Ungeschliffenheiten suchen wir Schwestern ihm einigermaßen abzugewöhnen, wenn er's nur nicht immer wieder vergäße, den guten Willen, sich zu bessern, hat er wirklich. Neulich auf einem (beiläufig gesagt, sehr hübschen) Diner bei den Breslauer Mendelssohns war er mein Nachbar und bediente mich mit vieler Artigkeit, als aber die Kirschen kamen, fuhr er mit der ganzen Hand hinein und frug: ‚Befehlen Sie?‘ Sie dankten aber.

Gans gegenüber steht der sehr hübsche und liebenswürdige, lebenslustige, studentenhafte, gelehrte Professor der Mathematik Dirichlet, mit dem sich Gans zu prügeln, oder auf gut Deutsch, zu balgen pflegt, wie ein Schuljunge. Unter dem Nachwuchs nenne ich Ihnen noch den seit zwei Monaten zurückgekehrten Hensel, der, ebenfalls sehr munter, manches zur Belebung beiträgt; daß die Neuhinzukommenden von Ihnen einesteils zu leiden haben, ist keine Frage, da Ihr Name sie beständig wie ein Schatten umschwebt, anderenteils aber freuen sie sich der Teilnahme am Entfernten und hoffen auch einst als solche einer ähnlichen teilhaftig zu werden. Droysen, ein neunzehnjähriger Philolog mit aller Frische und lebendigen, tätigen Teilnahme seines Alters, einem Wissen über sein Alter und einem reinen poetischen Sinn und gesunden, liebenswürdigen Gemüt, für jedes Alter begabt, sagte mir gestern, wie hübsch sich ihm jetzt Ihr Bild gerundet. Ich forsche diesem nach und erfahre, daß er Sie sich ungefähr wie Rietz denkt!! Nur daß dessen trockener Ernst auf Ihrem Gesicht zu trockener

Komik erwächst. Ich mußte laut auflachen und entwarf ihm nun ein möglichst lebhaftes Bild Ihres Äußeren, welches nächstens noch durch einige Mitteilungen gehoben werden soll. — Diese und noch viel mehr junge Leute waren am Weihnachtsabend hier. Felix hatte denselben Tag eine allerliebste Kindersymphonie*) komponiert, die zu allgemeinem Spaß zweimal gespielt wurde, ein großer Baumkuchen, den Dirichlet zum Geschenk erhielt (er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber davon) und der als Dame maskiert ihm erst eine Liebeserklärung überreichte, lieferte ebenfalls zu tausend Scherzen den Stoff.

Felix hat viel und mancherlei Arbeiten vor: Er bearbeitet für die Akademie Acis und Galatea, eine Händelsche Kantate, dafür singt die Akademie ihm und Devrient die Passion, die im Laufe des Winters zu einem wohltätigen Zweck (daß der Zweck hier Mittel ist und das Mittel Zweck, begreifen Sie) aufgeführt werden soll. Zugleich erscheint das Werk bei Schlesinger, eine Anzahl Platten ist schon fertig, und wird das Jahr 1829 wohl Epoche in der Geschichte der Musik machen. Felix hat sich noch eine Reihe von Arbeiten bis zu seiner Abreise vorgesetzt, diese wird im frühen Frühling stattfinden, und dann wird's nicht hübsch in der Welt aussehn für mich." —

Wilhelm Hensel war im Oktober 1828 aus Italien zurückgekehrt. Es war zwischen ihm und Fanny ein eigentümliches Verhältnis: Als junge Leute von 28 und 17 Jahren hatten sie sich kennen und lieben gelernt. Darauf war eine Pause von fünf Jahren eingetreten, während der die mächtigsten und verschiedensten Bildungselemente auf beide einwirkten und jede

*) Felix hat demnach — siehe S. 206 — zwei Kindersymphonien komponiert. Nur die eine hat sich erhalten, von der zweiten war keine Spur aufzufinden.

direkte Mitteilung zwischen ihnen untersagt war. Er hatte die Zeit im sonnigen Süden im Anschauen und in der Nachbildung des Höchsten, was in seiner Kunst geschaffen worden, zugebracht; sie war in dem belebtesten, geistig angeregtesten Familienkreise vom Kinde herangereift zur Jungfrau. Nun fanden sie sich wieder: der Mann von dreiunddreißig Jahren, das Mädchen von zweiundzwanzig, — sie waren doch himmelweit verschieden von den Wesen, die sich fünf Jahr vorher getrennt hatten; dieselben nur in ihrer Liebe und in ihrem Entschluß, den Vereinigungspunkt für ihre verschiedenen Naturen zu finden. Er, ein auf dem Höhepunkt des Lebens stehender, gereifter Mann, dem die besten Jugendjahre schon dahingeflossen waren, jetzt andringend, mit dem Wunsch des langersehnten Besitzes; sie, schüchtern, anfangs wohl scheu über den ihr wieder ungewohnten und fremd gewordenen Mann, sich zurückziehend in den geliebten Kreis der Eltern, Geschwister, Freunde. Die Eltern, wohl fühlend, daß der Entscheidungsmoment nahe, daß sie bald die Tochter nicht mehr allein besitzen würden, dem Fremden vielleicht nicht ganz freundlich begegnend; der Kreis der Freunde, den Bruder an der Spitze, zuerst mit der, solch harmonisch geschlossenem Kreise eigenen Exklusivität sich wehrend gegen den Eindringling, der die Hand ausstreckte nach einem Besitz, den sich wohl mancher der Genossen selbst gewünscht haben mochte. Und es waren doch auch auf beiden Seiten Fehler zu überwinden. Hensel war anfangs eifersüchtig in hohem Grade, eifersüchtig auf alles, Eltern, Geschwister, Freunde, Bekannte, ja auf Fannys Kunst selbst. Er kam fremd in einen Kreis, der, wie es wohl immer zu geschehen pflegt, mannigfache, ernsthafte und scherzhafte Beziehungen hatte und von diesen in einer, dem Uneingeweihten unverständlichen Koteriesprache redete.

Dagegen ist der Fremde intolerant, er fühlt sich geniert und beengt, er findet manchen Witz fade und kann sich in den Gedankengang nicht fügen. Dem Kreise nun wieder kommt der Fremde steif und hölzern vor, exklusiv schließt er sich gegen ein neues, ungewohntes Element ab, mancher witzige Pfeil wird abgeschossen, den der Eindringling nicht abwehren kann, weil er die Spitze erst fühlt, wenn sie längst getroffen. Fanny dagegen war ab und zu launenhaft, sie konnte sich ihrerseits nicht gleich in den ihr fremden, alles gar zu ernst und schwer nehmenden Gedankengang des Mannes finden und mochte wohl manchmal mit einem Scherz abgetan glauben, was ihm ernst war. Auf den sonnigen Höhen eines sorgenfreien Lebens war sie gewandelt, er hatte im harten Kampf um das Dasein gedarbt. Und in angeborener Bescheidenheit, in Geringschätzung des eigenen Wertes, allerdings auch in Unkenntnis der felsenfesten unerschütterlichen Zuverlässigkeit von Fannys Natur fürchtete er doch, es möchte unter den andern, glänzenderen jungen Leuten des Mendelssohnschen Hauses, in den langen fünf Jahren der Abwesenheit, ihn der eine oder der andere aus ihrem Herzen verdrängt haben, und argwöhnischen Blickes musterte er anfangs den ganzen Kreis. Aber das dauerte doch nicht lange. Sie hatten beide den ernsten Willen, sich gegenseitig zu verstehen und das half über alles hinweg, beiden war es um volle Wahrheit, um dauerhafte Aufstellung eines guten Verhältnisses zu tun, nicht um Vertuschung und äußeren Schein. Rührend schön sind Fannys Brautbriefe, die ein günstiges Geschick ihrem Sohn aufbewahrt hat, die aber leider der Öffentlichkeit vorenthalten bleiben müssen. Täglich morgens kam Hensels Diener und brachte und holte ein Zettelchen des Grußes, oft ernsten Inhaltes; die ganzen Kämpfe zweier gewissenhaften Naturen spie-

geln sich darin wider. — Nur ihre Briefe sind erhalten: den Bruder hält sie der anfänglichen Eifersucht gegenüber unerschütterlich fest, aber den Freundeskreis, selbst die Kunst ist sie bereit aufzugeben. Oft wird sie durch die Gegenwart gestört, aber sobald sie allein ist, in der Stille der Nacht, nur dem ideellen Bild des Geliebten gegenüber, wie sie gewohnt ist, es anzuschauen aus den Trennungsjahren her, findet sie sich sofort zurecht, und allmählich gelingt es ihr, Bild und Wirklichkeit in einen Gesichtspunkt zu bringen. Jenen Brief ihres Vaters hat sie fest im Auge, der ihr die Hausfrau als den einzigen Beruf des Mädchens aufgestellt hatte, und sie arbeitet emsig daran, sich mit Hinblick auf den Mann ihrer Wahl dazu zu bilden. Ernstes Studium seiner Natur, unzweifelhafte Verpflichtung der Frau, in dieselbe einzugehen, dabei aber kein weichliches Nachgeben in Dingen, die sie nicht für recht und gut erkennen konnte; stete Arbeit an der Lebensaufgabe: aus zwei Naturen ein harmonisches Ganzes zu bilden und dieses Ganze im Zusammenhang mit den übrigen zu erhalten, — die Erfüllung dieser Pflicht klingt aus allen diesen Brautbriefen, zieht sich wie ein roter Faden durch dieselben. Und so hat sie es erreicht, daß er, der anfangs sie mit Ausschluß der ganzen übrigen Welt allein besitzen wollte, die Berechtigung der andern Beziehungen gelten ließ und selbst als geliebtes und von ihr über alles geliebtes Mitglied in den Kreis eintrat.

Aber auch Hensel arbeitete in seiner Weise ebenso eifrig daran. Zwar von seinen Briefen ist aus der Brautzeit, wie schon erwähnt, nichts erhalten; doch hat der Erfolg bewiesen, daß er in der Ehe mindestens ebensoviel von seiner Natur aufgegeben hat, als Fanny von der ihrigen. Er erkannte ihre hohen und edeln Eigenschaften vollkommen an und ließ sie ungestört walten. Auch aktiv beteiligte er sich an der Arbeit;

und auch hier wieder war es, wie während des italienischen Aufenthalts, seine Kunst, die die Brücke wurde und Bresche für ihn schoß in aller Herzen. Hauptsächlich wirkte dazu Felixens Porträt, das allen sehr gefiel, und das jetzt, wo Felix selbst im Begriff stand, das Vaterhaus zu verlassen, doppelten Wert hatte. Fanny schreibt in ihrem Tagebuch, das seit dem ersten Januar 1829 bis zu ihrem Tode vollständig vorliegt und von jetzt ab Hauptquelle der Darstellung ist: „Hensel brachte die Skizze von Felix' Bilde mit, die sehr hell und schön und prächtig aufgefaßt ist. Felix selbst ist ganz entzückt davon und ich finde, daß er seit diesem Bilde ganz anders gegen Hensel ist." —

Hatte Hensel durch dies Bild abermals bewiesen, was er im Ernst zu leisten vermöchte, so zeigte er sich durch eine kleine Zeichnung dem im Mendelssohnschen Kreis herrschenden witzigen Koterieton vollständig gewachsen. Dieselbe ist zu charakteristisch, um nicht einige Augenblicke dabei zu verweilen. Sie heißt „das Rad", so nannten nämlich die Eingeweihten den ganzen Kreis nächster Freunde. Diesen Gedanken faßte der Künstler auf und stellte nun die ganze Gesellschaft als ein wirkliches Rad dar: die Nabe, um die sich alles dreht, ist Felix in schottischem Kostüm, wegen der englischen Reise, und Musik machend, der die Delphinen lauschen, ein zweiter Arion. Die Speichen des Rades sind Fanny und Rebecka, beide umschlungen mit dem Notenblatt in der Hand und unten in Fischottern endigend (so nannte Felix die Schwestern), und eine große Anzahl von Personen aus dem Freundschaftskreise paarweise mit allen möglichen Koteriebezeichnungen in Tracht und Attributen. So steht das Rad in sich fest geschlossen, abgeschlossen gegen die Außenwelt, alles auf sich bezogen. Von außen aber, gewissermaßen als Ixion auf das Rad geflochten, gefesselt an

einer Kette, deren Ende Fanny hält, ist ein Fremder, im Begriff, sich in das Rad hineinzuschwingen, Hensel selbst. Diese reizend erdachte und reizend ausgeführte kleine Symbolik der Vorgänge des Jahres 1829 verfehlte denn auch ihren Zweck nicht. Das Rad öffnete sich und nahm Wilhelm Hensel auf.

Die Verlobung erfolgte am 22. Januar 1829, und die Brautschaft und Felixens bevorstehende Abreise waren in der nächsten Zeit die hellen und dunklen Fäden, aus denen sich das Gewebe der Tage zusammensetzte. Gleich nach der Verlobung fingen die Proben der Matthäus-Passion von Sebastian Bach an, deren Aufführung Felixens glänzender Abschied von Berlin wurde. Es war jener Zeit in den tiefsten Meisterwerken von Bach und Beethoven ein noch fast vollständig unbekannter Schatz vermacht worden. Aber gerade damals fingen die besten musikalischen Köpfe an, inne zu werden, daß für die Hebung dieses Schatzes etwas geschehen müsse, daß dies die vielleicht größte musikalische Aufgabe der Zeit sein werde. Wie sie in den Mendelssohnschen Kreisen gewürdigt wurde, konnten wir schon aus Äußerungen Fannys in den Briefen an Klingemann sehen; Felix hat an dieser Aufgabe, neben eigenem Schaffen, sein ganzes Leben lang ernst und gewissenhaft gearbeitet, und wenn Beethoven und Bach jetzt Gemeingut der deutschen Nation sind, so ist dies zu einem guten Teil ihm zuzuschreiben. Diesmal handelt es sich, wie gesagt, um die Passionsmusik, und Fanny berichtet darüber an Klingemann in folgendem Brief, dem einige wenige Züge aus dem Tagebuch eingeflochten sind:

Berlin, 22. März 29.

„— — Felix schicken wir Ihnen nun bald, er hat sich ein schönes Gedächtnis hier gestiftet durch zwei-

malige überfüllte Aufführung der Passion zum Besten der Armen. Was wir uns alle so im Hintergrunde der Zeiten als Möglichkeit geträumt haben, ist jetzt wahr und wirklich, die Passion ist ins öffentliche Leben getreten und Eigentum der Gemüter geworden. Indem ich Ihnen davon weiter erzählen will, schiebt sich mir Felixens Reise vor, und die wird wiederum verdrängt durch meine Brautschaft, und in diesem Zirkel von Begebenheiten würde ich keinen Anfang zu finden wissen, wenn ich nicht aufs Geratewohl hineingriffe und sagte: Ihr voriger Brief, in dem Sie so viel, ahnungslos und unbefangen, von den Miseren und Lächerlichkeiten des Brautstandes erzählen, hat uns ungemein ergötzt, und ich versichere Sie, wir haben uns nicht im mindesten getroffen gefühlt. Sie können sich darauf verlassen, daß wir zu den besseren unseres (Braut-)Standes gehören und daß andere Leute dabei bestehen können. Fragen Sie nur meine Geschwister. Ich finde es übrigens gar nicht schwer, äußerlich heiter zu sein, wenn man innerlich vergnügt ist und sich bei irgend einer Gelegenheit schicklich zu betragen, wenn man eine leidliche Erziehung genossen hat, und ich bleibe dabei, die aus ‚Gefühl‘ unausstehlichen Brautpaare begreife ich nicht. Übrigens kann und will ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Briefe Ihnen Hensel gewonnen haben, der Sie vorher wie die meisten Ihrer entfernten Bekannten nicht kannte. Schließlich und letztens danke ich Ihnen, sich in die Reihe meiner Freundinnen gestellt zu haben, und beteure Ihnen, daß an der Sache nichts geändert wird, wie Ihnen vorläufig meine rasche Antwort beweisen mag. Mein Gedächtnis, so tot für Erlerntes, ist unerschütterlich für Erlebtes und alle Freunde und Genossen einer frischen Jugendzeit sollen wahrlich durch keine Verhältnisse und Verhängnisse daraus verdrängt werden. Zudem wird

unsre Korrespondenz jetzt durch Felixens Aufenthalt dort einen neuen Schwung erhalten, und somit gebe ich Ihnen zu bedenken, welcher breite Schattenstreif in die Sonnenseite meiner Brautzeit fällt. Ich weiß, Sie lieben ihn für sich und ihn, lieben Sie ihn aber noch mehr, da er dort niemand hat, der ihn sonst liebte und Sie der erste und letzte sind, der sich ihm und vor dem er sich zeigen darf und wird. Bereiten Sie ihm manche ruhige Stunde, in der er alte Jahre und neue Augenblicke und tönende Ahnungen künftiger Stunden ausbreite, und lenken Sie das Gespräch oft auf uns, oder vielmehr lenken Sie es nicht ab, denn er wird oft genug mit dem Herzen und einem eigentümlichen, feuchtglänzenden Blick bei uns sein. Zur Stunde weiß ich noch nicht, wie es sein wird, wenn er fort ist, aber öde und stumm denke ich mir's und ich würde mich vor meinem ganzen früheren Leben schämen, wenn Braut- und Ehestand mich gegen diese Leere schützen könnten. Hegen und pflegen Sie ihn (geistig) und lassen Sie ihn für so viele warme Herzen, die er verläßt, eins wiederfinden. — Und nun verzeihen Sie mir, daß ich so weich vor Ihnen geworden, oder vielmehr, daß ich's so gerade herausgesagt, denn Sie sind's wohl nicht weniger, aber ironischer. Ein schönes Andenken, was wir von ihm hierbehalten, ist sein Bild von Hensel, Lebensgröße, Kniestück; die Ähnlichkeit vollkommen, wie man sie nur wünschen kann, ein wirklich erfreuliches, liebenswürdiges Bild. Er sitzt auf einer Gartenbank, (der Hintergrund eine Fliederpartie aus unserm Garten), den rechten Arm über die Lehne gelegt, den linken auf dem Schoß, mit erhobenen Fingern; dem Ausdruck des Gesichts und der Bewegung der Hände zufolge komponiert er. — Von der Passion also:

Felix und Devrient sprachen schon lange von der Möglichkeit einer Aufführung, aber der Plan hatte

nicht Form noch Gestalt, an einem Abend bei uns gewann er beides, und den Tag darauf wanderten die Zwei in neugekauften gelben Handschuhen (worauf sie sehr viel Gewicht legten) zu den Vorstehern der Akademie. Sie traten leise auf und fragten bescheidentlich, ob man ihnen zu einem wohltätigen Zweck wohl den Saal überlassen würde? Sie wollten alsdann, da die Musik wahrscheinlich sehr gefallen würde, eine zweite Aufführung zugunsten der Akademie veranstalten.

Aber die Herren bedankten sich höflich und zogen vor, ein gewisses Honorar von fünfzig Talern zu nehmen und den Konzertgebern die Verfügung über die Einnahmen anheim zu stellen. Beiläufig gesagt, kauen sie noch heut an der Antwort. Zelter hatte nichts dawider einzuwenden, und so begannen die Proben am folgenden Freitag. Felix ging die ganze Partitur durch, machte einige wenige zweckmäßige Abkürzungen und instrumentierte das einzige Rezitativ: ‚Der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke‘. — Sonst ward alles unberührt gelassen. Die Leute staunten, gafften, bewunderten, und als nach einigen Wochen die Proben auf der Akademie selbst begannen, da zogen sie erst die längsten Gesichter vor Staunen, daß solch ein Werk existierte, wovon sie, die Berliner Akademisten, nichts wußten. Als das begriffen war, fingen sie mit wahrem und warmem Interesse an zu studieren. Die Sache selbst, das Neue, Unerhörte der Form interessierte, der Stoff war allgemein ansprechend und verständlich, Devrient trug die Rezitative wunderschön vor; wie alle Sänger schon von den ersten Proben an ergriffen waren und mit ganzer Seele an das Werk gingen, wie sich die Liebe und Lust bei jeder Probe steigerte und wie jedes neu hinzutretende Element, Sologesang, dann Orchester, immer von neuem entzückte und erstaunte, wie herrlich Felix

einstudierte und die früheren Proben am Fortepiano von einem Ende zum andern auswendig akkompagnierte, das sind lauter unvergeßliche Momente. Zelter, der in den ersten Proben mitgewirkt hatte, zog sich nach und nach zurück und nahm in den späteren Proben, sowie in den Aufführungen mit musterhafter Resignation seinen Sitz unter den Hörern. Nun verbreitete sich durch die Akademie selbst ein so günstiges Urteil über die Musik, das Interesse ward in jeder Beziehung und durch alle Stände hindurch so lebhaft angeregt, daß den Tag nach der ersten Ankündigung des Konzerts alle Billetts vergriffen waren und in den letzten Tagen über tausend Menschen zurückgehen mußten. Mittwoch, den zehnten März*) war die erste Aufführung, die man, unbedeutende Versehen der Solosänger abgerechnet, durchaus gelungen nennen konnte. Wir waren die Ersten auf dem Orchester; gleich nach Öffnung der Türen stürzten die Menschen, die schon lange gewartet hatten, hinein und der Saal war in weniger als einer Viertelstunde voll. Ich saß an der Ecke, daß ich Felix genau sehen konnte und hatte die stärksten Altstimmen neben mich genommen. Die Chöre waren von einem Feuer, einer schlagenden Kraft und wiederum von einer rührenden Zartheit, wie ich sie nie gehört, außer bei der zweiten Aufführung, wo sie sich selbst übertrafen. In der Voraussetzung, daß Ihnen die dramatische Form noch erinnerlich ist, schicke ich Ihnen ein Textbuch mit, wobei ich bemerke, daß Stümer die Erzählung des Evangelisten, Devrient die Worte Jesu, Bader den Petrus, Busolt den Hohenpriester und Pilatus und Weppler den Judas sang. Die Schätzel, Milder und Türrschmiedt sangen die Sopran- und Altsolos vortrefflich. — Der überfüllte Saal gab einen Anblick wie eine Kirche, die tiefste Stille, die feierlichste

*) Es war der elfte.

Andacht herrschte in der Versammlung, man hörte nur einzelne unwillkürliche Äußerungen des tieferregten Gefühls; was man so oft mit Unrecht von Unternehmungen dieser Art sagt, kann man hier mit wahrem Recht behaupten, daß ein besonderer Geist, ein allgemeines, höheres Interesse diese Aufführung geleitet habe, und daß ein jeder nach Kräften seine Schuldigkeit, manche aber mehr taten. So Rietz, der das Ausschreiben aller Instrumentalstimmen mit Hilfe seines Bruders und Schwagers übernommen und denen Dreien man nach beendeter Arbeit kein Honorar aufzudringen vermochte; die meisten Sänger wiesen die ihnen zugedachten Freibilletts zurück oder bezahlten sie, so daß im ersten Konzert nur sechs Freibilletts waren (wovon Spontini zwei hatte), im zweiten gar keins. Noch vor der Aufführung war durch die vielen, die unberücksichtigt bleiben mußten, das laute Geschrei um eine Wiederholung ertönt, und die Erwerbschulen hatten sich als Supplikanten gemeldet, allein diesmal war Spontini erwacht und bemühte sich mit der größten Freundlichkeit, die zweite Aufführung zu hintertreiben, Felix und Devrient schlugen dagegen den geradesten Weg ein und verschafften sich Befehle vom Kronprinzen, der sich von Anfang an sehr für das Werk interessiert hatte, und so ward es Sonnabend, den einundzwanzigsten März, an Bachs Geburtstag, wiederholt: dasselbe Gedränge, noch größere Fülle, denn der Vorsaal sogar war eingerichtet und alle Plätze verkauft, ebenso der kleine Probesaal hinter dem Orchester. Die Chöre waren fast noch vortrefflicher als das erstemal, die Instrumente herrlich, nur ein arger Fehler, den die Milder machte, und andre kleinere in den Solostimmen verdarben Felix den Humor, im ganzen kann man aber sagen, daß gute Unternehmungen sich keinen erfreulicheren Erfolg wünschen können. —

— — Heine ist hier und gefällt mir gar nicht; er ziert sich. Wenn er sich gehen ließe, müßte er der liebenswürdigste ungezogene Mensch sein, der je über die Schnur hieb, wenn er sich im Ernst zusammennähme, würde ihm der Ernst auch wohl anstehen, denn er hat ihn, aber er ziert sich sentimental, er ziert sich geziert, spricht ewig von sich und sieht dabei die Menschen an, ob sie ihn ansehen. Sind Ihnen aber Heines Reisebilder aus Italien vorgekommen? Darin sind wieder prächtige Sachen. Wenn man ihn auch zehnmal verachten möchte, so zwingt er einen doch zum elftenmal zu bekennen, er sei ein Dichter, ein Dichter! Wie klingen ihm die Worte, wie spricht ihn die Natur an, wie sie es nur den Dichter tut.

Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen zu danken, daß Sie erst aus meiner Verlobungskarte geschlossen haben, ich sei ein Weib wie andere, ich meinesteils war darüber längst im klaren, ist doch mein Bräutigam auch ein Mann wie andere. Daß man übrigens seine elende Weibsnatur jeden Tag, auf jedem Schritt seines Lebens von den Herren der Schöpfung vorgerückt bekommt, ist ein Punkt, der einen in Wut und somit um die Weiblichkeit bringen könnte, wenn nicht dadurch das Übel ärger würde. —

Hensel fängt jetzt ein lebensgroßes Bild, fast ganze Figur, von Gans an, der, überhaupt halb Mensch und halb Kind oder Wilder, eine unendliche Freude hat, sich auf der Leinewand zu sehen. Er kommt viel zu uns und findet großen Geschmack an Rebecka, der er auch eine griechische Lehrstunde aufgezwungen hat, in der diese beiden gelehrten Personen den Plato lesen. Groteskeres kenne ich nicht. Daß man aus dieser platonischen Verbindung eine reelle macht und sie in der ganzen Stadt versprochen sagt, versteht sich von selbst, es ist aber gar nicht daran zu denken.

Und nun sagen Sie mir, ob je ein plauderhafterer Brief geschrieben ward? Sie wollten in einen Brautbrief keine Zeitungsnachrichten setzen, ich bitte Sie aber, in Ihrem nächsten ein Wort über die Rolle der Katholiken-Emanzipation in der Londoner Gesellschaft zu sagen, davon wissen die Zeitungen nichts. Ich verfolge diese Sache aufmerksam und anteilvoll, was mich aber dabei wie bei aller Politik ennuyiert, ist, daß ich fürchte, es kommt nicht viel dabei heraus; halbe Jahre lang schreien sie und am Ende muß man die Resultate mit der Laterne suchen. Übrigens interessieren einen die Nachrichten doppelt, wenn sie aus einem Lande kommen, wo man einen Freund hat. Ich meinesteils kann nie die Überschrift ‚London' lesen, ohne zu vermuten, daß ich Ihren Namen unter denen der Peers, oder als Bittsteller wider die Katholiken oder auf andre Art lesen werde, und ich traue Ihnen so viel Gefühl zu, daß Sie bei der Lesung der Berliner Zeitung oft erwarten werden, mich als Inhaberin des Roten Adlerordens oder als Hofrat oder Auktionskommissarius figurieren zu sehen." —

In dieser Zeit verkehrte eine große Menge der interessantesten Personen im Mendelssohnschen Hause: außer H. Heine zeigt der Band VIII der Porträtsammlung Hensels noch die wohlgetroffenen Bilder von Paganini, der Milder, des Dichters Ludwig Robert und seiner berühmt schönen Frau Friederike Robert und Hegels; Alexander von Humboldt, der damals sich viel mit Magnetbeobachtungen beschäftigte, hatte hinten im Garten ein eigenes Observatorium wegen der dort herrschenden Stille und Ruhe, und er und Professor Encke waren so fast tägliche und manchmal auch nächtliche Besucher des Gartens, wenn die Beobachtungen es erforderten. — Es gab dabei einmal einige Jahre

später eine sehr komische Szene, die Fanny Hensel folgendermaßen beschreibt: „— — Eine romantische Geschichte, die neulich hier vorgefallen ist, muß ich Euch doch erzählen. Ich höre in der Nacht, daß jemand zu einer Seite der Schlafstube hereintritt und zu der anderen wieder hinausgeht, ich rufe — keine Antwort — Wilhelm wacht auf und schreit: In's drei Teufels Namen, wer ist da? und herein mit bedächtigem Schritt Luise*) tritt und sagt, wie sie schon eine ganze Weile Diebe im Saal höre, sie seien auch mit der Laterne in den Garten gegangen, und sie habe es für ihre Schuldigkeit gehalten, zu wecken, sie habe aber bloß das Mädchen wecken wollen und es sei ihr leid, uns gestört zu haben. Wilhelm steht auf, nimmt die rote Bettdecke um, läßt sich von Luisen in Nachtjacke und Mütze vorleuchten und marschiert mit gezogenem Säbel dem Saal zu. Die Türe wird aufgerissen, und es war auch hohe Zeit, denn eben war der Dieb mit der Laterne im Begriff, nach der Gartenseite zu entweichen. Als er aber Geräusch hört, sieht er sich um, und wie er einen bloßen Säbel erblickt, läuft er fort. Wilhelm ihm nach. Der Dieb mußte aber sehr gut Bescheid wissen, denn er nimmt seinen Weg gerade nach des Gärtners Wohnung hin. Erst als sich beide in seiner Stube befinden, stehen sie still und Verfolger und Verfolgter brechen in ein lautes Gelächter aus: Herr Professor Hensel — Herr Professor Encke sind Sie's? Bitte tausendmal um Vergebung, ich habe Sie für einen Räuber gehalten — und meine Schwester Sie für einen Dieb. Wie Luise mit ihrer Wachsamkeit geneckt worden ist, könnt Ihr Euch denken." —

*) Hensels Schwester und damalige Hausgenossin.





Felix in England 1829

Am 10. April 1829 reiste Felix nach England ab, sein Vater und Rebecka begleiteten ihn bis Hamburg und dahin richtete Fanny folgenden Abschiedsbrief:

Den 15. April 1829.

„Obschon wir erst gestern geschrieben haben, treibt mich doch die Lust, Dir am letzten Tage vor Deiner Einschiffung noch ein paar Zeilen zu schicken. Nenne es, wie Du willst, nenne es meinetwegen Sentimentalität, ärger kannst Du es doch nicht nennen, und es macht mir Vergnügen, aus unserer jetzigen Zweisamkeit hinüberzugucken in Dein jetzt vielfach bewegtes Leben, wenn Du auch weit entfernt bist, in diesem Augenblicke Zeit für meine Anschaulichkeit zu haben, so tut das nichts, es ist schon eine alte Rede: jeder schreibt an sich; ich schreibe an mich.

Also, wenn Du diesen Brief bekommst, so heißt es: morgen nach England. Du hast es mir einmal bei einer Gelegenheit gesagt, wie man sich leicht überwältigt fühlt, wenn man so ein Stück Leben in der Hand hält, so ist es jetzt wieder. Gibt es wohl einen größeren Buchdruckerstock, als dies zwar verbindende, aber denn doch sehr scheidende Meer, das eigentliche Scheidewasser, die Chemie sage wie sie wolle. Und da so allein, frei, jung zu sein, mit Deinen Kräften und mit Deinen Aussichten. Es ist gewiß

unser eigenster Vorteil und eine nicht genug zu berücksichtigende Artigkeit vom Himmel, daß Du Du bist, und so möge es denn bleiben. —

Was Dich, und wärest Du eben spleenisch trotz dem besten Engländer, zum Lachen bringen muß, ist, daß die Milder gestern Deine Arie mit mir im Nebenzimmer probierte und sehr entzückt davon ist, — daß ich sie ihr aber dennoch punktieren soll. Gibt es etwas Tolleres? Ich fand die Zumutung lächerlich genug, werde sie aber dennoch erfüllen, da ich an der Handschrift der Partitur untrüglich erkannt habe, wie Dir die Sache zum Halse herauswuchs.

Ich adressiere den Brief an Dich, o Beckchen, damit Du, im Falle er Felix nicht mehr trifft, damit verfahren mögest, wie Du meinst. —

Tausend Grüße an Vater von mir und Mutter, die in den Garten gegangen ist, um es grün werden zu sehen. Ach! daß man das alles jetzt ohne Dich (ich meine Felix) genießen soll!" —

Fanny.

London, 21. April 1829.

Liebster Vater und liebstes Beckchen!

„Soeben in London glücklich angekommen, will ich nichts anderes eher tun, als Dir von meiner Ankunft sogleich Nachricht zu geben. Unsere Fahrt war nicht schön und sehr lang, denn wir sind erst heute (Dienstag) um 12 Uhr im Customhouse gelandet, von Sonnabend abend bis Montag nachmittag hatten wir den Wind entschieden entgegen und solchen Sturm, daß die ganze Schiffsgesellschaft seekrank wurde; wir mußten einmal des dicken Nebels wegen, ein andermal, um die Maschine in Ordnung zu bringen, einige Zeit still liegen; noch vorige Nacht mußten die Anker an der Mündung

der Themse geworfen werden, um nicht auf andere Schiffe zu stoßen; dazu nimm, daß ich von Sonntag früh bis Montag abend mich von Ohnmacht zu Ohnmacht schleppte, vor Ekel an mir selbst und an allen übrigen auf Dampfschiff, England und namentlich auf meine Meeresstille fluchend, den Aufwärter nach Kräften scheltend und ihn endlich Montag mittag fragend, ob man nun endlich London sehen könne, worauf er gleichgültig erwiderte, daß wir vor Dienstag mittag nicht daran zu denken hätten, dann aber, um auch von der Lichtseite zu sprechen, gestern abend den Mondschein auf dem Meere, und viele Hunderte von Schiffen um uns herumschleichend, heute früh die Fahrt auf der Themse, zwischen grünen Wiesen, rauchigen Städten, mit zwanzig Dampfbooten um die Wette rennend, alle Kähne bald überflügelnd und endlich der fürchterlich massenhafte Anblick der Stadt! Meine Ideen sind noch so ungeordnet, wie die vorige Phrase, und ich schreibe diesen Brief nur, um Dich von meiner glücklichen Überfahrt zu benachrichtigen, drum mach' auch weiter keine Ansprüche daran; ich will sogleich nach Berlin schreiben, weil eine Post über Rotterdam in vier Tagen da ankommt, muß auch nach meiner Wohnung gehen (denn ich sitze hier noch in Klingemanns Stube, den Geschäfte abhalten, sich eigenhändig zu empfehlen), muß Moscheles aufsuchen, der mich erwartet, muß zu Mittag essen, was ich seit drei Tagen nicht getan habe (o ich bin sehr elend), muß mich rasieren lassen, kurz, muß erst wieder Menschengestalt annehmen. Auf Wiedersehen."

Felix.

London, 25. April 29.

„Es ist entsetzlich! Es ist toll! Ich bin konfus und verdreht! London ist das grandioseste und komplizier-

teste Ungeheuer, das die Welt trägt. Wie kann ich in einen Brief zusammendrängen, was ich in drei Tagen erlebt habe? Kaum weiß ich mich noch der Hauptsachen zu entsinnen, und doch darf ich kein Tagebuch führen, sonst würde ich wieder etwas weniger erleben müssen; das will ich aber nicht, sondern alles mitnehmen, was sich mir darbietet. Es geht um mich herum wie in einem Strudel und dreht sich und reißt mich fort, im letzten halben Jahre in Berlin habe ich nicht so viel Kontraste und so viel Verschiedenes gesehen, als in den drei Tagen. Aber geht nur einmal von meiner Wohnung rechts ab Regent Street hinunter, seht die glänzende, breite, mit Säulenhallen besetzte Straße (leider liegt sie heut schon wieder im dicken Nebel) und seht die Läden mit mannshohen Inschriften und die stage coaches, auf denen die Menschen sich auftürmen, und wie hier eine Reihe Wagen von den Fußgängern hinter sich gelassen wird, weil es sich dort vor eleganten Equipagen gestopft hat, und wie sich hier ein Pferd hochbäumt, weil der Reiter Bekannte in jenem Haus hat, und wie die Menschen gebraucht werden, um Ankündigungszettel herumzutragen, auf denen man uns die graziösen Kunstleistungen gebildeter Katzen verheißt und die Bettler und die Mohren und die dicken John Bulls mit ihren dünnen, schönen zwei Töchtern an den Armen. Ach diese Töchter! Übrigens seid ruhig, es ist keine Gefahr in dieser Hinsicht, weder in dem damenreichen Hydepark, wo ich gestern fashionablerweise mit Mad. Moscheles umherfuhr, noch in den Konzerten, noch in der Oper (denn da war ich schon überall), nur an den Ecken und Querstraßen ist Gefahr, und ich sage mir da oft mit wohlbekannter Stimme leise vor: nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht unter die Wagen kommen. Das Gewirre! Der Strudel! Ich will nur historisch werden und ruhig er-

zählen, sonst erfahrt Ihr gar nichts, aber könntet Ihr mich nur sehen, neben dem himmlischen Flügel, den mir Clementis eben für die Dauer meines Hierseins geschickt haben, am lustigen Kaminfeuer in meinen vier Pfählen, mit Schuhen und grau durchbrochenen Strümpfen und olivenfarbenen Handschuhen (denn ich muß nachher Besuche machen) und nebenan mein immenses Himmelbett, in dem ich nachts spazieren liegen kann, mit den bunten Gardinen und altertümlichen Möbeln, meinen Frühstückstee mit trockenem toast noch vor mir, die servant girl mit Papilloten, die mir eben meine neugesäumte schwarze Binde bringt und nach Befehlen fragt, worauf ich englisch höflich mit dem Kopf nach hinten zu nicken versuche und die vornehme, in Nebel gehüllte Straße, und könntet Ihr nur die erbärmliche Stimme hören, mit der dort unten eben ein Bettler sein Lied anstimmt (er wird aber von den Verkäufern fast überschrien), und könntet Ihr ahnen, daß man von hier nach der city dreiviertel Stunden fährt und nun auf dem ganzen Weg und bei allen Durchsichten nach den Querstraßen denselben und noch weit größeren Skandal erlebt, und daß man dann etwa ein Viertel des bewohnten London erst durchschnitten hat, so mögt Ihr Euch erklären, daß ich halb verrückt bin. Aber historisch!

Nachdem ich den letzten maladen Brief an Euch abgeschickt hatte, führte mich Klingemann vor allem nach einem englischen Kaffeehaus (denn hier ist alles englisch), natürlich las ich gleich die Times, und da ich als guter Berliner zuerst nach dem Theater sah, erfuhr ich, denselben Abend sei Othello, und die first appearance der Mde. Malibran; trotz Müdigkeit und Seekrankheit entschloß ich mich also hinzugehen; Klingemann lieh mir die nötigen grauen Strümpfe, da ich die meinigen in der Eile nicht finden konnte und doch

in der Italienischen Oper in vollem Staat mit schwarzer Binde erscheinen mußte, wie alle noble Welt; dann ging's nach meiner Wohnung, von da nach der Italienischen Oper kings theatre, wo ich in den pits Platz fand (kostet eine halbe Guinee). Großes Haus, ganz mit purpurnem Zeug besetzt, sechs Reihen Logen übereinander, mit purpurnen Vorhängen, aus denen die Damengesichter herausschauen, mit weißen großen Federn, Ketten, Juwelen aller Art überdeckt, ein Geruch von Pomade und Parfüms strömt einem beim Eintreten gleich entgegen und machte mir Kopfschmerzen, in den pits alle Herren mit neufrisierten Backenbärten, überall gedrängt voll, das Orchester recht gut, dirigiert von Herrn Spagnoletti (im Dezember will ich ihn nachmachen, es ist zum Totlachen), Donzelli (Othello) voll Bravour, sinnreichen Verzierungen, schreit und stößt schrecklich in die Stimme, singt fast immer ein wenig zu hoch, aber mit unendlichem haut goût (dahin rechne ich z. B., daß er in der letzten Wutszene, wenn die Malibran fast unangenehm stark schreit und raset, alle Schlußfälle der Rezitative, die er sonst heraustrompetet, nur ganz matt und leise und kaum hörbar hinwirft u. dgl.). Die Malibran, eine junge, schöne, herrlich gewachsene Frau mit toupierten Scheiteln, voll Feuer, Kraft, Koketterie dabei, die Verzierungen teils sehr gewandt und neu erfunden, teils der Pasta nachgeahmt (so wurde mir ganz wunderlich, als sie die Harfe nahm und ich merkte, wie sie der Pasta alles in der Szene genau nachsang und endlich auch die sehr umherschweifende Stelle am Ende, die Dir, lieber Vater, gewiß noch im Gedächtnis sein muß), dabei spielt sie schön, macht gute Stellungen, nur übertreibt sie alles das leider sehr oft und grenzt oft an das Lächerliche und Unangenehme. Doch will ich sie immer hören, nur morgen nicht, weil sie wieder

Othello gibt, und den werde ich nur hören, wenn die Sonntag etwa drin auftritt, die man in diesen Tagen erwartet. Levasseur ist übrigens ein ziemlicher Bierbaß und Curioni ein Halbbiertenor, doch wird alles wütend applaudiert, mit Händen und Füßen. Nach dem zweiten Akt kam ein langes Divertissement mit Sprüngen und Abgeschmacktheiten, ganz wie bei uns, das dauerte bis halb zwölf Uhr, ich war halbtot vor Müdigkeit, hielt aber doch aus bis ein Viertel auf eins, wo die Malibran eben abgestochen wurde und dabei widrig ächzte und schrie, da hatte ich genug und ging nach Hause. Aber das Theater war noch lange nicht aus, denn es kam nachher noch das berühmte Ballett la somnambule; ich hatte mich aber inzwischen immer an der Bank festgehalten, weil mir noch war, als schaukelte das ganze Haus hin und her, und dies Gefühl hat mich bis gestern nicht verlassen und mich heut nacht zuerst nicht im Schlafe gestört. Tags drauf, als ich noch fest schlafe, faßt mich eine weiche Hand leise und sehr bedächtig an, und das konnte niemand sein als Moscheles, der wohl eine Stunde vor meinem Bette saß und mir alle möglichen Nachweisungen gleich gab . . .

Wie sich Moscheles und seine Frau gegen mich benehmen, dafür kann ich keinen Ausdruck finden; was mir nur irgend angenehm, nützlich, ehrenvoll sein kann, wissen sie mir zu verschaffen; er fuhr gestern vormittag trotz seiner überhäuften Geschäfte mit mir herum, zu Latour, Cramer, Clementis, Neukomm und da ich gestern abend bei ihm durchaus meine Cello-Variationen spielen mußte und mit der Abschrift der Stimmen nicht ganz fertig geworden war, so schrieb er mir die fehlende Hälfte dazu, während ich zum Essen aus war; sie führte mich gestern in ihrem eleganten Kabriolett nach Hyde Park, heut will sie

mir ebenso Regents Park zeigen; denkt Euch mich in einem Kabriolett mit einer Dame spazieren fahrend! mich! (in meinem neuen Dreß versteht sich). Dann brachte sie mich zu Bülow, und als ich die lange Visite beendigt hatte und herunterkam, hatte sie im Wagen auf mich gewartet, weil ich den Weg nicht allein finden könne; kurz, beide sind die Freundlichkeit selbst." —

1. Mai 1829.

„Es geht mir übrigens sehr gut, die Lebensweise bekommt mir vortrefflich, die Stadt und die Straßen finde ich ganz wunderschön, auch bekam ich wieder einigen Respekt, als ich gestern im offnen Kabriolett nach der City auf einem andern Wege fuhr und überall dasselbe Leben fand, überall die Häuser von oben bis unten mit grünen, gelben, roten Zetteln beklebt, oder mit mannshohen Buchstaben bemalt, überall das Geschrei und der Rauch, überall das Ende der Straßen in Nebel gehüllt und alle Augenblicke eine Kirche, oder ein Markt, oder ein grüner square, oder ein Theater, oder eine Durchsicht auf die Themse, auf der die Dampfschiffe jetzt durch die Stadt fahren können, unter allen Brücken fort, weil man die Erfindung gemacht hat, die großen Röhren-Schornsteine wie einen Mast niederzulassen. Gucken nun noch die Mastbäume aus den Westindischen Docks hinüber, und sieht man einen Hafen, etwa so groß wie der Hamburger, hier als Teich behandelt, mit Schleusen versehen, und die Schiffe nicht einzeln, sondern nur haufenweise geordnet, wie die Regimenter aufmarschiert, so muß man sich freuen über die große Welt. — Neulich war ich im Kabinett des Dr. Spurzheim, das ein junger Arzt zeigte. Eine Partie Mörder gegen eine Partie Musiker gehalten, interessierte mich sehr, und meine Physiognomik erhielt starke Bestätigung; auch ist wirklich der

Unterschied zwischen Glucks Stirn und der eines Vatermörders höchst auffallend und wohl nicht zu bezweifeln. Wenn aber die Leute nun so ins Detail gehen, mir zeigen zu wollen, wo Glucks Musik sitzt und wo seine Erfindungskraft, oder wo des Sokrates Philosophie am Schädel sich zeigt, so ist das zwar sehr prekär und (wie mir scheint) unwissenschaftlich, führt aber doch zu sehr interessanten Resultaten, nämlich zu folgenden: eine junge hübsche Engländerin, mit der ich da war, bekam Lust zu wissen, ob sie zum Stehlen oder sonst zu Missetaten Neigung habe, und es kam dahin, daß die ganze Gesellschaft sich phrenologisch untersuchen ließ; wie nun der eine gutmütig befunden wurde und der andere kinderliebend, jene Dame mutig, diese habsüchtig, und wie besagte Engländerin sich die langen blonden Haare auflösen mußte, weil der Doktor sonst kein Organ fühlen konnte, und wie sie dabei sehr hübsch aussah und sich's dann vor dem Spiegel wieder ordnete, so ließ ich die Phrenologie sehr hoch leben und lobte alles ungemein. Daß ich Musiksinn haben mußte und Einbildungskraft, konnte nicht fehlen; der Doktor fand später, ich sei ziemlich habsüchtig, liebe die Ordnung und kleine Kinder und machte gern die Cour; die Musik sei aber vorherrschend. Übrigens muß ich am Dienstag von meinem ganzen Kopf, mit Schädel, Gesicht und Zubehör, die Maske in Gips nehmen lassen, und dann will ich Hensels Ähnlichkeit kontrollieren!" —

London, 15. Mai.

„— — — Montag abend Ball in Devonshirehouse beim Herzog von Devonshire; die Pracht aus den morgenländischen Märchen kommt zur Erscheinung; was Reichtum, Luxus, Geschmack an Schönheiten für ein Fest erfinden können, ist da gehäuft. Mit meinem hack kam ich an die Reihe der Equipagen, die fast die

ganze Piccadilly herunterstanden, daher zog ich's vor, zu Fuß einzuziehen; kam in den Saal, wo der Herzog die Gäste freundlich empfing; ich hatte auf der Treppe hinter mir Leute hinaufgehen hören, mich aber nicht umgesehen, jetzt gewahrte ich zu meinem Schrecken, daß es Wellington und Peel gewesen waren. Im Haupttanzsaal war statt des Kronleuchters ein dicker breiter Kranz von roten Rosen, etwa vierzehn Fuß im Durchmesser, der zu schweben schien, weil die dünnen Fäden, die ihn hielten, sorgfältig versteckt waren; auf dem Kranze brannten nun kleine Lichter zu Hunderten, an den Wänden lauter Porträts in Lebensgröße und ganzer Figur von van Dyk, rings umher eine Erhöhung, auf der die alten Damen, mit Brillanten, Perlen und allen Edelsteinen überladen, Platz nahmen; in der Mitte tanzten die schönen jungen Mädchen, unter denen man die himmlischsten Gestalten sieht; ein Orchester mit einem eigenen Direktor spielt dazu; die Nebenzimmer waren geöffnet, deren Wände mit Tizians, Corregios, Leonardos und Niederländern behängt sind; unter den schönen Bildern nun die schönen Gestalten sich bewegen zu sehen und unter all dem Treiben und in der allgemeinen Aufregung ganz ruhig und sehr unbekannt überall herumzuschleichen und vieles ungesehen und unbemerkt zu sehen und zu bemerken — es war einer der schönsten Abende, die ich erlebt. Das Bild eines jungen Mannes von Tizian und das einer jungen Frau von Leonardo ergriffen mich sehr und rührten mich etwas. Nirgends findet Ihr im ganzen Palast etwas Unvollkommenes, Ungeordnetes, die Bibliothek war geöffnet und Prachtwerke lagen auf den Tischen umher; ein kleines Treibhaus wurde neben dem Tanzsaal aufgemacht und verbreitete den Duft und die Kühlung! Alle Früchte aller Jahreszeiten im Übermaß auf den Büfetts ge-

häuft; und nun die Adligen raspeln zu sehen, und wie sie so schlecht walzten, und wie die Damen auf den Tischen saßen und die Herren auf den Sofas mit den Füßen lagen und sich dehnten während einer zarten Konversation mit Damen! Auf einer ebenso großen Fete war ich gestern beim Marquis of Landsdowne, der arme Mann hatte seinen Antikensaal aufgemacht und empfing darin die Gesellschaft. Ein großer gewölbter Saal, an dessen zwei Enden zwei Rotunden sind, die von oben her erleuchtet waren; in den Rotunden nun purpurne Nischen, in deren jeder eine große graue antike Statue steht und droht. Zu deren Füßen saßen hier die alten Damen im Halbkreise und in der Mitte des Saals drängten sich die Leute hin und her. Im Nebenzimmer war eine neugekaufte Landschaft von Claude Lorrain ausgestellt, der Aufgang der Sonne über einem Meereshafen. Die Treppe ist so gelegt, daß man, wie in den Hamburger Häusern, bis unter das Dach sehen kann, und sie war ganz dick mit Blumen überkleidet, unter denen liegende oder schlafende Statuen vorsahen. Tausend Einzelheiten will ich Euch einst mündlich mitteilen, ich werde sie nicht aus dem Gedächtnis verlieren, denn mir war alles so neu und bewunderungswürdig, daß es einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, der sich nicht leicht verwischen kann. Daß solche Herrlichkeit in unserer Zeit wirklich bestehen könnte, hatte ich nicht geglaubt. Es sind das keine Gesellschaften, es sind Feste und Feierlichkeiten."

London, 26. Mai 1829.

„— — Als ich zur Probe meiner Symphonie in die Argyll rooms trat und das ganze Orchester versammelt fand und gegen zweihundert Zuhörer, meistens Damen, aber lauter Fremde, und man erst die Symphonie von Mozart aus Es probierte, um dann die

meinige vorzunehmen, so wurde mir zwar nicht ängstlich, aber sehr gespannt und aufgeregt zumute; ich ging während des Mozartschen Stücks in Regent Street etwas spazieren und sah mir die Leute an; als ich wiederkam, war alles bereit und man wartete auf mich. Ich stieg dann aufs Orchester, zog meinen weißen Stock aus der Tasche, den ich mir ausdrücklich dazu habe machen lassen (der Riemer dachte, ich sei ein Alderman und wollte durchaus eine Krone darauf befestigen), und der Vorgeiger Fr. Cramer zeigte mir, wie das Orchester stände, die Hintersten mußten aufstehen, damit ich sie sehen könne, und stellte mich ihnen allen vor, und wir begrüßten uns, einige lachten wohl ein bißchen, daß ein kleiner Kerl mit dem Stocke jetzt die Stelle ihres sonst immer gepuderten und perückten Conductors einnähme. Dann ging's los. Es ging für das erstemal recht gut und kräftig und gefiel den Leuten schon in der Probe. Nach jedem Stück applaudierte das ganze zuhörende Publikum und das ganze Orchester (das zum Zeichen des Beifalls mit den Bogen auf die Instrumente schlägt und mit den Füßen trampelt), nach dem letzten Stück machten sie einen großen Lärm, und da ich das Ende mußte repetieren lassen, weil es schlecht gegangen war, machten sie denselben Lärm wieder; die Direktoren kamen zu mir ans Orchester, und ich mußte herunter, eine Menge Diener machen, J. Cramer war ganz erfreut und überschüttete mich mit Lob und Komplimenten, ich ging auf dem Orchester umher und mußte an zweihundert verschiedene Hände schütteln — es war einer der glücklichsten Momente meiner Erinnerung, denn alle die Fremden waren mir in einer halben Stunde zu Bekannten und zu Befreundeten umgewandelt. Der Erfolg nun gestern Abend im Konzert war größer, als ich ihn mir je hätte träumen lassen. Man fing mit

der Symphonie an; der alte J. Cramer führte mich ans Klavier, wie eine junge Dame, und ich wurde mit laut und lange anhaltendem Beifall empfangen. Das Adagio verlangten sie da capo, ich zog vor, mich zu bedanken und weiter zu gehen, aus Furcht vor Langeweile; das Scherzo wurde aber so stark noch einmal verlangt, daß ich es wiederholen mußte, und nach dem letzten applaudierten sie fortwährend, solange ich mich beim Orchester bedankte und handshakte, bis ich den Saal verlassen hatte." —

Fanny an Klingemann.

Berlin, 4. Juni 1829.

„— — Sie werden es nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen sage, daß Felixens Erfolg mich nicht überrascht, nicht verblendet oder erschüttert hat, daß ich überhaupt, was ihn betrifft, einen an Borniertheit grenzenden Prädestinationsglauben habe; das alles ist schön und gut, und so ein Brief wie sein gestriger und Ihr heutiger ist doch eine unendliche Freude und eine ebensolche ist's, zu sehen, daß Sie ihn genau so hätscheln und verziehen, wie ich's wünsche und Sie in einem (wenn mir recht ist, ziemlich jämmerlichen) Briefe darum bat. Nun abermals eine kleine Bitte: Felix erhält mit nächster Gesandtschaftsgelegenheit ein Päckchen, kleine Sentimentalitäten und Entfernungsanstalten enthaltend. Seien Sie so freundlich und bringen es ihm selbst und sehen zu, daß es ihn in guter Laune antreffe, und sollte ihm gerade ein Notenschreiber oder eine Fliege Verdruß gemacht haben, so behalten Sie's lieber zurück bis auf einen besseren Tag. Ach! bester Klingemann, je mehr Sie seine Anwesenheit empfinden und das Leben, das er überall hinträgt, je mehr müssen Sie begreifen, wie wir die Lücke empfinden und je mehr bitten wir, schreiben Sie uns

recht oft, denn Ihre Briefe sind wahre Speise für die Hungrigen, und wie es uns krank macht, etwas Liebes von anderen verspottet zu sehen, so ist es stärkend und erfreulich, über Geliebte Liebes zu hören, die eigene Überzeugung sei so fest wie sie wolle, die fremde tut doch wohl." —

Felix an die Familie.

7. Juni 1829.

„— — Sonnabend sollte ich im Konzert auftreten und hatte auf dem wildfremden neuen Clementischen Flügel, den mir die Fabrik geschickt hatte, noch nie gespielt. Ich ging in den leeren Saal, wo die Leute meine Symphonie aufgeführt haben und wo nun jeder Fußtritt stark hallte und wo ich etwas gerührt wurde; das Piano war geschlossen; man mußte nach dem Schlüssel schicken, er kam aber nicht; unterdessen setzte ich mich an das alte graue Instrument, worauf sich die Finger mehrerer Generationen mögen getummelt haben, und wollte mein Stück sehr exerzieren, verfiel aber unmerklich in sonderliche Phantasien und blieb darin so lange, bis Leute kamen, die mich durch ihre Gegenwart erinnerten, daß ich hätte studieren sollen; aber der große Saal hatte mich zerstreut gemacht, kurz, die Konzertstunde (zwei Uhr) kam und ich hatte nie auf dem Instrument gespielt. Ich blieb aber ganz wohlgemut und zog meinen großen Dreß an (für Beckchens Modejournal: weiße, sehr lange Beinkleider, braune seidene Weste, schwarze Binde und blauer Frack). Als ich aber aufs Orchester kam und es ganz mit Damen gefüllt fand, die im Saal keinen Platz mehr hatten, und nun den Saal so voll sah, wie noch nie seit ich hier bin, lauter bunte Damenhüte und schreckliche Hitze und das unbekannte Instrument, da überfiel mich ein panischer Schrecken

und ich hatte bis zum Augenblick wo ich vortrat, die längsten Manschetten und Mohren, ja ich glaube, daß ich Fieber besaß; da mich selbige bunten Hüte nun aber gleich beim Kommen empfingen und klatschten, da sie sehr aufmerksam still waren (was beim plaudern-den Konzertpublikum hier eine Seltenheit ist) und da ich das Instrument sehr trefflich und leicht zu spielen fand, so verlor ich obige Mohren, bekam Pomade und amü-sierte mich nun prächtig, wie die Hüte bei jeder kleinen Verzierung sehr sich bewegten, wobei mir und vielen Rezensenten das Gleichnis vom Wind und Tulpen-beet in den Sinn kam, und wie einige Damen auf dem Orchester sehr hübsch waren, und wie Sir George, den ich gerührt anblickte, eine Prise nahm. Es ging ziemlich gut und sie machten großen Lärm, als es aus war; auch haben mich die Times, die ich beim Tee des Morgens studiere, sehr gepriesen (Paul kann mit Rietz zu Stehely gehen, wofür ich ihm bei meiner Rückkehr Sixpence verspreche, und daselbst solche Times vom Montag, 1. Juni, nachlesen). Mich freute es höllisch, daß mir das Publikum hier gut ist und mich leiden mag, und daß ich meiner Musik nun viel mehr Bekannt-schaften danke, als meinen Empfehlungsbriefen, die doch wahrhaftig kräftig und zahlreich genug waren — kurz, ich war sehr froh am Sonnabend und auf dem Diner, nach dem ich nun ging, habe ich mich betrunken, aber nur in zwei sehr bedeutend braunen Augen, wie sie die Welt noch nicht sah oder nur selten. Sie hier zu beschreiben oder zu loben ist unnötig; denn wenn sie Euch gefallen, bin ich par distance eifersüchtig und wenn sie Euch mißfallen, ärgerlich. Letzteres ist aber unmöglich. Die Dame neben mir hatte besagte braune Augen, und diese sind wunderschön und heißen Luise und sprachen englisch und zogen sich beim Käse zurück, worauf ich unmittelbar Claret trank, denn ich bekam

nun nichts mehr zu sehen, sondern mußte fort aufs Land, fand keinen Wagen und mußte in der Kühle zu Fuße gehen; mir fiel manches Musikalische ein, das ich mir laut vorsang, denn ich ging einen Wiesenweg, wo mir kein Mensch begegnete; der ganze Himmel war grau, mit einem Purpurstreif am Horizont, und die dicke Rauchwolke lag hinter mir. Sobald ich nun zur Ruhe komme, sei es hier oder in Schottland, da will ich mancherlei schreiben und der schottische Dudelsack existiert nicht umsonst. Die Nacht blieb ich auf dem Lande und fuhr nun mit G. am frischen feuchten Morgen nach Richmond in einem kleinen Kabriolett. Der Weg ging über die hängende eiserne Brücke, durch Dörfer, an deren Häusern man statt der Weinstöcke hochstämmige Rosen hinaufzieht, so daß sich die frischen Blumen auf den rauchigen Mauern seltsam ausnehmen. Und in Richmond, auf einem Hügel, der die Aussicht auf die unermeßliche grüne Ebene hat, die mit Bäumen besät, in der Nähe blendend, warm, grün und gleich darauf in einer Ferne von tausend Schritt blau, duftig und verschwimmend ist, und wo Windsor auf der einen Seite, London auf der andern in Nebel steht, da lagerten wir uns und brachten unsern Sonntag sehr still und sehr feierlich zu.

Ich habe einen Auftrag erhalten, über den Ihr Euch totlachen werdet, und der mich freut, weil er ein unicum ist und nur in London möglich. Ich komponiere ein Festlied für eine Feier, die in — — — Ceylon stattfinden wird. Die Eingeborenen sind vor einiger Zeit emanzipiert worden und begehen den Jahrestag dieses Ereignisses, dazu sollen sie nun ein Lied singen, und Sir Alexander Johnston, der Gouverneur ist, hat mir den Auftrag gegeben. Es ist wirklich sehr toll und komisch, ich habe zwei Tage lang innerlich darüber gelacht." —

London, 19. Juni 29.

„— — Bilder gibt es hier, wie die Welt sie nicht gesehen hat! Die Privatleute haben eben einige ihrer Schätze zusammengestellt, und da sind in drei Sälen die göttlichen Gestalten vereinigt; ich kann Euch nicht beschreiben, wie es da aussieht. Rubens hat den Zinsgroschen gemalt und Tizian seine junge Tochter; der alte Kerl mag sich viel dabei gedacht haben, wie das blonde Kind so artig und gerade dasteht und so hübsch nachlässig geputzt ist und einen Apfel in der Hand hält und eben an gar nichts denkt. Auch gibt's zwei Prachtstücke von Vandyck und eine Menge Rembrandts, Murillos, Ruisdals und Claudes, daß es eine Lust ist. Tizian hat den Ignaz Loyola aufgefaßt, daß einem katholisch zumut' wird, wenn man's ansieht, er sieht sehr finster, schwarz und ernsthaft aus dem Bilde heraus, und die Juden von Rubens sind wie losgelassene Bären und Wölfe. — Lebt wohl. Mittwoch spiele ich zum Schrecken aller Musiker das Es-Dur-Konzert von Beethoven, ich bin des trockenen Tons nun satt, muß wieder mal den Beethoven spielen.

London, 25. Juni.

„Ich sehne mich nach Euch! Und namentlich heute. Es ist Sommer und die Saison geht zu Ende; der erste Abend, den ich nun allein auf meiner Stube sitzen kann, drum will ich ihn auch anwenden, mit Euch einen Kongreß zu halten. Draußen gehen die Leute spazieren, pfeifen aus der Stummen von Portici und dem Freischütz und die Wagen in Regentstreet rasseln heftig. Ihr sitzt in den Ecken des Sofas, ich klemme mich in die Mitte und nun geht's los. Das Tagebuch wird ein Tageblatt und folgt auf der nächsten Seite. Aber vor allen Dingen: was ist Eure Meinung über das Programm zur silbernen Hochzeit im Dezember?

Schickt mir umgehend Eure Ideen darüber; wenn die Sache aber nicht wenigstens so glänzend wird, wie Euer kaiserlicher Einzug, so sage ich mich von allem los und feiere nicht mit. Eine große Musik mit neuen schottischen Kompositionen, wozu Du, o älteste Otter, auch etwas schreiben mußt, (hear, hear! cheers, hurray — Order, order!) schlage ich unmaßgeblich vor; auch kann Braham eine Arie singen und Neate ein Konzert spielen usw.; auch kann nichts ohne Komödie, Maskerade, Diner und einen Ball (die linke Seite hear) geschehen; wenn ich auch stille Hochzeiten lobe, so müssen silberne Hochzeiten doch laut sein. Braucht Ihr eine Dampfmaschine dazu, so kann ich sie Euch mit der Gesandtschaft schicken, die Kosten sind unbedeutend, da seit kurzem hier eine Dampfmaschine eingerichtet ist, die Dampfmaschinen fabriziert; oder wollen wir einen kleinen Ostindienfahrer verehren? Oder wollen wir den Hof heimlich chaussieren oder makadamisieren lassen? Fanny: ‚Hätte nur einer statt der zwanzig dummen Vorschläge einen vernünftigen usw.' Macht letzteren, Ihr Volk! Und schreibt mir eine ordentliche bill mit a, b, c und 1, 2, 3, kurz, einen systematischen Feierplan. Ich brüte Großes, kann's Euch nur heut aber nicht mitteilen, denn ich bin so müde, daß Ihr mich über den Hof führen und dann vom offnen Fenster wegweisen müßtet, das kommt aber vom Tanzen. — —

— — Abends ging ich mit Rosen, Mühlenfels und Klingemann nach Coventgarden: Hamlet. Ich glaube, Kinder, daß jener recht hatte, der behauptete, die Engländer verständen den Shakespeare zuweilen nicht. Wenigstens diese Vorstellung war toll, und doch spielte Kemble den Hamlet und sogar gut in seiner Art, leider ist diese Art aber verrückt, hebt das ganze Stück auf. Daß er z. B. mit einem gelben und einem schwarzen Bein erscheint, um Tollheit anzudeuten, daß er vor

dem Geist auf die Knie fällt, um eine Stellung zu fischen, daß er das Ende jeder kleinen Phrase in dem bekannten, Beifall erpressenden, hohen Tone herausstößt, daß er sich überhaupt beträgt, wie ein in Oxford studierender John Bull und nicht wie ein dänischer Kronprinz, das möchte noch hingehen, daß er aber die ganze Intention vom armen Shakespeare, mit dem beabsichtigten Königsmorde, gar nicht anerkennt und deshalb z. B. die Szene, wo der König betet und Hamlet währenddessen ungesehen erscheint und wieder, ohne entschlossen zu sein, weggeht (für mich eine der schönsten Stellen des Stücks), ohne weiteres herausstreicht, dagegen sich fortwährend wie ein bravado beträgt, namentlich den König so behandelt, daß der ihn auf der Stelle müßte totschießen lassen, daß er ihm z. B. während des Schauspiels auf dem Theater fortwährend mit der Faust droht und ihm die Worte, die er hinwerfen sollte, ins Ohr schreit, das ist doch unverzeihlich. Natürlich springen Laertes und Hamlet nicht in das Grab der Ophelia und ringen da, denn sie sind weit entfernt zu ahnen, was das bedeuten soll; und am Ende, als Hamlet hinfällt und eben gesagt hat: ‚Der Rest ist Schweigen' und ich einen Trompetenstoß und Fortinbras erwartete, so läßt Horatio den Prinzen liegen, kommt eilig an die Lampen und spricht: Ladies and Gentlemen, tomorrow evening the devil's elixir. — So endigte der Hamlet in England. Von dem, was sie auslassen oder abkürzen, könnte man eine Tragödie für sich machen; die Lehren des Polonius, der Abschied des Laertes von der Ophelia, ein halber Monolog des Hamlet usw. kommen gar nicht vor. Einzelnes gaben sie aber vortrefflich, z. B. die Totengräberszene. Der alte Clown machte göttlich grobe Späße und sang sein Lied im Grabe sehr unmusikalisch und sehr schön, auch sang Ophelia im Wahnsinn einmal ganz toll; sie mur-

melte während des Sprechens der anderen leise eine Melodie; endlich machten sie das Fechten und den Rapierwechsel geschickt. Aber was will das sagen? Es ist wenig Poesie in England. Wahrhaftig." —

London, 10. Juli 29.

„— — Was mich fast ausschließlich in dieser Zeit beschäftigt, ist das Konzert für die Schlesier; es wird der Wahl der Stücke nach unstreitig das glänzendste des Jahres; was irgend in der Saison Aufsehen erregt hat, wirkt mit, die meisten unentgeltlich; viele Anerbietungen von guten performers haben müssen abgewiesen werden, weil es ohnehin schon bis den andern Tag dauern wird. Den unermeßlichen Zettel schickt Euch Klingemann, er ist wahrlich interessant. Meine Ouvertüre zum Sommernachtstraum macht den Anfang, auf Begehren, und dann spiele ich das Doppelkonzert aus E mit Moscheles. Gestern hatten wir in der Clementischen Fabrik die erste Probe, Mad. Moscheles und Herr Collard hörten zu, und ich amüsierte mich himmlisch dabei, denn man hat keinen Begriff von unseren Koketterien, und wie einer den andern fortwährend nachahmte, und wie süß wir waren. Das letzte Stück spielt Moscheles ungeheuer brillant, er schüttelte die Läufe aus dem Ärmel. Als es aus war, meinten sie alle, es sei so schade, daß wir keine Kadenz machten, und da buddelte ich gleich im letzten Tutti des ersten Stücks eine Stelle heraus, wo das Orchester eine Fermate bekommt, und Moscheles mußte nolens volens einwilligen, eine große Kadenz zu komponieren. Wir berechneten nun unter tausend Possen, ob das letzte kleine Solo stehenbleiben könnte, da die Leute doch applaudieren müßten. ‚Wir brauchen ein Stück Tutti zwischen der Kadenz und dem Schlußsolo,‘ sagte ich. ‚Wie lange Zeit sollen sie denn klatschen?‘ fragte

Moscheles. ‚Zehn Minuten, I dare say,‘ sagte ich. Moscheles handelte herunter bis auf fünf. Ich versprach, ein Tutti zu liefern, und so haben wir förmlich Maß genommen, gestickt, gewendet und wattiert, Ärmel à la mameluke eingesetzt und ein brillantes Konzert zusammengeschneidert. Heut ist wieder Probe, da gibt's ein Musikpicknick, denn Moscheles bringt die Kadenz mit und ich das Tutti. Morgen um zwei ist die große Instrumentalprobe, nachher habe ich Pläsier vor. Ich bin nämlich in Stamfordhill, einem grasigen Dorf voll Bäume, Gärten und Rosen, bei einem Herrn Richmond mit vielen Töchtern zu Mittag und Abend; Rosen und Mühlenfels mit mir; da wir drei nun an demselben Ort zu Frühstück des Sonntags bei einem andern Bekannten sein sollen, so wurde gestern beschlossen, die Nacht in dem Wirtshaus des Dorfs zuzubringen, dann morgen früh ins Feld zu gehen und die Leute durch unsere frühe Gegenwart in Staunen zu setzen, das wird ausgeführt, und wir werden uns als echte Londoner höllisch vornehm in solcher Kneipe betragen.

— — Sonnabend ist der Tag der allgemeinen Abreise nach allen vier Weltgegenden: Klingemann und ich nehmen den Weg nach Norden; Rosen geht nach dem Rhein und Mühlenfels geht — nach Berlin. — Ja, ja! Der kriegt Euch eher zu sehen als ich. Bitte, habt ihn lieb und seid freundlich zu ihm. Wenn ich Euch sage, daß er mir hauptsächlich die Lücke, die durch das erste Alleinsein und den Mangel an vertraulicher Mitteilung entsteht und die durch Gesellschaften und Zerstreuungen nur noch größer wird, ausgefüllt oder doch weniger fühlbar gemacht hat; daß ich ihm hauptsächlich das gesunde und frohe Gefühl verdanke, welches mich bis jetzt hier auch in dem größten Lärm und Gewirr selten verlassen hat, so bin ich gewiß, Ihr werdet

Euch freuen, wenn er hineinkommt, und werdet ihm auch gut sein. Er ist ein kräftiger, tüchtiger und aufrichtiger Kerl. Viel lustige Geschichten wird er Euch aus dieser Zeit erzählen, denn wir sind reich daran und haben uns vorgenommen, uns in den wenigen Tagen, die wir noch zusammenbleiben, recht aneinander zu freuen. Neulich gingen wir drei von einem höchst diplomatischen Diner bei Bülow zurück und waren satt an fashionablen Speisen, Gesprächen und Taten. Da kamen wir bei einem appetitlichen Wurstladen vorbei, in welchem German sausage für two pence ausgestellt war; der Patriotismus überkam uns, jeder kaufte sich eine lange Wurst, wir flüchteten uns in die weniger belebte Portlandstreet und verzehrten da unsern Einkauf, indem wir vor Lachen kaum die dreistimmigen Lieder begleiten konnten, die Mühlenfels im Baß anstimmte. Beide Professoren hatten ihre Vorlesungen denselben Tag geschlossen und brauchten also nichts zu fürchten. Rosen wird zuzeiten ganz wild."

Das Jahr 1829 zeichnete sich durch Unglücke mannigfacher Art infolge elementarer Ereignisse aus. Namentlich die Danziger Gegend und Schlesien waren schwer heimgesucht. Nathan, der jüngste Sohn Moses Mendelssohns, der in Schlesien lebte, hatte über die dort herrschende Not an seinen Bruder Abraham geschrieben, und dieser Felix in London davon Mitteilung gemacht. Das wurde die Veranlassung des Konzerts für die Schlesier, von dessen Probe oben die Rede war, und dessen Erfolg Felix in folgendem Brief an Nathan beschreibt:

London, den 16. Juli 29.

„Lieber Onkel! Es ist lange her, daß ich Dir nicht geschrieben habe. Um so mehr freue ich mich, die Gelegenheit jetzt ergreifen zu können, um Dir Angeneh-

mes und Tröstliches zu melden. Deine Landsleute haben Deinem Briefe an meinen Vater, worin Du das Unglück durch Wolkenbruch und Überschwemmung beschreibst, eine sehr beträchtliche Unterstützung zu danken, die in wenigen Wochen auf offiziellem Wege dort anlangen wird. Ich kann Dir nicht sagen, wie herzlich lieb es mir ist, daß sie es zunächst Deinem Schreiben schuldig sind, und daß ich auch Gelegenheit hatte, dazu behilflich zu sein. Es verhält sich so mit der Sache: Die Sontag hatte auf vieles Zureden versprochen, im Mai ein Konzert für die Danziger zu geben, es schien ihr aber die Lust zu fehlen, denn sie verschob es auf den Juni, dann auf den Juli, und endlich, da ihr Benefiz so schlecht ausfiel, daß sie noch Geld zusetzen mußte, gab sie es gänzlich auf; mir tat es leid, ich ging mehreremal zu ihr, sprach mit ihrem homme d'affaires und ihrer Gesellschaftsdame (denn sie ist ordentlich von einem kleinen Hofstaat umgeben, und man wird selten vorgelassen), beide erklärten sich aber so entschieden dagegen und wurden am Ende so unhöflich, daß ich fortging mit dem Vorsatz, nie wiederzukommen. Tags darauf erhielt ich den Brief meiner Eltern mit der Abschrift des Deinigen, und ich weiß nicht, wie es kam, aber ich schwor mir zu, es sollte und müßte nun gehen und das Konzert müsse gegeben werden. Mir kam dabei in den Sinn, wie Du mir einmal Geld liehest für den Balgentreter an der Orgel in Reinerz und es nicht wiedernehmen wolltest; wie Du erst sagtest, meine Musik habe Dir für acht Groschen Vergnügen gemacht, und nachher ernsthaft zusetztest, wenn ich mir durch mein Spiel mal was verdienen könnte, möchte ich's an die Armen geben. Auch wie wir so vergnügt damals zusammen gewesen sind und vieles andere kam mir in den Sinn, und ich lief sogleich zur Sontag, ließ mich nicht abweisen, weigerte

mich, den homme d'affaires und die Dame zu sprechen, setzte ihr sehr arg zu, versicherte, sie müsse nun ein Konzert geben, da es in der Staatszeitung gestanden habe, und die Schlesier hätten es nötiger als die Danziger, kurz, sie entschloß sich, es zu unternehmen. Nur sie mit ihren ausgebreiteten Konnexionen, bei ihrer Beliebtheit unter allen Ständen konnte es wagen, den Engländern in einem Augenblick, wo das Elend in London entsetzlich groß ist und wo man nicht weiß, wie es zu erleichtern oder ihm abzuhelfen sei, ein Konzert für fremde Verunglückte anzukündigen. Alles war dagegen; die Musiker prophezeiten, zumal bei dem vorgerückten Sommer, einen leeren Saal, benahmen sich zum Teil sehr kalt und unfreundlich, machten auf die Kosten aufmerksam, die man nicht herausbringen würde; ich trieb aber immerfort; es wurde angezeigt; eine Menge hoher Herrschaften nahmen die Patronage an, alle ausgezeichneten Sänger mußten schon honoris causa umsonst singen, viele Instrumental-Spieler hatte die Sontag sich verpflichtet, viele taten es mir zu Gefallen, kein Name, der nur irgend in der Saison geglänzt hatte, fehlte auf dem Programm, und auf einmal war die Sache fashionable. Von nun an war der gute Ausgang entschieden, die ganze Stadt sprach davon. Als ich eine Stunde vor dem Anfang des Konzerts am vorigen Montag vor den Argyll rooms (die der Besitzer gleichfalls umsonst gab) vorbei kam und die Menschenmasse sah, die mit ihren fremden Gesichtern hineinströmte und sich drängte, als ich dann später aufs Orchester ging und das ganze Orchester mit schönen, geputzten Damen besetzt, alle Logen gefüllt, die Vorsäle sogar voll Menschen fand, so war mir unbeschreiblich froh und freudig zumute, und es tat mir nur leid, daß man hier keinen größeren Konzertsaal hat, denn an hundert Menschen mußten abgewiesen

werden. Es sind zwischen 250 und 300 Guineen eingekommen, die dem preußischen Gesandten hier übergeben und durch ihn nach Schlesien geschickt werden. Wie die Sache entstanden sei, konnten sich die Engländer nicht erklären. Auf dem Zettel stand, die Sontag hätte von vielen hohen Personen in ihrem Vaterlande Brief und Aufforderung erhalten: das warst Du. Die Times merkten gar, daß der König von Preußen sich an die Sontag gewendet habe: das warst wieder Du. Bei den Einladungen an die Patronages wurden lebhafte Beschreibungen der Verwüstungen beigelegt, wörtlich ins Englische übersetzt, aus dem Bericht eines Augenzeugen: das warst Du auch. Mit einem Wort, es ist in die Trompete ganz gehörig gestoßen worden, und es ist geglückt. Das Konzert war unstreitig das beste im ganzen Jahre; zu einer Arie war nicht Zeit; die vielen Sänger konnten nur in Quartetten u. dgl. verwendet werden, und dennoch dauerte es beinah vier Stunden. Die Sontag hat sechsmal gesungen, Drouet flötete, Moscheles spielte ein Konzert für zwei Klaviere von meiner Komposition mit mir, meine Ouvertüre zum Sommernachtstraum kam auch vor usw. usw.

Genug davon; das beste ist, daß es gewesen und voll gewesen ist. Bitte, lieber Onkel, schreib mir einmal ein paar Worte; mein Vater wird sie mir schon nach dem schottischen Hochlande, wohin ich in ein paar Tagen gehe, zukommen lassen. Laß mich von Dir wissen, und von allen den Deinigen, wie Ihr lebt und ob Arnold noch immer Lust und Liebe zur Musik zeigt und ausbildet. Grüß' sie mir alle recht herzlich und bleibe mir gut. Lebe wohl.

Dein

Felix Mendelssohn Bartholdy.

P. S. Nimm nicht übel, daß in dem Briefe eigentlich nichts steht als Konzert und wieder Konzert. Es ist das Neueste und hat mich so lebhaft beschäftigt, und wes das Herz voll ist usw. Seit dem Anfang der Geschichte habe ich mich darauf gefreut, Dir diesen Brief schreiben zu können. Da ist er nun."

Auch die Briefe an die Berliner Familie sind voll davon. Folgende Episode soll nicht unerwähnt bleiben:

17. Juli 29.

„— — Das Konzert für die Schlesier war prächtig, das beste in der Saison; Damen guckten hinter den Kontrabässen hervor, als ich aufs Orchester kam, ließen mich Johnstons Ladies rufen, die zwischen die Fagotten und das Baßhorn geraten waren, und fragten mich, ob sie da wohl gut hören könnten; eine Dame saß auf einer Pauke, die Rothschild und die K. Antonio kampierten auf Bänken im Vorsaal, kurz, die Sache war äußerst brillant." — —

Edinburg, 28. Juli 29.

„In Edinburg ist es Sonntag, wenn man eben ankommt; da geht man denn über die Wiesen auf zwei höllisch steile Felsen zu, die Arthurs Sitz heißen, und klettert hinauf. Unten gehen die buntesten Menschen, Frauen, Kinder und Kühe im Grün herum, weit umher breitet sich die Stadt aus, wo in der Mitte die Burg wie ein Vogelnest am Abhang steht, über die Burg hinweg seht Ihr Wiesen, dann Hügel, dann einen breiten Fluß, über den Fluß hinweg wieder Hügel, dann kommt ein ernsterer Berg, auf dem Stirlings Gebäude erscheinen, das ist schon blaue Ferne, dahinter steht ein schwacher Schatten, den sie Ben Lomond nennen. Alles das ist aber nur die eine Hälfte von Arthurs Sitz; die andre ist einfach genug, es ist die hohe, blaue See,

unermeßlich weit, bedeckt mit weißen Segeln, schwarzen Dampfschornsteinen, kleinen Insekten von Kähnen und Böten, Felsinseln und dergleichen. Was soll ich's beschreiben? Wenn der liebe Gott sich mit Panoramenmalen abgibt, so wird's etwas toll. Wenige Schweizer Erinnerungen können dies schlagen, es sieht alles so ernsthaft und kräftig hier aus, es liegt alles halb im Duft oder Rauch oder Nebel; dazu ist gar morgen ein Wettstreit der Hochländer auf der Bagpipe, und so kamen viele in ihrem Anzug aus den Kirchen, führten ihre geputzten Mädchen siegreich am Arm, sahen stattlich und wichtig in die Welt hinein; mit den langen, roten Bärten, den bunten Mänteln und Federhüten, den nackten Knien und ihre rote Sackpfeife in der Hand, gingen sie ganz ruhig vor dem halbzerstörten grauen Schloß auf der Wiese vorbei, wo Maria Stuart glänzend gelebt hat, und wo sie Rizzio hat ermorden sehen. Es kommt mir vor, als ginge die Zeit sehr schnell, wenn ich so viel Vergangenheit neben der Gegenwart vor mir habe.

Es ist aber hier schön! Abends weht kalte Luft von der See her, und dann sehen alle Gegenstände höchst scharf und klar aus, schneiden sich gegen den grauen Himmel deutlich ab, die Lichter aus den Fenstern blinken sehr hell, und so war es gestern, als ich mit Herrn Ferguson, einem Edinburger friend of mine, an den mich Herr Droop, ein Londoner friend of mine, empfohlen hat, die Straßen auf und ab ging und mir auf der Post Euren Brief vom 13ten holte, den las ich mit besonderem Behagen auf Princes' Street in Edinburg mir durch. In Edinburg ein Brief vom Taxus her aus der Leipziger Straße! — Ebenso behaglich war es mir, als ich heut in die See hineinschwamm und nun ein paar Augenblicke allein im Meer mich herumtrieb und dabei dachte, wie genau wir doch

eigentlich miteinander bekannt wären, und doch steckte ich tief im schottischen Meer, das sehr salzig schmeckt, Dobberan ist Limonade dagegen.

Ob ich Sir Walter Scott hier sehen werde, ist, obwohl ich einen Brief an ihn von einem seiner genauen Freunde aus London habe, noch ganz ungewiß, doch hoffe ich's, meistens um von Dir, liebe Mutter, nicht gar zu sehr ausgescholten zu werden, wenn ich, ohne den lion gesehen zu haben, wiederkomme. Auch den Blumensamen kann ich erst nach der Reise besorgen, ich schäme mich ordentlich, ihn nicht geschickt zu haben, statt Scheren, Nadeln und dergleichen, aber man vergißt am Ende in London wirklich, daß eine Natur in der Welt ist, und sowie man fest, kalt und menschengleichgültig da wird, beim Feuerlärm nur aus dem Fenster nach der Flamme aussieht, aber ruhig weiterschläft, wenn sie nicht in der Nähe scheint; so fällt es auch keinem ein, daß Blumen zur Welt, oder gar Samen zu den Blumen gehören, man riecht daran, steckt sie ins Knopfloch und vergißt sie. —

Die Hochlandsfahrt geht so: über Stirling, Perth, Dunkeld und die Wasserfälle nach Blair Atholl; von da zu Fuß über die Berge nach Inverary, nach Glencoe, der Insel Staffa und der Insel Isla; hier wird ein paar Tage geblieben, weil mir Sir Alexander Johnston noch ein Empfehlungsschreiben an Sir Walter Campbell nachgeschickt hat, den Herrn, Besitzer und Tyrannen der Insel, den ein Wort von Johnston zähmt und zum Führer macht. Von da den Clyde hinauf nach Glasgow, dann nach Ben Lomond, weil es mit Loch Lomond die Hochlands lions sind, nach Loch Earn, Ben Vorlich, Loch Katrin, dann heraus nach Cumberland. Was soll ich weiter erzählen? — Die Zeit und der Raum gehen zu Ende und alles läuft wieder auf den Refrain hinaus: wie freundlich die Menschen und wie

freigebig der liebe Gott in Edinburg sind. Auch sind die Schottländerinnen zu beachten, und wenn Mahmud Vaters Rat befolgt und ein Christ wird, so werde ich an seiner Statt ein Türke und lasse mich in der Nähe hier nieder." —

Edinburg, 30. Juli 1829.

Ihr Lieben!

„Es ist jetzt nachts spät und heut war mein letzter Tag in dieser Stadt; morgen früh gehen wir nach Abbotsford zu Sir Walter Scott, übermorgen in die Hochlande. Die Fenster stehen offen, denn es ist schön Wetter und Sternhimmel, Klingemann schreibt neben mir in Hemdsärmeln; soweit die Szene.

Der Euch den Brief bringt, das ist ein junger Mann, J. Thompson, der mir hier viel Freundlichkeit erwiesen hat und mit dem ich oft und gern mich bei einem gemeinschaftlichen Bekannten traf. Ich bitte Euch herzlich, ihm die große Unbequemlichkeit seines Aufenthaltes zu erleichtern, soweit es geht; er spricht leider weder Deutsch noch Französisch, Ihr müßt also mal tun, als ob Ihr in Edinburg wäret und drauflos Englisch konversieren durch Dick und Dünn. Er liebt die Musik sehr, ich kenne von seiner Komposition ein hübsches Trio und Gesangstücke, die mir ganz gut gefallen haben, und er unterzieht sich der Unannehmlichkeit, nach einem Lande zu gehen, dessen Sprache er nicht kennt, nur um sich an dem Guten, was wir dort haben, zu ergötzen. Ich bitte Euch um so mehr, ihm recht freundlich zu sein und glaube um so mehr, daß Ihr meine Bitte erfüllen wollt, da ich nun aus Erfahrung weiß, wie tröstlich es ist, in der Fremde zuvorkommend und herzlich empfangen zu sein, und da das namentlich einem Engländer fast unentbehrlich ist, der den größten Unterschied zwischen seinem abgeschlossenen

Land und einem fremden stündlich fühlen muß, den daher jede Ausgleichung doppelt freut und der gewohnt ist, Fremde in seinem Wohnort gastfrei aufzunehmen.

Zeigt ihm, was ihn interessiert und was ihm gefallen kann; Fanny mag ihm viel vorspielen, er muß ihre Lieder von Beckchen performed hören, gebt ihm einen guten Begriff von der Musik abroad; Vater tadelte mich einmal in Paris, daß ich gegen Fremde nicht freundlich genug sei und, ich glaube, mit Recht. Aber ich habe den Fehler abgelegt, seit ich von Euch entfernt bin; man lernt es da schätzen. Drum habe ich ihm auch die Briefe nach Berlin angeboten, um die er mich nicht bat; setzt Ihr nun weiter fort.

In der tiefen Dämmerung gingen wir heut nach dem Palaste, wo Königin Maria gelebt und geliebt hat; es ist da ein kleines Zimmer zu sehen, mit einer Wendeltreppe an der Tür; da stiegen sie hinauf und fanden den Rizzio im kleinen Zimmer, zogen ihn heraus, und drei Stuben davon ist eine finstere Ecke, wo sie ihn ermordet haben. Der Kapelle daneben fehlt nun das Dach, Gras und Efeu wachsen viel darin, und am zerbrochenen Altar wurde Maria zur Königin von Schottland gekrönt. Es ist da alles zerbrochen, morsch und der heitere Himmel scheint hinein. Ich glaube, ich habe heut da den Anfang meiner Schottischen Symphonie gefunden. Nun lebt wohl." —

Klingemann schreibt:

Abbotsford, 31. Juli 29.

Staunendste!

„Unter uns schnarcht der große Mann — seine Doggen schlafen und seine gewappneten Ritter wachen

— es ist 12 Uhr und die süßeste Geisterstunde, die ich je erlebt, denn Miß Scott bereitet die göttlichste Marmelade — die Bäume des Parks rauschen — die Wellen des Tweed flüstern dem Barden die Geschichten der Vorzeit und das Geheimnis der Gegenwart — und Harfentöne, von zarter Hand gegriffen, klingen dazwischen ins fremde, altertümliche Gemach hinein, in das der Gefeierte uns gelagert, — mit wahrerem Hochgeschmack ist überhaupt nie ein Brief begonnen worden und auf Europa wird sehr herabgesehen. Schon wie wir heut morgen fünf und dreiviertel Uhr aus Edinburg schlaftrunken abfuhren, tönte es närrisch um uns herum — die Stage war schon in Bewegung — ich voran ihr nach — ein Eckensteher — immer ein Highlander hier — brachte sie zum Stehen und rief mit Eifer: Run my man, run my man, it won't wait! Was bedeuten denn ferner vierzig Meilen, wenn man dabei die Quellen des Nil entdeckt? Wir waren in Melrose, Felix fuhr nach Abbotsford, — ich blieb zurück, als einer ohne letter of Introduction, der nachkommen könne, wenn der Walter den andern durchaus nicht fahren lassen wollte. Melrose Abbey ist eine Ruine, voll Erhaltung und Unterhaltung, der König David (von Schottland) und der Zauberer Scott (Michael, nicht Walter) sind da in Stein und die ganze Gegend ist von Sagen und alten Feenreigen durchwoben — Thomas the Rymer und die Feenkönigin haben im dunkeln Glen, etwas weiter hinauf, Tänze gehalten, und sogar im Kastellan springt noch was davon, wenn er wie ein Gems auf die höchsten Pfeilerruinen klettert. Man wird so hungrig in solchen Ruinen, die einem durch Kontrast zuletzt sehr die Gegenwart auf die Nase stoßen, daß ich mich in die Kneipe zurückzog zu Brot und Käse und Aale und einer Zeitung — so lag ich genießend und ruhend auf dem Sofa — da kam die

Kutsche zurück, man stürmte in unser Zimmer; ich dachte nur an Felix und sagte Skurriles. Da unterschied ich einen ältlichen Mann: O Sir Walter! rief ich aufspringend und fügte errötend, entschuldigend hinzu: Nur ähnliche Kupferstiche entschuldigen ähnliche Vertraulichkeit! „Never mind!“ so erwiderte er, der so sehr als breit verrufene, kurz, — „werter zukünftiger Parnaßbruder und Historien Romancier, ich freue mich Ihrer Begegnung: Ihr Freund hat mir schon und schön auseinandergesetzt, was und wieviel Sie alles noch schreiben werden, wo nicht geschrieben haben!“ Dabei wurden Hände aus und wieder ein geschwenkt, und wir alle zogen im überseligen Taumel nach Abbotsford. Noch heute abend schrieben Felix und ich Töne und Verse in ein großes Stammbuch mit Zittern, ich folgendes:

Hohe Berge steigen himmelaufwärts
Und die Moore liegen rabenschwarz dazwischen,
Felsen, Schluchten, Schlösser, Trümmer reden von uralter Vergangenheit,
Und sinnverwirrend umrauscht es die Neuen,
Die davon träumen, ohne es zu verstehen. —
Aber an den Pforten des Landes wohnt einer,
Der, ein Weiser, der Rätsel kundig ist
Und der alles Alte neu ans Licht bringt —
Nun ziehen die Frohen
Und rauschen und lauschen
Und reisen und weisen,
Verstehen und sehen
Die Felsen und Schluchten und Schlösser und Trümmer.—
Der Weise aber hebet noch immer die Schätze
Und münzt sie ein in goldne, klingende Batzen!

Dies zum Andenken von usw. usw.

Nachschrift von Felix: „Klingemann lügt oben wie gedruckt. Wir fanden Sir Walter Scott im Begriffe, Abbotsford zu verlassen, sahen ihn an wie ein neues

Tor, fuhren achtzig Meilen und verloren einen Tag um eine halbe Stunde unbedeutender Konversation, Melrose tröstete wenig, wir ärgerten uns über große Männer, über uns, über die Welt, über alles. Der Tag war schlecht. Heut war ein Tag!! Wir haben des gestern vergessen und lachen darüber."

Felix:

Blair Atholl, 3. August.

„Heut ist der trübste, traurigste Regentag. Aber wir helfen uns, so gut es geht. Das ist freilich schlecht genug. Ganz durchnäßt ist Erde und Himmel, und Regimenter von Wolken ziehen noch in Reih' und Glied heran. Gestern war ein wunderschöner Tag; wir gingen von Felsen zu Felsen, viel Wasserfälle, schöne Täler mit Flüssen, dunkler Wald und Heide mit rotem Kraut; wir fuhren im offenen Einspänner des Morgens und gingen später einundzwanzig (englische) Meilen zu Fuß. Ich zeichnete sehr viel und Klingemann kam auf den göttlichen Gedanken, der Euch gewiß große Freude geben wird, an jeder Stelle, die ich zeichnete, einige Zeilen in Knittelversen zu entwerfen, und das haben wir denn auch gestern und heut ausgeführt. Es geht ganz prächtig, er hat schon wunderniedliche Sachen gedichtet.

Abends 3. August, an der Tummelbrücke.

Wilde Wirtschaft. Der Sturm heult, saust und pfeift draußen hin und her, schlägt unten die Türen zu und die Fensterladen auf, ob der Wasserlärm vom Regen oder dem reißenden Schaumstrom herkommt, kann man nicht wissen, weil beide zusammen wüten; wir sitzen hier ruhig am Kaminfeuer, das schüre ich von Zeit zu Zeit an, dann flackert es auf; übrigens ist

der Saal groß und leer, an einer Wand tröpfelt's naß herunter; der Fußboden ist dünn, da hallt das Gespräch aus der Knechtstube unten herauf, die singen betrunkene Lieder und lachen; dazu Hundebellen, zwei Betten mit purpurnen Vorhängen, an unsern Füßen statt der englischen Pantoffeln schottische Holzschuh, Tee mit Honig und Kartoffelkuchen, eine enge, gewundene Holztreppe, auf der uns die Magd mit Schnaps entgegenkam, trostloser Wolkenzug am Himmel, und trotz all des Wind- und Wasserlärms, trotz des Knechtgesprächs und Türklappens ist es still! Still und sehr einsam! Ich möchte sagen, daß die Stille durch den Lärm durchklingt. Eben geht die Tür von selbst auf. Es ist Hochlandsschenke. Die kleinen Jungen mit dem Plaid und den nackten Knien und bunten Mützen, der Aufwärter im Tartan, alte Leute mit Zöpfen sprechen alle unverständlich Gälisch durcheinander. Das Land ist weit und breit dick bewachsen und belaubt, von allen Seiten stürzen reiche Wasser unter den Brücken vor, wenig Korn, viel Heide mit braunen und roten Blumen, Schluchten, Pässe, Kreuzwege, schönes Grün überall, tiefblaues Wasser, aber alles ist ernst, dunkel, sehr einsam. Was soll ich's beschreiben? Fragt Droysen danach, der kennt es besser und kann es malen, wir haben uns immer Zeilen seines „Hochlands" hergesagt. Lieber Droysen, woher kennst Du Schottland? Es ist so, wie Du sagst. —

Ich lese heut abend noch in den Flegeljahren, denn die gehen mit, und die Schwestern gucken mich sonderlich an*). Hensel hat's los, er kann Gesichter sehen und festhalten. Aber das Wetter ist trostlos. Ich habe mir eine eigne Manier zu zeichnen dafür erfunden,

*) Die Schwestern hatten Felix nach England die Jean Paulschen Flegeljahre, sein Lieblingsbuch, geschickt, in das Hensel sie als Titelblatt gezeichnet hatte.

und habe heut Wolken gewischt und graue Berge gemalt mit dem Bleistift; Klingemann reimt munter und ich führe im Regen weiter aus."

Klingemann:

Gegeben in den Hebriden, am 7. Aug.

„Die Jugend von Tobermory, der Hauptstadt der Insel Mull, lärmt vergnüglich am Hafen, das atlantische Meer, in dem sich reichlich Wasser zu befinden scheint, liegt ganz still vor Anker, gleich unserm Dampfschiff, wir sind in ein respektables Privathaus einquartiert und stiften unserm Tagwerk gern ein erquicklich Denkmal, indem wir, gleich Napoleon, unsre Armeebulletins immer nur von bedeutenden Punkten aus erlassen. Ordentlich reizend ist's hier, ich habe von jeher die Hebriden mit den Hesperiden verwechselt und das macht's, — fanden sich auch die Orangen nicht an den Bäumen, so lagen sie doch im Whisky-Punsch. — Gestern zogen wir bergauf, bergab, der Karren meist zur Seite und wir nebenhersteigend, durch Haiden und Moore und Pässe aller Art, — die Natur hat hier so sehr für letztere gesorgt, daß das Gouvernement weiter gar keine fordert, — unter Wolken und im dichten Staubregen durch's Hochland, räucherige Hütten klebten auf Abhängen, häßliche Weiber schauten durch die Fensterlöcher, Viehherden mit Rob Roys sperrten zuzeiten unsern Lauf, gewaltige Berge steckten bis auf die Knie, im Hochlandskostüm in den Wolken und guckten wohl oben wieder heraus, — man sah aber manchmal wenig. Gestern abend spät aber fielen wir ganz unverhofft wieder in einige Kultur, nämlich in eine Straße, aus der das Fort William besteht, und heute morgen warfen wir uns der neuesten, nämlich dem Dampf, in die Arme, waren wieder unter vielen Menschen und schlürften Sonnenschein mit

Meergrün, weite Seelinien, die Felsen in bescheidener Entfernung, gute Kost und mancherlei Gesellschaft, ein neuer Freund erzählt uns gleich, wie das junge Ehepaar dort seinen Honeymoon verreise, und wie er sie auf dem Ben Lomond, kurz nach der Hochzeit, einen Scotch Reel hätte tanzen sehen, die Braut mit Abschiedstränen in den Augen, — am Hafen von Oban steht Bruces Felsen, wo er irgend eine Tat verrichtet, — der Laird Mac Donald geht mit seinen Damen nach seinem Hause, einem neuen, das hinter den Ruinen des alten Castles steht und worin noch eine silberne Broach von Bruce aufbewahrt wird, — unser Edinburger Freund, der Seekapitän Nelson, mit dem wir auf dem Schiff zusammentreffen, und Hands shaken erzählt wunderliche Geschichten darüber, wie diese Reliquie verloren gewesen und teuer wieder erkauft sei, — sie sei einmal geraubt mit anderen Sachen und habe sich zuletzt im Besitz einer Dame gefunden, die von Rob Roy abstamme.“ — —

Glasgow, 10. August.

„Da liegen wieder Meere dazwischen, an jenem 7. mußte Ruhe gesammelt werden, um am nächsten Morgen um fünf Uhr wieder in See zu stechen. Wenn man, wie wir jetzt, im besten Wirtshause einer Handelsstadt von hundertsechzigtausend Einwohnern sitzt, die eine Universität und Kattunfabriken hat und Kaffee und Zucker aus der ersten Hand, so schaut man mit Behagen auf erlittenes Ungemach zurück, — die Hochlande und das Meer brauen sich aber nichts wie Whisky und schlecht Wetter. Hier ist's anders und glatt, aber komfortabel; mit blauem Himmel über sich und gutem Sofa unter sich, genießbaren Viktualien vor sich und dienstbaren Geistern um sich bietet man allen Gefahren Trotz, besonders aber den überstandenen. Am

besagten frühen Morgen wurden die angenehmen Dampfpersonen, die zuerst mit lauter Ölblättern auf uns zugeflogen waren, immer niedriger, je tiefer der Barometer fiel und je höher die See ging. Das tat nämlich die Atlantische — das reckte seine tausend Fühlfäden immer ungeschlachter und quirlte immer mehr — die Schiffsregierung behielt ihr Frühstück fast allein, denn wenige vermochten die Tassen zu handhaben, und überhaupt fielen die Ladies um wie die Fliegen, und ein und der andere Gentleman tat's ihnen nach; ich wollte, mein Reisepechbruder wäre nicht unter ihnen gewesen, aber er verträgt sich mit dem Meere besser als Künstler, denn als Mensch oder als Magen; zwei hübsche kalte Töchter eines hebridischen Aristokraten, auf die Felix wüten mag, blieben allein ruhig oben sitzen und machten sich nicht einmal viel aus der Seekrankheit ihrer Mutter; noch saß eine zweiundachtzigjährige Frau gelassen an der Dampfmaschine und wärmte sich im kalten Winde. Die Frau hat mich sechsmal gerührt und siebenmal geärgert — sie wollte Staffa noch sehen vor ihrem Ende. Staffa, mit seinen närrischen Basaltpfeilern und Höhlen, steht in allen Bilderbüchern; wir wurden in Böten ausgesetzt und kletterten am zischenden Meere auf den Pfeilerstümpfen zur sattsam berühmten Fingalshöhle. Ein grüneres Wellengetose schlug allerdings nie in eine seltsamere Höhle — mit seinen vielen Pfeilern dem Innern einer ungeheuren Orgel zu vergleichen, schwarz, schallend und ganz, ganz zwecklos für sich allein daliegend — das weite graue Meer darin und davor. Da kletterte mühsam die alte Frau hart am Wasser, sie wollte doch noch vor ihrem Ende die Höhle von Staffa gesehen haben.. Sah sie auch. Wir anderen kehrten im kleinen Boot zum Dampfschiff, zum unerquicklichen Steam-Duft zurück. Beim zweiten Boot,

was ankam, sah ich erst, wie wahr Theater in Opern das Auf- und Abschwanken eines Kahns, in dem der Geliebte die Werte aus einiger Not errettet, darzustellen vermögen. — Es gewährte einigen Trost, daß die beiden vornehmen Gesichter doch blaß geworden waren, so sah ich's durch meinen schwarzen Brill. Aber die zweiundachtzigjährige Alte saß auch darin und zitterte, das Boot schwankte, mit Mühe hob man sie heraus — sie hatte doch vor ihrem Ende Staffa noch gesehen! Das Vergnügen wurde immer ernsthafter, da wo gestern nett konversiert war, wurde mehr geschwiegen heute, der blanke Mohr, der auf dem Verdeck saß und mit Tambourin und Waldpfeife den Jägerchor im Atlantischen vortrug, wenn er nicht rauchte, und der abends pfeifend die Jugend von Tobermory mit sich herumzog, war dort geblieben; der gelbe Mulattenkoch, dessen gleißendes Kalibansgesicht wir gestern mit Jubel zwischen Kesseln und Heringen und Zugemüse hatten herumhantieren sehen, briet heute alten Schinken und brachte mit diesem Geruch einzelne leidende Seefahrer zur Verzweiflung, wo nicht zu was Schlimmerem; die noch lebenden Passagiere verschworen sich gegen den Kapitän, der dem Sir James zu Gefallen den alten längeren Weg zurück nehmen wollte, statt auf einem kürzeren um Jona herum nach Oban zu gehen. Jona, eine von den Hebridenschwestern, klingt doch wohl sehr ossianisch und weichmütig, und es ist was dran — sitze ich mal in einer tollvollen Assemblée mit Musik und Tanz und ich habe Lust, mich in die ödeste Einsamkeit zu begeben, so denke ich an Jona, woselbst die Ruinen einer Kathedrale, die mal geglänzt hat, die Reste eines Nonnenklosters und die Gräber der alten schottischen Könige und älterer nordischer Seefürsten sind; auf manchen Denksteinen sind zwischen groben Verzierungen Schiffe

ausgehauen. Wohnte ich aber gar auf Jona und lebte dort von Melancholie, wie andere von ihren Renten, so wäre mein dunkelster Augenblick der, wo ich im weiten Raume, der nichts führt als Klippen und Möwen, mit einem Male einen Schnörkel von Dampf sähe, dann das Schiff selber und zuletzt eine bunte Gesellschaft in Schleiern und Fräcken heranträte, sich eine Stunde lang die Ruinen und die Gräber und die drei kleinen Hütten für die Lebendigen ansähe und dann wieder davon zöge — und dieser höchst unmotivierte Spaß sich nun wöchentlich zweimal erneuerte, als das einzige beinahe, woran zu erkennen ist, daß es eine Zeit und Uhren in der Welt gibt; es müßte sein, als zögen die alten Begrabenen in einer possenhaften Vermummung um. Jona gegenüber liegt eine Felseninsel, die sieht zum Überfluß noch aus wie eine zerstörte Stadt.

Nach und nach genasen die Seeleidenden, ein Segel wurde über dem Verdeck ausgespannt, weniger gegen die Sonne, als gegen die Feuchtigkeit, über die wir Pechbrüder immer im Streit liegen, weil Felix es Regen nennt, ich aber „Mist"*), und man hielt im Angesicht sämtlicher Seeungeheuer offene Tafel im Atlantischen, selbst Felix biß wieder ein und um sich, der Sir trank Wein mit denen, die nicht über und gegen ihn gemurrt hatten — wir entzogen uns dem. Um sieben Uhr abends hätten wir wieder in Oban, unserem Kontinent, sein sollen, wir kamen aber bloß bis Tobermory, einzelne landeten, der Mohr zog nicht lustig mit der Inseljugend umher; denn es regnete, und er hätte keine geneigten Gehöre gefunden. Es wurde Nacht und dunkel, der Kapitän legte in irgend einem Winkel ruhig vor Anker und wir uns in die Kajüte — Betten gab's nicht, und Heringe wohnen in rö-

*) Englisch: Nebel.

mischen Sälen gegen uns — ich wollte in der Schlaftrunkenheit zuzeiten Fliegen aus meinem Gesicht vertreiben, und es waren nur die gereiften Locken des greisen Schotten; wäre der Papst dabeigewesen, so hätte ihm ein und der andere Protestant unbesehens den Pantoffel geküßt; denn man machte oft unbekannte Stiefel zu seinem Kopfkissen. Es war ein wüstes Gelag ohne Trinken, zu dem Regen und Wind abgeschmackte Lieder sangen.

Um halb sieben Uhr morgens am Sonntag landeten wir in Oban unter Regen; eine gälische Predigt wollten wir nicht hören und setzten uns also, vom Regen beschattet, auf eins der liebenswürdigen Fuhrwerke von offenem Bergcharakter, die Carts heißen, zuletzt aber schien die Sonne und erwärmte Herzen und trocknete Mäntel. In Inverary war ein treffliches Wirtshaus und braves Unterkommen; eine schwarzlockige, schöne Wirtstochter schaute als Schild über dem Schilde in den Hafen hinein, in dem die frischesten Heringe um neun Uhr morgens noch lebendig schwimmen, um eine Viertelstunde darauf schon gebraten in den Kaffee getunkt zu werden. Künftige Reisegefährten fragten uns teilnehmend unsere gehabten Leiden und zerrissenen Stiefel ab. Das Schloß des Herzogs von Argyll schaute stolz aus den hohen Bäumen heraus, und von allen Bergen ringsum besprachen sich die belaubten Bäume oben mit den behauenen Verwandten unten, die, schon im Schiffswesen angestellt, im Wasser umherschwammen.

Unsere Sehnsucht nach Kultur und Briefen trieb uns hierher nach Glasgow in wunderbarer Fahrt durch verschiedene „Löcher", nämlich Seen, und über Land. Aus einem Dampfboot, in das wir stiegen, während die schwarzlockige Wirtstochter Klavier schlug, sollten wir in eine Dampfkutsche gesetzt werden, wir wurden

aber von Pferden gezogen und erstere stand schon gebraucht, aber noch nicht ganz praktikabel, müßig am Wege, ein lächerliches Fuhrwerk mit einem hohen Schornstein und einem Steuer. Dann wurden wir wieder in ein Dampfschiff gesetzt, was von Eisen sein sollte, die Wände aber, an die wir klopften, waren von Holz; dann fuhren wir abermals eine Strecke zu Lande, bis wir wieder an einen Loch Heck kamen, da abermals in ein Dampfboot abgesetzt wurden, das uns zu endlicher guter Letzt an ein letztes abgab, an der Mündung des Clyde, mit dem wir nach Glasgow den Clyde hinauffuhren. Prächtige Fahrt, keine oder kleine Wellen, Seeörter am Fluß mit großen Seeschiffen, Möwen, vorübersausende Dampfschiffe, Landhäuser, ein Felsen mit Dumbarton castle und einem Blick ins Helle, Weite, vom blauen türmenden Ben Lomond stattlich beschlossen — wir begrüßten ihn zum erstenmal. Das Land wurde flacher und sanfte Kornfelder nickten uns nach den langen, stolzen, schweigenden Bergen, wie alte Bekannte vertraulich zu, alles war dabei still und friedlich. Dreierlei Stillen regieren hier überhaupt — in den Bergen rauscht's voll Wasser, aber es ist ernsthaft still — im Meere zwischen den Inseln schlagen die Wellen, aber es ist trostlos still — in den vollen Ebenen fliegen die Dampfschiffe, aber es ist sanft und in Erholung still — das erste sind wüste Gesellen, die wollen nichts lernen und nicht arbeiten, das zweite sind abgesetzte Götter, die schmollen, das letzte sind fromme Kinder nach gutem Tagewerk. In Glasgow aber sind siebenzig Dampfböte, von denen täglich vierzig auslaufen und viele lange Schornsteine dampfen, ein treffliches Wirtshaus erquickt uns, in dem aber noch die Aufwärter mit zwei Händen und ebensoviel Füßen bedienen, weil's mit Dampf noch nicht ausgefunden ist.

Am 11., morgen, geht's zum Loch Lomond und zu den übrigen Punkten, die eigentlich als Beilagen zu Walter Scotts sämtlichen Werken ausgegeben und verpackt werden sollten. Einstweilen ist Glasgow besehen und vortrefflich. Heute morgen waren wir in einer stupenden Baumwollenspinnerei voll tollen Lärmens, so vielem, wie beim göttlichen Wasserfall von Monaß, wo sitzt denn der Unterschied für's Ohr? Eine alte Arbeiterin bei dem Kratzfache hatte einen Baumwollenkranz auf und eine andere hatte ihr Zahnweh damit verbunden. Hunderte von kleinen Mädchen quälen sich da früh und sehen gelb aus. Aber poetisch bleibt solche Geschichte immer. Die Ordnung wird erhaben und das Ganze verschlingt sich wie Jahreszeiten und Vegetation. Ich spaße wenig und bewundere viel — die Zeiten sind gar nicht so schlecht, wo alles, es mag wollen oder nicht, weiter muß und Bewegung ist die beste Verdauung. Die Zeit eilt schrecklich und vom Hochland ist noch alles, die Weite und die Enge, nachzuholen, aber man ist zu weit voraus, beste, ja noch bessere Gedanken- und Briefquadern haben wir aller Orten und Ecken liegen lassen müssen und die Hochländer verstehen's nun nicht und doch verdienten sie alle unser Bestes und nicht unser Eiligstes."
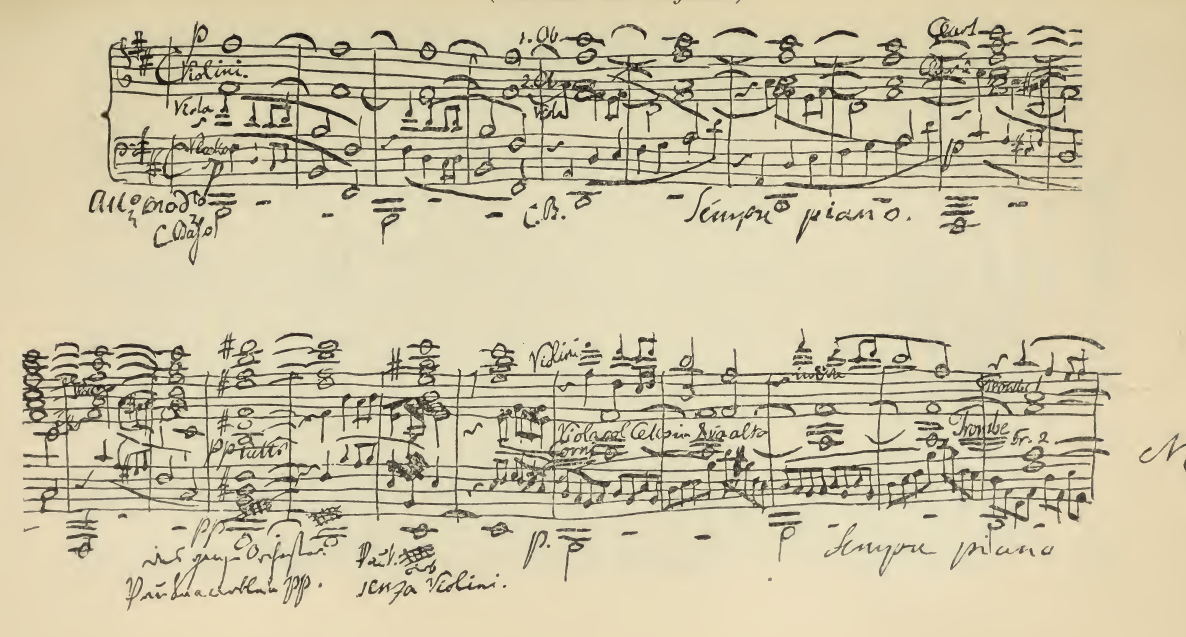
Klingemann.

Felix:

Auf einer Hebride, den 7. August 1829.

„Um Euch zu verdeutlichen, wie seltsam mir auf den Hebriden zumute geworden ist, fiel mir eben folgendes bei:

(*Facsimile des Originals.*)



Glasgow, 11. August.

„Was liegt da alles dazwischen, die gräßlichste Seekrankheit, Staffa, Gegenden, Reisen, Menschen, Klingemann hat alles beschrieben und Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich mich kurz fasse, auch steht das Beste, was ich zu melden habe, genau in den obigen Musikzeilen.“ — —

Felix:

Glasgow, 13. August.

„Hier ist denn das Ende unserer Hochlandsreise und der letzte unserer Doppelbriefe. Wir waren froh zusammen, haben munter gelebt und sind so vergnügt durch die Gegend gewandert, als ob der Sturm und Regen, von dem alle Zeitungen berichten (und vielleicht endlich auch die Berliner), gar nicht da wäre. Er war aber da, Wetter hatten wir, daß die Bäume und die Felsen krachten. Noch vorgestern auf dem Loch Lomond saßen wir in der tiefen Dämmerung auf einem kleinen Ruderboot, wollten über's Meer kreuzen, weil ein Lichtchen blinkte, das uns einlud, da stieß der Wind aus der Bergecke sehr rauh und heftig, das Ding fing an so arg zu schwanken, daß ich meinen Mantel zusammennahm, um mich zum Schwimmen fertig zu machen, daß alle unsere Sachen durcheinander fielen und Klingemann mich ängstlich anfuhr: „Rühr dich! Rühr dich!“ Doch kamen wir glücklich durch, wie wir denn überhaupt Treffer haben, mußten mit einem fluchenden, jungen Engländer, der halb Jäger, halb Bauer, halb Gentleman und ganz unausstehlich war, sowie mit drei anderen gleichen Kalibers in einem Zimmer wohnen und in einem anderen Hause unter dem Dach schlafen, so daß wir von der Wohn- zur Schlafstube mit Regenschirm, Mantel und Mütze gingen.

Das Elend, die unwohnliche, ungastliche Einsamkeit des Landes zu beschreiben reicht aber Raum und Zeit nicht zu; wir wanderten zehn Tage, ohne einem einzigen Reisenden zu begegnen; was auf der Karte als Städte oder doch Dörfer angegeben, sind einzelne Ställe nebeneinander, in denen Tür, Fenster und Schornstein aus einer Öffnung bestehen, die Menschen, Vieh, Licht und Rauch zugleich ein und aus läßt, in denen Ihr auf alle Fragen ein dürres „Nein" hört, in denen dunstiger Branntwein das einzig bekannte Getränk ist, ohne Kirche, ohne Straße, ohne Gärten, die Stuben pechfinster am hellen Tag, Kinder und Hühner auf einem Strohlager, viele Hütten ohne Dach, viele noch unfertig daliegend, mit zerbröckelten Mauern, viele Brandstellen; und diese Wohnplätze sind nur sparsam einzeln zerstreut über das Land; sehr lange, ehe Ihr ankommt, hört Ihr von solchem Ort sprechen, der Rest ist Heide mit rotem oder braunem Kraut, abgestorbenen Fichtenästen und weißen Steinen dazwischen, oder schwarzer Moor, in dem sie Trappen schießen. Dann findet Ihr auch wohl schöne Parks, aber unbesucht, breite Seen, aber unbeschifft; die Landstraßen verödet, und nun über alles das der Glanz der reichen Sonne gebreitet, die die Heide tausendfarbig verändert und alles so göttlich bunt und warm beleuchtet, und die Wolkenschatten, die sich hin und her jagen. Es ist kein Wunder, wenn die Hochlande melancholisch genannt sind. Gehen aber zwei Gesellen so lustig durch, lachen, wo's nur Gelegenheit gibt, dichten und zeichnen zusammen, schnauzen einander und die Welt an, wenn sie eben verdrießlich sind, oder nichts zu essen gefunden haben, vertilgen aber alles Eßbare und schlafen zwölf Stunden: so sind das eben wir und vergessen es im Leben nicht."

Klingemann:

Glasgow, 14. August.

„Mein Gegenüber hat nicht allein die Seite, sondern auch das Hochland so gründlich beschrieben, daß ich mich schäme, anzufangen und höchstens ein Stück Oatcake*) hierher nageln möchte, als schlagendes Aktenstück und niederschlagendes Wahrzeichen. Unvergeßliches Land! das Gedächtnis der Nase ist bekannt und so gut wie Walt**) Aurikelngeruch nicht vergessen konnte, wird der Hochlandsgeruch in uns fortwohnen — eine gewisse räucherige Atmosphäre, die jeder Bergschotte um sich hat. Ich schloß unterwegs einmal die Augen und meldete darauf, fünf Hochländer seien vorübergegangen — meine Nase hat's gesehen. Die Häuserzahl dort ist gleichfalls danach bequem zu bestimmen. Im übrigen ist das Land gar so übel nicht, wie es gewisse Leute aus großen Residenzen machen wollen, — es hat sich fast ausschließlich auf's Bergfach gelegt und leistet doch darin einiges — abends, wenn es dunkel wird und der Sturm sich aufmacht, findet man doch ein Wirtshaus mit Betten und einen Raum, den man nicht gerade mit den Viehtreibern zu teilen braucht, sondern mit schießenden John Bulls — läuft auch mal ein Huhn durch die Stube, schreit auch mal unter uns ein Schwein, so beweist das doch, daß man am nächsten Morgen ein frisches Ei und etwas Schinken zum Frühstück haben wird, — stößt der Karren, auf dem man ächzt, auch etwas mörderlich, so ist das doch nur etwas mehr Aufmunterung zum Fußwandern, — findet sich auch gerade kein industriöser Kerl, der die Sachen trägt, wenn man gern zu Fuß gehen will, so ist das nur ein freundlicher Wink, daß man sich's bequem machen möge und fahren — hat man einmal

*) Hafermehlbrot. **) Flegeljahre von J. Paul.

nichts weiter als frischen Hering und schöne fette Sahne, so bedeutet das den patriarchalischen Urzustand, den wir Neueren immer im Munde haben — machen die Leute etwas ungeschickt Anstalten zu mehrerem, mit versetztem Wein und übersetzten Rechnungen, so ist das doch ein erfreulicher Ansatz zur Kultur, sowie überhaupt die einzelnen Wirtshäuser, die auf den Karten als Städte aufgeführt sind, wohl nichts weiter vorstellen, als eben Samenkörner zu jenen, hier und da in die weite, breite Moorerde gesteckt, die schon einmal auflaufen werden. —

Und nun kamen wir heraus aus den Hochlanden, denn wir sehnten uns nach der warmen Sonne, die wir seit Tagen nicht gesehen, wir wiegten uns in gutem Fuhrwerk, das wir lange nicht gekostet, durch ebene Gegend und muntere Dörfer, in denen wir lange nicht gewesen, die Sonne schien draußen wirklich im blauen Himmel, nur über dem Hochlande lagen noch schwarze Wolken, je länger und öfter wir aber zurückschauten, desto blauer und duftiger wurden die Berge, zu deren Füßen wir gelegen, alle tiefen Farben spielten und wir hätten sehnsüchtig werden und uns nach ihnen zurückwünschen mögen, wenn wir nicht gewußt hätten, daß es drinnen doch grau und kalt-majestätisch hergehe. Auf alle Fälle war's aber doch ein süßes Ade von jenen Höhen, die wir verleumden und lieben." —

Felix:

19. August, Liverpool.

„Da flog man weg von Glasgow, oben auf der Mail, zehn Meilen die Stunde, durch Wiesen und Schornsteine, die beide dampfen, in die Cumberland-Seen, nach Keswick, Kendal, den niedlichsten Städten und Dörfern, das ganze Land ist wie eine Wohnstube,

Felswände, aber wohltapeziert mit Büschen, Moos und Tannen, die Bäume sorgfältig in Efeu gewickelt, keine Mauern oder Zäune, nur hohe Hecken, und diese bis auf die flachen Berggipfel hinauf, von allen Seiten fliegen Wagen mit Reisenden über den Weg, Korn steht in Garben aufgepflanzt, und Abhänge, Hügel, Schluchten, alles mit dem warmen, dicken Grün bedeckt, darauf gleich wieder die dunkelblaue englische Ferne, manche alte Adelsburg dazwischen, so ging's bis Ambleside, da wurde der Himmel wieder finster, Regen und Sturm, wir außen auf der Stage, durch die Hohlwege, an den Seen vorbei, bergauf, bergab wie toll jagend, so in die Mäntel und Schirme gehüllt, daß wir nur die vorüberfliegenden Gitter, Steinhaufen oder Gräben zählen konnten, dann wieder hinausguckend auf veränderte Berge und Seen, mit den Regenschirmen an die Häuserdächer zuweilen anstoßend, durch und durch naß in ein schlechtes Wirtshaus mit hohem Kaminfeuer und englischen Gesprächen von Fußgehen, Steinkohlen, Abendbrot, Wetter und Bonaparte handelnd, dann gestern durch Zufall auf getrennten Stageplätzen, so daß ich Klingemann kaum sprach, denn in vierzig Sekunden ist umgespannt, ich auf dem Bock neben dem Kutscher, der mich frug, ob ich viel die Cour machte und sich manches erzählen ließ, während ich die Pferdesprache von ihm lernte, Klingemann neben zwei alten Weibern, denen er ein Stück Schirm abtrat, wieder Fabriken, Wiesen, Parks, Landstädte, hier ein Kanal, da eine Eisenbahn, dahinter das Meer mit Schiffen, sechs volle Kutschen mit aufgetürmten Menschen nacheinander, abends dicker Nebel, die Stages rasen, wenn's dunkel wird, durch den Nebel am Horizont weit und breit Laternen zerstreut, Windmühlenflügel, Fabrikenrauch von allen Seiten, einzelne Herren zu Pferde vorübersprengend, das erste

Stagehorn tutet in B-, das zweite in D-Dur, noch andere aus der Ferne hinterher, und da sind wir nun in Liverpool. —

Heut abend geht Klingemann nach London, ich nach Holywell, die schottische Reise ist vorüber, es geht alles sehr schnell, viel ist mir seit kurzem vorbeigezogen und es steht noch nicht still. Wir gehen nun auseinander und legen schöne Zeit zur Vergangenheit."

Klingemann:

Liverpool, 19. Aug., abends halb zehn.

„Um zehn Uhr ist das Vergnügen aus, ich setze mich, nachdem sich zwei nachdenkliche Reisegesellen auseinandergesetzt, auf die Mail und fahre nicht fort, wie ich gewollt, im Briefe, sondern nach London! Darum hier kurzer warmer Abschied von Doppelkorrespondenzgenossen und all dem grünen, bergigen Durcheinander, nach einem Tage, wie dem heutigen, im Städtchen Liverpool, wo wir uns auf Börse und im Hafen, auf neuen Kirchhöfen und Rathaussälen haben herumtreiben müssen und sogar noch für unser Dinner zu guter Letzt im Dampfboot über die rauhe, regnigte Mersey schiffen, von wo wir eben, in dunkler Kajüte sitzend, zwischen unsichtbaren, schweigenden, schwatzenden, angetrunkenen, nüchternen Liverpoolern zurückkommen und mit Packen und Berechnen den vierwöchentlichen nassen aber tapfern Festtag ausläuten. So mögen denn die Glocken klingen und stille fortbrummen, bis das wunderliche Schicksal sich's mal wieder in den Kopf setzt, Leute, Gott weiß wie, auseinanderzubringen und Gott weiß wo zusammenzuführen. Auf einem närrischen Umwege reden sich Leute, die sich auf mehr wie eine Weise gegenübersitzen, an, wenn sie sich in einem Doppelbrief anschreiben und etwa sagen: Gottlohn und schönen Dank für
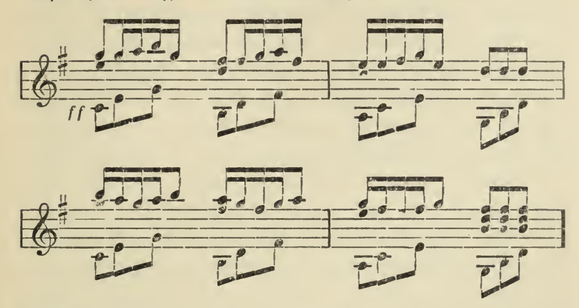
geleistete gute Gesellschaft! Wir zogen in der Tat ehrlich und wacker genug durch Hoch- und Tieflande, wehe aber all den schlechten Inns und alle den Regenschauern, die uns so oft zum Schweigen gebracht haben! — — Basta! Felix beneidet mich jetzt um das elende Fleckchen Platz, was ich noch habe, weil ich nun unter vielen andern pikanten Dingen noch das herausheben kann, wie wir heute an Bord eines amerikanischen Schiffes waren, von New York, das „Napoleon" heißt, und auf dem sich, außer allem erdenklichen Mahagonikomfort, auch ein Piano von Broadwood befand, zum Trost für lange Seeaugenblicke, und wie er, im Hafen von Liverpool, unfern des Atlantischen, sich hinsetzte und mir aus dem ersten Satz Ihrer Ostersonate, o Fräulein Braut, vorspielte, von der wir früher bloß gesprochen, — die kalte Luft wehte dazu von oben herein, und Matrosen sangen von weitem zur Arbeit ein eintönig Moll-Lied. — Adieu. —"

Felix:

Llangollen, den 25. Aug. 29.

„Nur keine Nationalmusik! Zehntausend Teufel sollen doch alles Volkstum holen! Da bin ich hier in Welschland, und, o wie schön, ein Harfenist sitzt auf dem Flur jedes Wirtshauses von Ruf und spielt in einem fort sogenannte Volksmelodien, d. h. infames, gemeines, falsches Zeug, zu gleicher Zeit dudelt eben ein Leierkasten auch Melodien ab, zum Tollwerden ist es, Zahnschmerzen habe ich leider davon; die schottischen Dudelsäcke, die Schweizer Kuhhörner, die welschen Harfen, die alle den Jägerchor mit Variationen als Improvisationen von gräßlicher Art vortragen, ferner die schönen Gesänge auf dem Flur, überhaupt alle ihre reelle Musik! Es ist über die Begriffe! Wenn man wie ich Beethovens Nationallieder nicht ausstehen kann,

so gehe man doch hierher und höre diese von kreischenden Nasenstimmen gegröhlt, begleitet von tölpelhaften Stümperfingern, und schimpfe nicht. Während aller dieser Zeilen spielt der Kerl auf dem Flur:



und das variiert er und dazwischen spielt der Leierkasten ein geistliches Lied aus Es-Dur. Ich werde toll und muß das Schreiben auf nachher lassen. — —

D. 26. Aug. Und daran tat ich auch recht; ich ging in Verzweiflung gestern abend zu den drei Wirtstöchtern, die ein Klavier haben, und bat sie, mir darauf etwas vorzuspielen; sie sind recht hübsch und taten's, Leiermann und Harfenist (letzterer ist übrigens zugleich der Barbier, wie ich heut früh sah) verstummten, die Töchter orgelten los, ich war selig, die muette de Portici, einige Quadrillen taten mir wohl, nachher baten sie mich, sie zu „begünstigen" und darauf begünstigte ich denn nach Herzenslust, raste umher und spielte mir Zahnschmerzen fort; der Abend war ganz angenehm und ich kam zu spät, um zu schreiben, nach meinem Zimmer zurück. Dazu war ich gestern auf einen hohen Berg, mit den Trümmern einer Nonnenburg auf seinem Gipfel, geklettert, hatte mich von da weit umgesehen, in die blaue Ebene, und in dunkle, einsame Täler am Fuß; war gleich in eins dieser stillen

Täler hinabgestiegen, in dem die Mauern und Fenster einer alten Abtei von zarten grünen Bäumen verdeckt und ausgefüllt werden, die Abtei liegt am lärmend laufenden Bach, Berg- und Felssteine liegen umhergestreut, der Chor der Kirche ist zum Stall, der Altar zur Küche verwandelt, über die Spitzen der Fensterzierraten ragen weit die Gipfel der Buchen, die im sonstigen Kapitel stehen, und der Himmel war ruhig grau; ich komponierte ein wenig, statt zu zeichnen in Hensels Weihnachtsbuch; es war ein hübscher Tag.

Blauer Himmel und Sonnenschein tun mir herzinnig wohl und sind mir so unentbehrlich! Hier sind sie nicht. Das macht mich eigentlich ernsthaft oder fast betrübt. Der Sommer ist fort, und ohne einen Sommertag gesendet zu haben. Gestern war ein guter Tag, d. h. ich wurde nur dreimal naß, behielt den Mantel fortwährend um die Schultern und sah die Sonne ein paarmal durch die Wolken; von schlechten Tagen nun hat man keine Vorstellung; ein wütend pfeifender Sturm weht mit wenig Unterbrechung seit vier Wochen, dazu fallen die Wolken herunter und würden schrecklich regnen, wenn der Sturm sie ruhig fallen ließe; der fängt sie aber auf, wirft sie in der Luft umher, peitscht sie als Wasserstaub ins Gesicht, es ist nichts dagegen zu tun, als still in den Häusern liegen zu bleiben; statt der sonstigen munteren Reisegespräche hört Ihr um Euch nur einzelne verdrießliche Worte: seit Menschengedenken, oder überschwemmter Weg, oder Ausbleiben der Posten und Schiffe, verdorbener Reiseplan. Und so ist auch meiner nun verdorben, heut wollte ich den letzten Versuch machen und im Fall blauer Himmel wäre, noch einmal in die Berge gehen, aber es ist wieder der Regensturm oder Sturmregen und ich gebe es heute auf. Die Reise nach Irland ging mir in Bangor und auf der Insel Anglesea zunichte, trotz aller Nässe

dacht ich noch daran, es auf ein paar Tage drüben zu versuchen; da kam aber das Dampfboot, war statt sechs Stunden fünfzehn gegangen, und wie die einzelnen seekranken Passagiere naß, schwach und fluchend umherwankten, da ließ ich mich zur Kutsche ins Land einschreiben. Ich habe mit dem Wetter gekämpft, wie man nur kann, bin fast täglich bis auf die Haut durchnäßt gewesen, habe die Berge gesehen wie Möbel, Kronleuchter und Teppiche eines alten Palastes, mit grauen Leinwandüberzügen zugedeckt, nur einzelne Prachtspitzen unverhüllt, nun aber ist es aus. Morgen geh ich zu meiner Familie auf's Land (siehe unten) und Mitte der nächsten Woche bin ich wieder in London.

Dazwischen stehen aber zwei helle, frohe Tage wie Sonnenschein, und sonderbar, daß alles so anders kommt, als man sich's ausmalt, es waren gerade die beiden ersten, wo ich so ganz allein, ganz in der Fremde war. Am Abend, wo ich den vorigen Brief schrieb, hatte Klingemann gepackt, sich fertig gemacht und ich begleitete ihn in der Nacht durch den rasenden Regensturm nach dem Posthause, er stieg auf's Deck, wir sprachen noch einzelne deutsche Worte herab und hinauf, dann stieß der guard greulich in die Trompete, die stage rasselte ab, mir kam London so heimisch vor, als sei es die Vaterstadt, und ging nun allein in die leere Stube durch den Regen zurück und legte mich im Zimmer mit zwei Betten schlafen; alles das war noch vor einer Viertelstunde anders gewesen, kurz, denkt Euch den schlechtesten Abend und Ihr kommt nicht an die Wirklichkeit. Dazu schlechte Wirtsleute, teure Rechnungen, eine verunglückte Zeichnung und dergleichen Kleinigkeiten. — Am andern Morgen reiste ich erst um zwei ab, ging also doch, um etwas zu tun, nach der Eisenbahn, die nach Manchester fünfunddreißig Meilen weit führt, und kam an die beiden Tunnels, fing an

spazieren drin zu gehen und wie ich vom großen das Ende durchaus nicht absehen konnte, imponierte mir das Ding ein wenig, ich redete den Aufseher an und brachte ihn endlich durch Vorstellungen und Bitten dahin, daß er mir einen Wagen erlaubte, um unter Liverpool durch bis an den Hafen zu fahren; der schwere Wagen kam, hintenauf stieg ein Arbeiter und los ging's, fünfzehn Meilen in der Stunde war die Geschwindigkeit, kein Pferd, keine Maschine ist da, der Wagen läuft von selbst und treibt sich nach und nach zur tollsten Schnelligkeit; das kommt, weil es ein wenig, ganz unmerklich, bergab geht, zwei Lichter brannten vorne, das Tageslicht verschwand, der Zug blies die Lichter aus und nun war dichte Finsternis, ich habe zum ersten Male in meinem Leben nichts gesehen, dazu raset der Wagen immer schneller und rasselt stärker, es war etwas für meinen Magen. In der Mitte des Ganges kamen wir an einem Kohlenfeuer vorbei, da hielt der Arbeiter still und steckte sich eine Lampe an, streng kalt war es auch im Gang, dann kam das rote, warme Tageslicht von fern geströmt und ich stand am Hafen, als ich herausstieg. Es stärkte mich sehr, und als ich auf dem Heimweg durch's Marktgebäude ging, so wurde ich vergnügt. Dies ist nur ein leichtes Fachwerkgebäude, aber viel größer als die katholische Kirche, mit ganz niedrigem Dach, drin laufen in der ganzen Reihe etwa acht Reihen Büfetts, die mit aufgetürmten Früchten, Fleisch, Gemüse, Kuchen beladen sind, so daß ein langer weiter Spaziergang zwischen Viktualienalleen sich auftut; Menschen aller Art wimmeln, viel Schwarze, Amerikaner, Italiener, Welschsprechende, Marineoffiziere, unzählige hübsche Köchinnen, in der Mitte hängt eine große Uhr, an den Wänden Pläne von Liverpool; ich wurde lustig und fuhr nach Chester. Unterwegs überlegte ich mir, was mir schon lange

im Kopf gelegen hat, ob es nämlich auch ganz recht sei, daß ich so auf's Geratewohl, ohne eigentlichen Zweck, nur für's Pläsier, schon seit vier Wochen umherführe und viel Geld und Zeit ausgäbe. Die Idee hatte mich mehrmals seit einigen Tagen verdrießlich gemacht. Da sagte ich mir aber, daß ich etwas sähe, was ich nie wieder sehen würde, daß ich mir England frei und ohne Geschäftsideen anguckte, daß diese Unabhängigkeit mir hier nicht noch einmal werden könnte, denn wenn ich wiederkomme, so hab' ich zu viel zu tun, als daß ich so munter umherfahren könnte; und da ich wohl nie wieder einen Sommer hier zubringe, da mir Schottland sehr unvergeßlich ist, da ich noch nie Zeit habe verloren nennen können, in der ich froh und erfrischt war (und wenn ich faul war, so war ich eben nicht froh), besonders aber da mir manches Neue sich im Kopf zusammenbaut, was mir beweist, daß ich die Fischblütigkeit der Gesellschaften und Menschen in London verdaut habe, und daß ich wieder loskomponieren muß, woran ich zuletzt halb verzweifelte, so warf ich die Verdrießlichkeit weg und sprach mich fast los! (Es ist nun die Frage, ob Du, lieber Vater, es auch tust?) — Nun, und dann wurde ich froh, und in Chester war ein heiterer Augenblick; auf den dicken, breiten Stadtmauern läuft ein Spaziergang um die Stadt, oben sah ich eine Mädchenpension gehen, ich mit meinen Zeichenbüchern hinterher, die Mädchen waren ganz hübsch, die Ferne sehr blau, die nahen Häuser und Türme dunkelbraun, abends regnete es leise und in der Dunkelheit jagten wir nach Holywell. Mein Nachbar sprach viel von seinem jüngst gestorbenen Sohn und lud mich ein (ich komme auch und er weiß noch nicht meinen Namen), dunkle Klumpen auf beiden Seiten versprachen Hohlwege, Bäume und Berge, und ich legte mich zu Bette, nachdem ich dem Jungen

befohlen, morgen ja mit dem frühesten nach der Post zu gehen. Der weckte mich drauf mit Briefen, die mir den vergnügtesten Tag bereiteten; ich erhielt einen lieben von Droysen, dem Ihr meine Freude und meinen Dank vorlesen müßt und den Eurigen, voll Pläsier und Mühlenfels! — Der Gedanke, daß Vater vielleicht nach London kommen könnte, machte mich fast toll vor Lust; lieber Vater, wenn Du kämst! die Stadt solltest Du gut sehen, ich wollte sie zeigen, und wie würdest Du sie lieben! Das sagten Klingemann und ich schon immer zu einander; Du sagst, Du brauchest Erregungen; bei Gott, das ist eine; ich will gar nichts mehr sagen, sonst vergesse ich das übrige. Aber wenn es wäre! — Eben das nun, und die ganzen Briefe machten mich so vergnügt und glücklich und heimisch in der Einsamkeit; da fuhr ich denn nun hinaus zu Taylors, um mich für übermorgen anzusagen; die wohnen da im Landhause, das auf weitem, geschornem Grasplatze zwischen Blumen steht, Bewegung, Lärm, Menschen sind nirgends, in der Ferne die Bergwerke, denen der Vater vorsteht, Berge überall, und nun kam ich zu Fuß durch die Wiesen und fand die elegante, förmliche Londoner Familie, aber wie verwandelt: Vater und Bruder waren verreist never mind, zwei Töchter pflanzten im Garten, die Mutter ritt zu Esel, hei wie wurde Hand geschüttelt, die hübscheste Tochter vermißte ich; auf dem Spaziergang hörten wir aber Pferde trappeln, und gleich darauf kam selbige an in einem blauen Reitkleid und ein langer Cousin hinter ihr; sie war außer Atem, sehr hübsch und heißt Susanna. Den Cousin fing ich an zu hassen — bis sich's fand, daß er sich ein Vergnügen draus machte, mit mir nach Wales zu reisen; das nahm ich an. Wir schlossen ewige Freundschaft (aber auf Englisch, denn er versteht kein Französisch und gar Deutsch!) und alles wurde verabredet.

Als ich drauf den guten englischen Flügel da fand und mir manches darauf vorspielte, als besagte Reiterin mir ihr Gartenhaus (sie hat eins von Tannenborke im Park) versprach, um drin bei meiner Rückkehr zu komponieren, wofür ich ihr versprechen mußte, selbiges Rindenhaus zu zeichnen (es ist so eine Art Lämmerei im beliebten Genre), als zum Essen die Mädchen alle mit weißen Kleidern erschienen, für die ich eine entschiedene Vorliebe habe (ob die auf Mädchen oder Kleider geht, bleibt unentschieden), als ich mir drauf in der Dämmerung beim Kaminfeuer wieder etwas vorspielte und dann nachts nach Holywell zurückfuhr, so schlief ich natürlich im Wagen ein, träumte aber Angenehmes. Das waren die zwei Sonnentage. Den Morgen drauf war wieder Regensturm, doch reisten der Engländer und ich ab, schliefen die Nacht am Meere in Bangor (Wales ist ein schönes Land, aber das Format ist so klein, daß ich mündlich die Beschreibung liefern muß), den nächsten Tag über Caernawon nach Beddgellert und dem Tal von Festiniog, dann nach Capel Carrig, endlich gestern nach Corwen, wo er nach dem Landgut (es heißt Coed Du) zurück und ich hierher ging. Wir haben uns recht gut vertragen und viel konversiert; hätte er mich nicht einmal, als ich Fannys erstes Lied „Hören möcht ich" auf der Stage sang, beim Ärmel gezupft und mir einen Lachsfang gezeigt, wo man die dicksten Lachse fängt, so hätte ich ihn nie angefahren oder angebrummt. Diese Lieder aber sind schöner, als gesagt werden kann. Ich spreche bei Gott als kalter Beurteiler und finde sie sehr hübsch. Aber es gibt doch wirklich Musik, die ist, als ob die Quintessenz aus der Musik genommen wäre, als ob es die Seele von der Musik wäre. So die Lieder. O Jesus! Besseres kenne ich nicht! Aber lebt wohl! Wohin ich heut gehe, nach Osten, Westen oder Nord, ist noch nicht ganz gewiß,

vielleicht bleibe ich gar sitzen, es regnet zu sehr. Doch ist dies der letzte Reisebrief, denk' ich, der nächste kommt aus London, dem Rauchnest. — Betrachte ich meine heutigen Taten, so sage ich mit Vater zu mir selbst: Donde diavolo etc. Nehmt's auf, wie ich's hinschreibe und seid mir gegrüßt. Sonderbar ist's, daß der Tag, an dem Ihr Euern Brief schriebt, wo im Garten die Sonne schien und Ihr mir Gleiches wünschtet, einer der wenigen hellen Tage auch für uns war. Guten, frohen, heitern Morgen denn Euch allen!"

Felix.

Coed Du, den 2. Sept. 29.

„An die Schwestern will ich ihn richten, habe meine Gründe dazu; es ist der Wendepunktsbrief für dies Jahr, denn von nun an werden sie posttäglich näher und näher adressiert, bis sie ganz aufhören; dies der eine; es ist eben nichts Wichtiges, Ernsthaftes, Geschäftsmäßiges zu berichten, sondern mehr von Gärten, Zeichnen, Lämmern, dies der andere; und zum erstenmal seit Deutschland bin ich wieder mal herzlich und zutraulich mit Menschen zusammen und freue mich ihrer und denke Eurer: dies der Hauptgrund. Denn viel ist von Euch Schwestern hier die Rede, sie machen Euerm Bilde schrecklich die Cour und kennen Euch sehr gut mit Vornamen und allem und ich beschreibe Euch pünktlich. Zwar hätte ich Euch alles dies schon von London aus schreiben können, denn wie ich im letzten Brief meldete, werde ich gegen Ende dieser Woche da sein; weil ich aber nicht weiß, wieviel Zeit und Lust die schnelle Reise und vieles andere bei meiner Ankunft in London zum Schreiben lassen werden, weil ich zweifle, daß ich Euch so heiter von da aus anreden kann, wie ich es nun gerade jetzt mag, so ist es besser, daß ich den Brief noch von hier aus schicke, wenn er auch

ein paar Tage älter ist; hier nämlich ist Coed Du, das Landgut in England. Den Tag meines letzten Briefes aus Llangollen fuhr ich allein in der Mail durch furchtbaren Regen; ging dann zu Fuß ins Tal von Llanrust und fuhr im offenen Wagen nach Conway, wo ich so naß ankam, wie ich vielleicht noch nie in meinem Leben gewesen bin. Den folgenden Tag fuhr ich nach Holywell, wo ich Briefe von Euch erwartete und keine fand; ich kam nasser an, als den vorigen Tag, diesmal war meine Stube schlecht, der Kopf brummte mir vom Sturm, die gehofften Nachrichten von Hause, an denen ich immer einen Tag lang kaue und zehre, blieben aus, das Kamin rauchte, kurz, so behaglich ich es das erstemal im Wirtshaus fand, so unbequem langweilig war es das zweitemal und wie ich denn überhaupt alle zweiten Male hasse oder fürchte, so zitterte ich vor der Rückkehr nach Coed Du. Dazu hatte ich nichts zu lesen, weil der erste Teil von Guy Mannering, den ich mir in der neuen Fünf-Schilling-Ausgabe kaufte, zu Ende war und der zweite erst heut in London erscheint; nahm also die Zeitungen und las vom Irländischen Dampfschiff, das der Kapitän schon aufgegeben hatte, dem alle Kohlen fehlten, das statt sechsundzwanzig, sechsundfünfzig Stunden ging, in dem die Passagiere auf der Erde lagen, die Aufwärter auf den Vieren kriechen mußten, die Damen nicht aus der Ohnmacht erwachten und das nur durch ein augenblickliches Anhalten des Wütewindes gerettet ist; dann wieder von zwei Personen, die trotz alles Leugnens und mancher Unwahrscheinlichkeiten in drei Tagen verdammt und gestorben sind und so mehrere häßliche Sachen. Am andern Tage aber kam das Landgut und nun möchte ich doch so gerne beschreiben, aber wie soll ich es machen; wenn jeder Schritt, jeder Augenblick, alles so ganz von Deutschland verschieden ist, was soll ich hinausheben?

Ich wollte, ich wäre ein berühmter Schriftsteller, es wäre was für mich. Doch lege ich los mit Beschreiben, für Euch Kinder ist es gut genug. Englisch spricht man hier, so fein wie nur möglich, und ich nehme mich sonderlich aus zuweilen, aber das tut wenig. Der Vater also, Herr Taylor, ist der englischste Engländer, den Ihr erdenken könnt. (A propos, Hamilton & Co, kenne ich nicht, habe sie nicht gesehen, und sie zu nichts als einem Singakademiebillette empfohlen.) Der Hausherr also ist der Inhaber ungemein bedeutender Bergwerke in vielen Teilen Englands und scheint sehr angesehen in seinem Fach; hier hat er sechs Bleiwerke und inspiziert die mit seinen Söhnen, die waren in Deutschland, sprechen Deutsch mit mir, jagen auf Mord (Dick hat gestern fünfzehn Rebhühner und einen Fasan geschossen), reiten Karriere über die Wiese vor dem Haus, fischen, richten die Hunde gut ab und necken ihre Schwestern. Diese haben ihre Meriten, hübsch ist eigentlich nur die zweite, diese aber sehr und spricht einen guten Ton, aber gut sehen sie alle aus, und die älteste ist ein prächtiges Mädchen, so wie auch an der jüngsten nichts getadelt werden muß. Zum Glück spielt hauptsächlich die zweite Klavier und ich gab ihr schon manchen guten Rat, wie sie das Gelenk lose halten müsse und die Finger: so! Aber die älteste zeichnet vortrefflich Landschaften und kann auch Männer und Frauen im Vordergrund anbringen; da das mir nun nicht gegeben ist, so macht sie mir zu einigen schottischen Gegenden gute Staffage, unter andern gestern ein paar wundernette Hochländer; die jüngste aber hat mir eben ein kleines Nadelkissen geschenkt. Die Mutter ist ruhig und still und gut; man sieht wohl, daß sie das Ganze führt und regelt, ob sie schon wenig spricht; ich bin ihr von Herzen gut und sie mir auch, denk' ich; sie erinnert mich oft lebhaft an Dich, liebe Mutter,

sogar im Gesicht ist zuweilen die Ähnlichkeit sehr auffallend. Außerdem sind da: drei lange, dürre, häßliche, mokante Cousinen aus Irland, unverheiratet, alt, heimlich kichernd, in papageigrünen, kurzen Kleidern; wir stehen in offener Fehde gegen einander und hassen uns sehr; item ihr Bruder, ein stiller, grämlicher, junger Mann, spielt das Horn und versteht was vom Bergbau; ferner ein anderer Cousin, mein Reisegefährte, schießt viel Kaninchen, zeichnet und macht der jüngsten Cousine fast den Hof; item ein ruhiger Seekapitän, item drei Ponys und Donkeys (ist ein Esel), ein Phaethon, ein in Samt und Seide gehüllter Bedienter, Gärtner, Bauern usw. Die Szene ist zwischen Mold und Ruthin in Flintshire, Zeit zwölf Uhr mittags. Die vielen Fremden sind aber erst seit gestern hier und wollen der großen Fete beiwohnen, die in einer Stunde losgeht. In einem engen Tale, sechs Meilen von hier, ist nämlich ein Zelt aufgebaut, unter dem heut zu Mittag gegessen wird; da ist nun die ganze Nachbarschaft gebeten, versammelt sich hier um eins und bewegt sich dann zu Fuß nach dem besagten Zelt zu; wo es hübsch ist, wird still gehalten und nach allen vier Weltgegenden hin gezeichnet, die Mutter reitet zu Esel, für Honoratioren ist der Phaethon angespannt, der gestern geschossene Fasan steckt schon in der braunen Pyekruste, viel Blumen muß der Gärtner bringen, ich sehe aus meinem Fenster weiße Kleider auf der Wiese umherschimmern, ist's gut Wetter, so lachen wir, sollt' es regnen, so lachen wir noch mehr, auch ist eine Dampfmaschine in der Nähe, an der wir uns wärmen können und unterkriechen im schlimmsten Falle; wenn wir zu Hause kommen heut abend, so finden wir den Saal erleuchtet und offen, weil getanzt werden soll (das haben mir die Mädchen heimlich verraten, sagt's also nicht weiter), und so ist's auf einmal heut ein

Festtag, aber ganz ohne Anlaß, nur bloß um sich Vergnügen zu machen; das gefällt mir nun gar zu sehr, und es soll mir keiner so gleich auf die Engländer schimpfen. Außerdem leb' ich hier prächtig, vor allem gibt's viel Musik, ich spiele wohl drei bis vier Stunden den Tag und komponiere mancherlei, unter anderm einen Ausgangssatz für die nächste Hochzeitsfeier. Auch ist das verrückte Lied an die Tragödin abgegangen. Du, Fanny, machst die Korrekturen. Ferner habe ich Miß Anne voreilig versprochen, das Bukett Nelken mit einer Rose in der Mitte, was sie mir neulich schenkte, zu komponieren, und laboriere etwas daran; ich muß es in ihr Buch schreiben und den Strauß darüber zeichnen, es wird, wie Seidel sagt, sehr zart. Mein Violinquartett schicke ich bald fertig hinüber, und zur Vollendung meiner Reformationssymphonie war ich neulich fünfhundert Fuß unter der Erde, vielleicht nicht ohne Erfolg. Die Hebridengeschichte kann auch toll werden, und zur silbernen Hochzeit braue ich viel Getränk. Das ist die Musik explicite. — Implicite ist sie nun, wenn wir alle zusammen drüben an der Schleuse sitzen und zeichnen: Miß Anne und ich die Schleuse, Susan ihre Schwester Anne, die jüngste, mit dem Rücken gegen uns, den weitern Lauf des Bachs, der Cousin die ganze Gruppe, und dann kommt der Vater aus seinem Bergwerk über die Brücke und lächelt sehr behaglich und plaudert mit uns, die wir uns nicht stören lassen; am Abend, wenn genug Musik gemacht ist, werden dann die Zeichnungen genommen und gebessert, Anne führt die ihrigen gut aus und hat Licht und Schatten, ich nehme die Sachen breiter und wichtiger, Susans Staffage wird in unsere Landschaft eingetragen, sie braucht unsere Bäume als Hintergrund und so fort. Oder wenn wir zusammen spazieren reiten, denn die Mädchen nehmen sich in den blauen Reitkleidern

erträglich aus; so war ich neulich mit dem Bruder John und der ältesten Schwester und machten in der Nachbarschaft einen Besuch an zwei alte Damen, so ritt ich gestern mit dem Cousin und Susan weit durch die Gegend über zwölf Meilen; hat man nun eine Weile tüchtig Weg gemacht, über mein deutsches Leben gesprochen und reitet dann langsam und konversiert, und fängt dann so eine stille Engländerin auf einmal an, von Dir, Beckchen, zu sprechen und mir zu beschreiben, wie sie Dich reiten lehren wolle, wenn Du nach Coed Du kommst (denn daß Ihr kommt, ist seit einigen Tagen den Mädchen ganz unzweifelhaft), und wie Du viel besser reiten werdest als Fanny (ich glaube es fast selbst), und welche Zimmer Ihr dann bewohnen sollt. — Oder wenn alle Mittag von demselben lieben Hausfreund geredet wird, der jetzt gerade nach Mexiko ist und Kapitän Lion heißt; Vater wird sich aus Ritters Kolleg seiner erinnern; es ist derselbe, der die Wüste Sahara schnell verließ, um nach dem Nordpol zu gehen; und wenn der Vater dann die schönsten Züge von Lions Reisen erzählt und die Töchter die amerikanischen Dinge zeigen, die er jeder geschenkt, und die Mutter mir gern die Lieder der Esquimaux beschreiben möchte, die er ihnen an Sommerabenden im Freien vorsang. — Alles das ist freilich Musik und recht schön; wißt Ihr noch, daß ich bei Potsdam mal für Heliotrop schwärmte? ich tue es hier für eine große Nelkenart (Samen davon wird mitgebracht) und alle Morgen bekomme ich die schönsten geschenkt; mein Zimmer duftet gar zu süß; und wenn ich am Sonntag nicht Klavier spiele, weil ich deutlich merke, daß es ihnen unangenehm ist, und dann am Abend ihnen was Ernsthaftes, Geistliches von Händel oder dergleichen spielen muß, so ist das vielleicht doppelte Musik. Morgen ist in Holywell ein public dinner, Herrn Taylor

von den Leuten in der Umgegend gegeben; dem wohne ich noch bei, als Hausfreund, denn ich glaube, ich darf mich fast so nennen und fahre dann übermorgen nach London zurück. Von da aus mache ich mehrere Dinge richtig, bedanke mich bei allen Freunden und Gönnern, schreibe an Moscheles, Johnston usw., führe meine Zeichnungen aus, gehe über den Kanal usw. usw. Dies Ende schreibe ich schon neben der Dampfmaschine, von der ich sprach, denn in der Mitte wurde ich abgerufen und spazierte mit den Damen hierher ins Tal, wo's Zelt steht. Das weitere will ich eben erleben und Euch dann schreiben."

London, 10. Sept. 29.

„— — Mein Aufenthalt bei Taylors war eine von den Zeiten, die ich nie aus dem Gedächtnis verlieren werde, und es wird mir blumenmäßig zumut werden und die Wiesen und Waldkräuter und Bachkiesel mit dem Rauschen vergeß ich nicht; wir sind Freunde geworden, denk ich, und ich habe die Mädchen so recht herzinnig lieb, glaube sogar, daß sie mir auch gut sind, denn wir waren fröhlich zusammen; drei meiner besten Klavierstücke verdank ich ihnen übrigens; als die beiden Schwestern sahen, daß ich mit den Nelken und der Rose Ernst machte und zu komponieren anfing (natürlich in Susans Haus), so kam die jüngste mal mit gelben, offnen, kleinen Kelchen im Haar, versicherte mich, das seien Trompeten und ob ich die nicht ins Orchester einführen wolle, da ich doch geäußert hätte, ich brauchte neue Instrumente und da wir am Abend nach Bergmannsmusik tanzten und die Trompeten sehr schrillten, meinte sie, nach ihren ließe sich's wohl besser tanzen; da komponierte ich ihr denn einen Tanz, wozu die gelben Trompetenkelche aufspielen; und der mittelsten gab ich den Bach, der uns während des Spa-

zierrittes so gefiel, daß wir abstiegen und uns dran hinsetzten (ich glaube, ich hab's Euch schon geschrieben?) Dies letzte Stück, glaube ich, ist das beste, was ich in der Art mir ausgesonnen habe, es ist so langsam laufend und ruhig und ein bißchen langweilig einfach, daß ich es mir alle die Tage vorgespielt habe und sentimental dabei geworden bin. Ich würde Euch die Stücke schicken, aber da ich am nächsten Posttage mein Quartett beendigt zu haben glaube und Euch zusenden will, so muß ich doch auch etwas Neues im Dezember mitbringen und behalte meine fünf Stücke, nicht lions, wie Beckchen fälschlich sagt, sondern darlings von mir, für mich. Besitze ich doch das eine nicht einmal in meinem Manuskript. Ja, ärgert Euch nur, Kinder! Es wird nichts anderes als Süßholz geraspelt und zwar englisches. — Im Ernst aber, die Zeit war froh und verlief schnell, dann am Abend spät fuhr ich fort, die Lichter im Hause flackerten noch hell in der Ferne durch die Büsche; in meinem offenen Wagen kam ich dann an verschiedenen Lieblingsplätzen, an besagtem langsamen Bach, an dem letzten Zaun der Besitzung vorbei und nun ging's fort in der rasenden, englischen Geschwindigkeit; ich brummte alle meine unangenehmen Reisegefährten an, sprach kein Wort, sondern blieb ruhig halb träumend, halb denkend, halb verdrießlich wie man immer wird, glaub' ich, wenn man in einer Mail so seine zweihundert Meilen abraset. Und fast eine laterna magica des Zufalls war es, daß kurz vor der zweiten Nacht, die ich durchfuhr, um den andern Morgen in London zu sein, die Mail stille hielt, weil sie der Mail von London nach Chester begegnete und daß ich während des Gesprächs der beiden Kutscher meinen Kopf aus dem Fenster steckte und in der tiefen Dämmerung aus der andern Mail Fr. Cramer mit seiner Tochter herausgucken sah (Ihr erinnert

Euch doch Miß Marian?). Wie man sich denn so ein paar Worte zuwirft und dann auseinander fährt, für Jahre oder länger, das ist nun eben die Welt, und treibt und begegnet und nähert und entfernt sich. Hier wieder angekommen, fing ich mein ruhiges Leben an, das aus Komponieren und Englischlesen besteht. Mein Quartett ist in der Mitte des letzten Stückes und ich denke, es wird in diesen Tagen fertig; ebenso das Orgelstück für die Hochzeit; meine Reformationssymphonie denke ich dann, so Gott will, hier anzufangen und die Schottische Symphonie, sowie auch die Hebridengeschichte baut sich nach und nach zu. Auch Vokalmusik habe ich viel im Kopfe und vor, hüte mich aber schon zu sagen, welche Art und wie? Die Clementische Fabrik schickte mir am Tage meiner Ankunft wieder das schöne Klavier, das ich bei meinem vorigen Aufenthalt hatte; und da ich Herrn Collard bat, es mir diesmal zur Miete zu geben, so schickte er mir ein paar englische Strophen und bat mich, sie zu komponieren. Es wird mir schwer, indes ich muß." — — —

Über den Eindruck, welchen Felix auf seine Wirte in Coed Du machte, spricht sich ein Brief der einen Tochter sehr anschaulich aus, der nach Felix' Tode geschrieben wurde*): „Im Jahre 1829 wurden wir zuerst mit Herrn Mendelssohn bekannt. Eingeführt wurde er durch meine Tante, Mrs. Austin, welche seinen Vetter Professor Mendelssohn in Bonn gut gekannt hatte. Er besuchte uns Anfang der Saison in Bedford-Row, aber wirklich befreundet wurden wir in Coed Du, einem Hause nahe bei Mold in Flintshire, welches viele Jahre von meinem Vater gepachtet war.

Herr Mendelssohn verlebte gelegentlich einer Tour durch England und Schottland dort einige Zeit bei

*) Veröffentlicht in A Dictionary of Music and Musicians by G. Grove.

uns. Meine Eltern empfingen ihn freundlich wie jeden, aber seine Ankunft erregte kein besonderes Aufsehen, da viele Fremde in unser Haus kamen, um die von meinem Vater geleiteten Bergwerke zu sehen und wir oft Ausländer aufnahmen. Bald aber wurde es uns klar, daß ein außerordentlicher Geist von scharfer Beobachtung und feiner Empfindung unter uns weilte. Er war etwas schüchtern und sehr bescheiden. Wir wußten wenig von seiner Musik, aber ihr wunderbares Wesen kam über uns und ich erinnere mich an einen Abend, als wir drei Schwestern nach unseren Zimmern gingen, wie wir zueinander sagten: „Gewiß muß das ein genialer Mann sein, . . . wir können uns in dieser Musik nicht irren; noch nie haben wir einen Menschen so spielen hören und doch kennen wir die besten Londoner Musiker. Sicher werden wir einmal hören, daß Felix Mendelssohn-Bartholdy ein berühmter Mann geworden ist.

„Meines Vaters Geburtstag fiel in die Zeit seiner Anwesenheit. Es wurde eine großartige Expedition nach einem entfernten Bergwerke oben in den Hügeln veranstaltet, ein Zelt dort aufgeschlagen und den Bergleuten ein Festessen gegeben. Es wurden Reden gehalten, Gesundheiten ausgebracht und Mendelssohn ging mit einem Feuer auf die Sache ein, als ob er einer von uns wäre. Er ließ sich mit Interesse von den Verhältnissen und dem Leben der Walliser Bergleute erzählen. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit. Ein Brief, den er kurz nach seiner Abreise aus Coed Du an meinen Bruder John schrieb, schildert in reizender Weise die Eindrücke, die er von unserer Gegend mitnahm. Mitunter ging er mit uns Mädchen aus zeichnen, dann setzte er sich ernsthaft an die Arbeit, amüsierte sich aber unendlich über Versuche, die seiner Meinung nach mißlungen waren. Eine Zeichnung eines Walliser

Mädchens, fand er, sähe wie ein Kamel aus, und sie wurde nun nie anders als „das Kamel" genannt. Obgleich er seine eigenen Zeichnungen verspottete, hatte er doch echten Künstlersinn und große Freude an Gemälden. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie tief er die Schönheit der Berge und Wälder empfand. Er stellte sie nicht mit dem Bleistift dar, aber an den Abenden zeigte seine improvisierte Musik, was er im Laufe des Tages empfunden oder beobachtet hatte. Das Stück, was er in dieser Zeit für meine Schwester Susan schrieb und „den Bach" nannte, zeigt, was ich meine; es war eine Erinnerung an einen wirklichen Bach.

„Wir bemerkten, wie äußere Gegenstände ihn zur Musik anregten. In dem Garten meiner Schwester Honora wuchs eine hübsche Schlingpflanze mit kleinen trompetenförmigen Blüten, die damals etwas Neues war. Sie frappierte ihn und er spielte für meine Schwester das Stück, welches (wie er sagte) die Elfen auf diesen Trompeten blasen würden. Als er das Stück (capriccio in E-Moll genannt) aufschrieb, zeichnete er einen kleinen Zweig jener Blumen um den ganzen Rand des Blattes. Das Stück (Andante und Allegro), welches Herr Mendelssohn für mich schrieb, fiel ihm beim Anblick eines Straußes Rosen und Nelken ein. Wir hatten das Jahr wunderschöne Nelken, sie waren seine Lieblingsblumen und er trug oft eine im Knopfloch. Die Arpeggio-Passagen in der Komposition sollten den süßen, aufsteigenden Duft der Blumen vorstellen.

„Er war nicht die Spur sentimental, trotz seines tiefen Gefühls. Niemand freute sich mehr über Unsinn als er, und sein Lachen war das lustigste, was man hören konnte. Einen Abend im Sommer blieben wir später als gewöhnlich in dem Wald oberhalb unseres

Hauses. Wir hatten in Susans Garten oben im Wald ein Haus von Fichtenästen gebaut. Wir machten ein Feuer in einiger Entfernung davon in einem Dickicht zwischen den Bäumen. Mendelssohn half mit dem höchsten Eifer und schleppte mehr und mehr Holz herbei; wir wurden müde von der lustigen Arbeit, lagerten uns um unser Feuer, der Rauch wehte darüber hin, die Kohlen glimmten; es wurde dunkel, aber wir konnten uns nicht entschließen, unser Feuer zu verlassen. „Wenn wir nur etwas Musik hätten," sagte er, „könnte nicht irgend jemand etwas zum Spielen besorgen?" Nun fiel es meinem Bruder ein, daß wir in der Nähe des Gärtnerhauses wären und daß der Gärtner eine Violine hätte, und unsere Jungen stürzten fort, diese zu holen. Als sie kam, war sie das elendste Ding von der Welt, mit nur einer Saite. Mendelssohn nahm das Instrument in die Hände und schüttete sich vor Lachen aus, als er die Töne hörte, welche entstanden. Sein Lachen war sehr ansteckend, er brachte uns alle in die herzlichste Lustigkeit; aber dann lockte er doch schöne Musik aus der armen alten Geige, und wir saßen und horchten auf eine Melodie nach der anderen, bis die Dunkelheit uns nach Hause trieb.

„Mein Vetter John Edward Taylor wohnte zu der Zeit bei uns. Er hatte ein imitiertes Walliser Stück komponiert und spielte es eines Morgens vor dem Frühstück durch, ohne zu wissen, daß Herr Mendelssohn (dessen Schlafzimmer an das Wohnzimmer stieß) jeden Ton hörte. Am Abend, als wir wie gewöhnlich musizierten, setzte sich Mendelssohn ans Klavier. Und nach einem zierlichen Vorspiel hörte John Edward sein armes kleines Liedchen so vorteilhaft als möglich als Musikstück des Abends eingeführt. Und als er dabei verweilt und es in der graziösesten Weise ausgeschmückt hatte, verbeugte er sich in seiner liebenswürdigen,

mutwilligen Art gegen den Komponisten und erkannte diesem alle Ehre zu.

„Vielleicht lag etwas von dem Reiz seiner Rede in den ungewöhnlichen Worten, die er als Deutscher beim Englischsprechen wählte. Er lispelte ein wenig. Er hatte eine Art, rasch mit dem Kopf zu nicken, bis die langen Haarlocken ihm über seine hohe Stirn fielen, in der Nachdrücklichkeit seiner Zustimmung zu Sachen, die ihn freuten. Manchmal unterhielt er sich sehr ernsthaft mit meiner Mutter. Da er sah, daß wir Geschwister uns untereinander und die Eltern herzlich liebten, so sprach er darüber mit meiner Mutter, erzählte ihr, daß er Familien gekannt hätte, wo es nicht so sei, und sagte: „Sie wissen nicht wie glücklich Sie sind."

„Er war so entfernt von jeder Prätension, oder davon, sein Musikmachen als eine Gunst zu betrachten, daß an einem Abend, wo eine Nachbarfamilie zu Mittag kam und wir nachher tanzten, er sich mit den andern im Spielen von Quadrillen und Walzern abwechselte. Er war der erste, der uns Galopp tanzen lehrte, und wir hörten von ihm zuerst Webers letzten Walzer. Er tanzte ebenso gern wie jeder andere junge Mann seines Alters. Damals war er 20 Jahre alt. Er hatte die Ouvertüre zum Sommernachtstraum vor jener Zeit geschrieben. Ich erinnere mich genau, wie er sie spielte.

„Er verließ Coed Du Anfang September. Wir sahen ihn aber, so oft er nach England kam, indessen die Besuche, die er uns in London machte, haben mir keinen so tiefen Eindruck hinterlassen wie der in Coed Du. Doch erinnere ich mich einer Gesellschaft bei meinem Vater, welcher er beiwohnte. Sir George Smart war auch da; als derselbe zum Spielen aufgefordert wurde, sagte er zu meiner Mutter: „Nein, nein, lassen Sie nur das alte Postpferd beiseite, wenn Sie einen

mutigen jungen Renner bei der Hand haben.“ Das Resultat davon war ein von Sir George Smart und Herrn Mendelssohn gespieltes Quatremains. Unser lieber alter Lehrer, Mr. Attwood, traf ihn oft bei uns. Einmal besuchte er mit uns einen Ball bei Mr. Attwood in Norwood. Auf der Rückfahrt war es schon hell, und ich erinnere mich, wie er den Anblick von St. Paul in der Morgenbeleuchtung, den wir von Blackfriars Bridge aus hatten, bewunderte. Aber sein fröhlichster Besuch bei uns war der, wo er zuerst seine süße junge Frau zu meiner Mutter brachte. Frau Felix Mendelssohn war damals ganz jung verheiratet und wir sagten alle, er hätte keine finden können, die seiner würdiger gewesen wäre. Und mit der entzückenden Erinnerung an sein damaliges Glück will ich schließen.“

In London warf Felix am 17. September mit dem Wagen um und verletzte sich das Knie so bedeutend, daß seine Abreise von England um zwei Monate bis Ende November verzögert und alle seine Pläne zerstört wurden. Er hatte seinen Vater in Holland treffen und mit diesem zusammen die Rückreise durch Holland und Belgien machen wollen, um am 3. Oktober bei der Hochzeit von Fanny anwesend zu sein. Statt dessen langes, schmerzhaftes Krankenlager, aber erleichtert und versüßt durch die aufopfernde Liebe von Klingemann, der sogleich zu Felix zog, und durch die Freundschaft und Teilnahme aller englischen Bekannten.

Felix an Fanny.

London, 25. September 29.

„Dies ist denn also der letzte Brief, der vor der Hochzeit nach Euch gelangt, und zum letzten Male rede ich Fräulein Fanny Mendelssohn Bartholdy an, und wohl viel hätte ich zu sagen. Aber noch immer will

es nicht recht gehen. Zwar sitze ich seit gestern alle Tage ein wenig auf und kann daher besser und kleiner schreiben, aber der Kopf ist mir noch gar so wüst von dem vielen Imbettliegen und von der langen Gedankenlosigkeit, und je mehr ich zusammenfassen möchte in diesem Augenblick, desto schneller entschlüpft es mir und will sich nicht halten lassen. Daß es nun mit mir dasselbe ist, ob ich's gut oder schlecht sage, oder verschweige, das wißt Ihr wohl recht gut; mir aber ist's, als hätte ich ganz und gar die Zügel verloren über das, was ich sonst schon zu bemeistern wußte; und die Gedanken über alles, was sich nun verändern und festsetzen will, die sich mir sonst gleich in einen verschmolzen hätten, wenn ich angefangen hätte, Euch zu schreiben, die fahren mir nun einzeln, unbestimmt und halb wild umher und sind nicht zu ordnen. Aber es ist nun so und wenn man täglich sieht, wie alle Kleinigkeiten, die man sich ausmalt, durch die Wirklichkeit verschoben, vergrößert oder vernichtet werden, so steht man vor einem wirklichen Lebensereignis mit rechter Ehrfurcht und Demut. „Mit Ehrfurcht", damit meine ich aber frisch und fröhlich und mit Vertrauen. Lebt und webt, heiratet Euch und seid glücklich, baut Euch das Leben zu, auf daß ich es schön und wohnlich finde, wenn ich zu Euch komme (und das geschieht ja nun recht bald), und bleibt Ihr dieselben, dann laßt es draußen rütteln wie's mag; übrigens kenne ich Euch beide ja, und somit gut. Ob ich die Schwester dann Fräulein oder Madame anrede, bedeutet wenig. Der Name tut wenig.

Freilich habe ich das nun gelernt, wie man doch auch aufs kleinste Vorhaben mit Scheu hinsehen und sich über das kleinste Gelingen schon freuen müsse, denn auch dazu gehört ein Zusammentreffen des Glücks; aus Llangollen schrieb ich's Euch, wie mir die beiden ersten Tage ohne Klingemann zwei freudige geworden

sind, Tage, vor denen ich mich seit dem Anfang der Reise fürchtete; Menschen, Gegenden, Stunden, auf die ich mich lange gefreut hatte, auf welche alles gut und günstig vorbereitet war, denen nichts fehlte, was sich berechnen ließ, gingen kalt, ungenossen, oft unangenehm vorüber; die kleinsten Freuden schlugen fehl aus Zufällen, große gelangen aus demselben Grunde, und alles, alles kam anders als ich es erwartet, gewünscht, gefürchtet hatte; so ist mir es gegangen und wird auch so bleiben. Aber statt daß mich das furchtsam oder ängstlich machen sollte, macht es mich recht mutig und wohl; und weit entfernt, deswegen nun an die kleinen Vorausbestimmungen mit Besorgnis zu denken, gehe ich vielmehr an große mit Zuversicht. Und somit auf Wiedersehen im Winter.

Viel Besseres hätt' ich wohl schreiben sollen, aber es geht eben nicht. Sagt, was Ihr wollt, der Körper hängt gar zu eng mit dem Geiste zusammen; ich sah's neulich zu meinem rechten Ärger, als sie mir zur Ader ließen und mir alle freien frischen Gedanken, die ich vorher gehabt, mit dem Blut in die Tasse tropften und ich matt und gelangweilt wurde. Klingemanns Epigramm beweist auch, wie sie mir das bißchen Poesie wegkapern und der Brief hier zeigt's auch; ich wette, in jeder Zeile steht, daß ich das Bein nicht krümmen darf. Bin ich aber nur erst wieder wohl, dann will ich wegfliegen von hier, denn nun hab' ich genug vom Rauchnest und will mich wieder auf den Weg machen und will nach Süden und will dann nach Westen*); wie es zu Hause am Mittagstisch aussieht, kann ich mir gar nicht mehr recht denken, ebenso am Sonntag abend, und unter allen den lieben Gesichtern. Überhaupt wird mir nie sehnsüchtiger nach Haus zumute, als wenn ich an Kleinigkeiten von

*) Auf die große Reise nach Italien und Frankreich.

daher denke: an den runden Teetisch, Vaters türkische Stiefel, die grünen Lampen, oder wenn ich mir meine Reisemütze ansehe, die über meinem Bett hängt und die ich zu Hause abzunehmen gedenke. Nun, die Tage werden ja schon kalt und kurz, die Kohlen stehen wieder auf der Wochenrechnung wie als ich herkam, alles spricht schon von der nächsten Saison und die ist im Frühling; was sonst nach Vierteljahren, wird jetzt nach Wochen, bald nach Tagen gerechnet; bald bin ich wieder frei, bald sehen wir uns. Sei mir's vergönnt, froh in die nächste Zukunft zu schauen und was der blaue Himmel Freudiges, Beglückendes seinen Menschen senden kann, das werde Euch und schmücke Euch die Zeit, und mache sie Euch unvergeßlich."

Klingemann.

„Schönsten Gruß zuvor ans ganze Haus! Dahin mußte es kommen, daß Sie alle anfangen werden, die Doppelbriefe zu verwünschen, die immer nur darauf ausgehen, zu beweisen, daß Sie einen süßen Hochzeitsgast weniger haben werden, daß der noch immer in der großen Stadt London sitzt oder liegt, wie's fällt, und noch immer nicht selbständig und galopptanzend einhergeht oder springt. Die armen Doppelbriefe können aber nicht dafür — er braucht seine acht Tage, ehe er wieder aufstehen kann (wir verbrauchen sie jetzt), seine anderen acht, ehe er im Zimmer ambuliert und dann noch acht letzte, ehe er zum Abreisen flott wird; dabei könnt' ich noch ein eigennütziger Verräter werden und meinen Freund, den Dr. Kind, bestechen, daß der aus den vierzehn Tagen drei Wochen machte, in denen ich mir vom scheidenden Genossen noch die schönsten Henkerschmäuse und Kehrause aufspielen ließe — ich will's aber nicht tun. Einmal des Tages verfällt er in bittere Ironie gegen das Schicksal,

wenn er sein mäßiges Dinner bestellt, er gibt seine Aufträge in verhöhnenden Ausdrücken, etwa sprechend: To day I want for my luxurious dinner usw., wobei die dicke Magd, die keinen Unterricht in der Ironie gehabt hat und nicht versteht, etwas verdutzt frägt: Sir? Hört sie aber, daß in der Bestellung Mutton chops mit enthalten sind, so lächelt sie freundlich, denn sie versteht diese rein menschliche Skala leiblichen Wohlseins und erkennt darin eine Variation des süßen Themas: Genesung. Überhaupt soll mir keiner die Engländer der unteren Klasse schelten, die Wirtsleute im Hause sind bei allem diesen Trouble freundlich und hilffertig, daß es einem Freude macht, es zu sehen, und auch die meinigen erkundigen sich täglich angelegentlich nach dem Befinden des Freundes. Goldschmidt hilft uns täglich zu irgend einer Ergötzlichkeit — ich selbst tat viel für meinen Kranken und seine Aufheiterung, indem ich mir heute einen schönen und seltenen Backenbart abschnitt und mich so umgekehrt maskierte. Dafür friert mich nun.

Die Brautepigramme sind nun aus; ich projektierte aber eine Sammlung „über ernsthafte Vorfälle des Lebens" und machte somit folgendes Krankengedicht; das Ganze gründet sich auf eine wahre Geschichte:

Jalappe (Sie kennen doch das Gewächs?).

Der Kranke blättert im Lieblingsbuch
Und findet die Blume, die blaue,
Die sie vor kurzem am Herzen trug —
Er sehnt sich, daß er sie schaue.

„Was seufzt Ihr?" — frägt der Doktor kalt —
„So sehr bei der Blume, der blauen?
Ihr kriegt sie zu schlucken in Pillengestalt,
Da hilft sie Euch trefflich verdauen."

Und so ist dies denn der letzte Brief — sage ich mit Felix und spreche mit Fräulein Fanny — der Sie

noch inmitten von uns und anderen jungen Leuten, Springinsfelden, begrüßt. — Haben Sie himmlischen Sonnenschein außen, so wie innen und nichts wie schönen Klang um sich her. Nebenbei halte der Prediger eine möglichst kurze Rede und wolle Sie nicht zu unmäßig rühren! Im Herbst, etwa am dritten Oktober, sollte sich aber klüglicherweise jedermann verheiraten — das wäre ein tüchtiger Satz, den man aus dem Sommer gleich in den Frühling hinein täte; wo der Winter als Winter bleibt, sehe ich wenigstens nicht ein; was kann so jungem Volke der arme Ofen anders sein, als ein lustiger Meilerstein, in dem es Paradiesäpfel brät? —

O Himmel, warum sind die Zeiten so ruhig und warum mischt sich Hannover so wenig in die türkische Sache? Abgesehen, daß damit so wenig für die Geschichte geschieht, gibt's auch gar keine Kurierreisen für hiesiges Gesandtschaftspersonal; ein Krieglein, das mich im Dezember mit Depeschen nach Berlin brächte, sollte dafür von mir aus warmer Dankbarkeit in Gold gefaßt und nett beschrieben werden. Felix und ich haben heute morgen schon mehrfach überlegt, aber wir bringen die politische Verwirrung, aus der diese poetische Ordnung hervorgehen könnte, schwerlich zustande und ich wäre doch insofern so sehr nötig in Berlin, daß ich mich so überaus göttlich amüsieren würde. Die Sachen geschehen nie, wie man sie kalkuliert, darum trifft's vielleicht einmal. Es schweigt

Klingemann."

Felix:

London, 9. Okt. 29.

„— — Bei Euch muß es jetzt wohl bunt, lebhaft und schön aussehen, könnte ich nur einen Augenblick herüberguсken, um die neuen Herrlichkeiten kennen zu

lernen, und das ganze frische Leben und die Verände-
rungen und jede Kleinigkeit, die mir schon bedeutend
wäre; denn nun ist ja alles das vorbei, woran ich lange
gedacht, und die Flitterwochen stehen im Glanze. —

Es geht die Zeit pfeilschnell, obgleich die Minuten
schleichen; der Morgen verfliegt, am Mittag kommen
Besuche, Klingemann ist immer bei mir und ich werde
ihm nie danken können, was er mich jetzt beglückt;
dann wird's wieder Dämmerung, dann erscheint wie-
der das dicke Mädchen mit dem Essen, dann brennt
das lange magere Nachtlicht wieder vor meinem
Bette und dann sehe ich wieder nach, ob der Tag bald
dämmern will. Noch so und so viel magere Nacht-
lichter und ich bin wieder bei Euch; ich möchte, ich wäre
schon da.

Wie freundlich sich die Engländer gegen mich
nehmen, glaubt Ihr nicht. Da ich Bücher nicht brauchen
kann und Fleisch nicht essen darf, so überhäufen sie
mich mit Früchten, Süßigkeiten aller Art; wir müssen
von den fremden Schüsseln Buch halten und einen
Keller anlegen, sagt Klingemann. Namentlich legt es
Lady Moller förmlich darauf an, mich zu verfüttern,
und da Sir Lewis, der mich fast täglich besucht, ein be-
rühmter Gastronom ist, so denkt Euch, wie die Puddings
und Gelees aussehen, die sie schickt. Gestern kam ein
großer Korb von Attwood aus Surrey; obenauf lagen
herrliche Blumen, die eben neben mir am Kaminfeuer
duften, unter den Blumen lag ein großer Fasan ver-
borgen, unter dem Fasan eine Menge Äpfel für pyes
und dergleichen; Mr. Hawes erschien heut mit Wein-
trauben, die ich nie schöner und malerischer gesehen
habe. Dance schickt zwei eigenfabrizierte Torten von
seiner alten Frau, „weil sie mir einmal bei ihr ge-
schmeckt haben", Göschen schöne Erdbeeren, und jeder
tut mir Liebes und Freundliches an. Was Euch fast

rühren muß, ist, daß mein voriger Wirt neulich morgens kam und mich im Bett fand, ganz still fortging und denselben Abend wieder erschien mit den Komplimenten seiner Frau, die mir meine Lieblingsgerichte sandte, die sie sich von damals her gemerkt hatte: einen Rosinenpudding und eine Art Zwieback; ja daß er sich gestern zur Essenszeit wieder einfand mit einem Seefisch und einer „german soup", die mir königlich geschmeckt hat. Verzeiht die vielen Eßgeschichten, es sind meine einzigen Amüsements jetzt."

London, 6. Novbr. 1829.

„Eben komme ich von der ersten Spazierfahrt zurück, die ich mit Klingemann gemacht; es ist nun einmal ein liebes Ding um Luft und Sonne. Sie haben mich müde und matt gemacht, und doch fühle ich, wie ich erquickt bin und mir ist gesunder als je zumute. Schon als ich die Treppe so recht langsam herunterstieg und sich die Haustüre wieder einmal vor mir auftat und die Wirtsleute aus ihren Zimmern traten und mir gratulierten und der Fuhrmann mir seinen Arm zum Einsteigen bot, wurde mir warm und wohl; als es aber nun um die Ecke ging und die Sonne mich so warm beschien und der Himmel mir den Gefallen tat, tief blau zu sein, da fühlte ich die Gesundheit zum ersten Male in meinem Leben; denn ich hatte sie früher nie auf so lange Zeit entbehrt. London war unbeschreiblich schön; wie die roten und braunen Schornsteine sich scharf vom dunkelblauen Himmel abschnitten und alle Farben so stechend glänzten, wie die bunten Läden schimmerten und der blaue Duft mir aus jedem Querwege so dick entgegenquoll und allen Hintergrund einhüllte und wie statt der grünen, beweglichen Blätter auf den Sträuchern, die ich mir aus meinem Gig heraus damals anguckte, nun rote

Ruten steif dastanden und nur der Rasen noch grün war, und wie schön der Hügel in Piccadilly von dem Sonnenschein bestrahlt wurde und wie lebendig mir alles vorkam, — das gab einen seltsamen, aber sehr wohltuenden Eindruck und ich fühle die Kraft der wiederkehrenden Gesundheit. Ich nehme liebe Erinnerungen von der Stadt mit und wenn ich auf der Stage (oder vielmehr in derselben, denn ich bin ein gebrannt Kind) hinausfahren werde, so sehe ich wohl manchmal noch zurück und denke an die Freude, die ich hier gehabt. Denn es tut einem doch gar zu wohl, wenn die Leute freundlich sind und was auf einen halten und es gereicht mir zum innigsten Vergnügen, mit Aufrichtigkeit mir sagen zu können, daß sie es hier tun; mein Aufenthalt ist also nicht umsonst gewesen und die Zeit wird mir immer lieb bleiben, wenn ich an sie zurückdenke.

Da Euch die Geschichte meines vorigen Wirts gefällt, so gebe ich hier die Fortsetzung: ich hatte diesen Ironmonger seit acht Tagen nicht gesehen, da kam er neulich, entschuldigte sich, daß er so lange nicht hier gewesen sei, er habe aber eine neue Küche mit Ofen in seinem Hause gebaut, das hätte ihn abgehalten: heut habe aber seine Frau zuerst in dem Ofen gebacken und schicke mir nun das erste Produkt daraus, damit ich entscheide, ob es nicht noch besser sei, wie die Kuchen aus der vorigen Küche. —

Neulich kamen auch Eure Briefe, in denen Ihr, liebe Eltern, so besorgt um mich seid, und Du, liebster Vater, Dich gar auf die entsetzlich lange Reise machen willst. Was soll ich Dir darauf nun sagen? Aber so stehe ich ja doch nun einmal zu Dir, leider! oder vielmehr gottlob! daß ich ein für allemal Dir meinen Dank und meine Liebe verschweigen muß, sonst müßte ich Dir ja alles nur in solchen Worten sagen und käme

zu nichts anderem, denn ich verdanke Dir ja eben alles und so soll denn auch dies verschwiegen sein. Wären doch nur Worte nicht so kalt! Und nun gar geschriebene!

In dem Brief vom 27. Okt., den ich erst heut über Hamburg empfing, stichelt Fanny auf meine Ungeduld; das ist fehlgeschossen, denn seit der dritten Woche bin ich in eine faule Apathie geraten, die alle Grenzen übersteigt; ich könnte jetzt den ganzen Tag auf dem Sofa sitzen und nichts tun, neulich saß ich eine halbe Stunde lang in der Dämmerung allein, sah ins Feuer und dachte an gar nichts — ein Unternehmen, bei dem ich sonst unfehlbar eingeschlafen wäre, — hier blieb ich aber wach und bequem dabei; — ich lese das ganze Ende des achtzehnten Jahrhunderts: Kotzebue, Iffland, Meißner, Engel; einen Teil Schilling und drei Seiten Clauren habe ich auch gelesen usw. Kurz, wenn ich nur noch aus einer langen Pfeife rauchte und eine Nachtmütze aufhätte, so könnte man mich mit meinen Krücken im Hintergrunde recht gut für einen rüstigen alten Onkel halten, der das Zipperlein hat." — —

Schließlich verlebte Felix noch einige Zeit zur Stärkung seiner Gesundheit in Norwood Surrey bei seinem alten Freunde Attwood und schrieb von da am 15. November:

„Bei Gott! Nicht umsonst sollen mir Attwoods diesen Bogen Papier auf meinen Tisch hingelegt haben, nebst Siegellack, Federn und allem: ich will Euch nach dem letzten Brief von vorgestern noch einen allerletzten schreiben, zumal, da ich Euch sagen muß, wie sehr ich mich freue, daß Ihr meine „Hora" leiden möget; besonders Deine Zeilen, liebster Vater, haben mich gar zu sehr ergriffen, und jedesmal, wenn Du mir sagst, daß Dir ein Stück von mir recht ist, so ist's mir, als hätt' ich's noch einmal so lieb, oder als hätt' ich's gar von neuem komponiert und eben fertig gemacht. Nun

muß ich das Lokal erstlich beschreiben: Hier ist Norwood, berühmt wegen guter Luft, denn es liegt auf einem Hügel, so hoch, als das Kreuz auf St. Paul, sagen die Londoner, und ich sitze abends spät auf meinem Stübchen, wo der Wind entsetzlich wild ums Fenster heult, während das Kaminfeuer ruhig brennt, habe heut einen Spaziergang von zwei Meilen gemacht, die Luft hat wirklich sehr wohltätig auf mich gewirkt, und schon in den drei Tagen, die ich hier bin, fühle ich, wie ich stärker und gesunder geworden bin.

Ich freue mich ungemein darauf, von der Akademie die „Hora" zu hören, das Stück gefällt Attwood sehr; aber nichts macht hier so viel Glück als die Porträts von Euch Schwestern; die jungen Engländer tanzen den Veitstanz, wenn ich sie unterm Arm herunterbringe und jeden Abend einmal zeige; die jungen Engländerinnen sagen einmal über das andere: „Sweet creature", und ich sage: „They are indifferent pretty indeed", kurz, wenn Hensel nach England gehen will, so ist ihm die Familie Attwood und ihr Zirkel gewiß: er muß sie alle zeichnen, denn sein „style" ist nicht das letzte, worüber sie außer sich sind.

In meiner Schlafstube steht zum Glück gerade der Musikschrank des alten Attwood, und der Schlüssel steckt darin, da krame ich denn herum, und wie ich neulich ein Tedeum von Croft übers andere und zwanzig Anthems von Boyce finde und in Psalmen von Purcell wühle, — was fällt mir da in drei dicken Bänden auf? — Euryanthe, score*)! Das war ein Fund! Nun lese ich's sehr aufmerksam durch und erquicke mich darin; der alte Herr hat sich's von Deutschland aus kommen lassen, um's besser kennen zu lernen, als aus dem Auszug; eine Stelle schreibe ich mir Merkwürdigkeit halber ab, es ist die in ges „Der du die Unschuld kennst", Du

*) Partitur.

weißt, Fanny, daß ich immer behauptete, da klänge es nach Blech wie nirgends; und was ist's? der Herr von Weber hat dazu drei Posaunen, die Trompeten, zwei Hörner in es und — zwei Hörner in des!!! Das ist doch wohl toll? Und süße Flöten gibt's überall. 's ist eine liebe Musik und mir kommt's sonderbar vor gerade hier in England, wo kein Mensch sie kennt und kennen kann, und wo sie den Weber doch eigentlich schändlich behandelt haben, und wo der Mann gestorben ist, gerade da sein Lieblingswerk so genau mir ansehen zu können. Auch Cherubinis Requiem und anderes habe ich gefunden, und so geht die Zeit sehr angenehm vorbei.

P. S. von Klingemann.

— — In Berlin hätte ein Aufzug achttägiges Stadt- und Teegespräch veranlaßt, der gestern durch die Felder um Norwood ohne weitere Störung der öffentlichen Ruhe und der Sabbatordnung zog. In Norwood lebt nämlich einer der distinguiertesten Esel, die je Disteln gefressen haben (er kriegt aber nur Korn) — ein milchweißes rundes Tier voller Lebhaftigkeit und Gaben, von einem der Attwoodschen Söhne, dem Theologen William, großgezogen und nun selber ziehend, nämlich ein ganz kleines vierrädriges Fuhrwerk: In diesem saß Felix, munter trottierte der Donkey die Heerstraße entlang, einige Hunde sprangen nebenher, und zu beiden Seiten oder hinterher schritten durch dick und dünn, Hügel auf, Hügel ab der Theologe und ich, jener stolz und bewußt auf seinen trabenden unermüdlichen Esel blickend und nur beklagend, daß er, der Theologe nämlich, so viel trockene Bücher lesen müsse, um sein theologisches Examen zu machen. Auf dem Heimweg stießen wir auf noch einen Bruder mit der Schwester und noch einem Hunde, Felix stieg aus

und ging mit uns, und eine Karawane von einer Dame, vier jungen Leuten, dem Fuhrwerk mit dem milchweißen Esel und drei Hunden zog gelassen den Hügel hinauf ins Dorf hinein, — ein ewiger Vorwurf für Maler und eins ihrer unsterblichsten Kunstwerke. Die ganze Familie besteht übrigens aus Porträts und wir Neueren müssen wieder einmal den Herrn von Goethe nachahmen und an den Vikar von Wakefield denken, wenn auch nur eine Tochter da ist. — Keiner sieht dem andern ähnlich und jeder treibt sein Wesen für sich, und doch geht der Familienzug durch das Ganze.

Dann kam unser Dinner in London, es ist wenig davon zu sagen, als daß Felix nachher sich vierhändig mit Mrs. Anderson und mit Glanz vernehmen ließ und darauf nach Norwood wieder entschwand, — er ließ, im Gegensatz des Bösen, den Duft seiner high talents und des perfect gentleman hinter sich — man kann in der Fremde kaum fassen, wieviel eine Engländerin damit sagt, es steckt ein ganzer Foliant von Anerkennung darin, — ich kann mir den Fall denken, daß der große Apollo selber käme und unwiderstehlich auf der Gitarre spielte, und doch, wenn er etwa als freidenkender Grieche nicht Wein tränke mit der Frau vom Hause, mit dem Bannfluch: „He is no gentleman“ belegt würde, dem größten der zivilisierten Welt.“

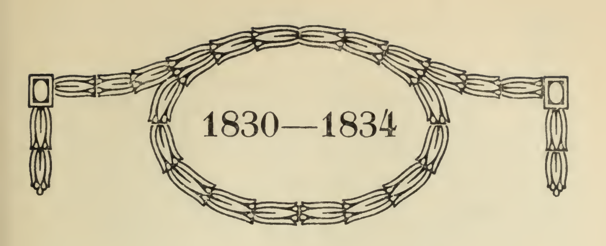
Felix.

Hotel Quillacq. Calais, 29. Novbr. 29.

„Und so liegt England hinter mir und gehört mit zur Vergangenheit. Es ist ein schönes, liebes Land, und wie die weiße Küste eben untertauchte und die schwarze französische auf, da war mir's, als hätte ich von einem Freunde Abschied genommen, und alle lieben, freundlichen Menschen nickten mir noch einmal zu. Das war ein großes Bild. Aber nun ist es Vergangenheit. Ich

kann die letzten vierzehn Tage in London die glücklichsten und reichsten nennen, die ich da genossen habe. Horn, dem ich alles zeigen konnte und der sich über alles mit mir freute und erstaunte, durch den ich die großen Eindrücke der Stadt wieder neu empfing, der sich unter meinen Freunden bald wohl und einheimisch fühlte, trug viel dazu bei; dann versammelte sich alle Abende spät bei mir ein Kreis von Leuten, wie er sich wohl selten zusammenfinden mag: Rosen, Mühlenfels, Klingemann, Kind und Horn, das war hübsch zu hören, wie da das Gespräch belebt und froh ging, und wie nichts Mattes oder Falsches durchgelassen wurde, sondern zu Zeiten ein Geschworengericht darüber zur Entscheidung gebildet, und wie alle die Menschen von Funken und Feuer sprühten, wenn man sie anregte, und wie alle so verschieden und abweichend und doch über gewisse Punkte einig waren, ohne sich je darüber verständigt zu haben: wahrlich, wenn ich so in der Nacht zu Hause kam und nun wußte alle bei mir im Zimmer ums Kamin sitzend zu finden (denn um elf versammelten wir uns gewöhnlich erst), so gab mir das ein sonderbares, glückliches Gefühl. Vorher war ich dann nicht in Gesellschaften, wie damals in der tollen Season, sondern in den engeren, herzlicheren Kreisen meiner englischen Bekannten, und ein merkwürdiger, interessanter, ehrenvoller Augenblick folgte dem andern. Man merkt zuweilen, daß man etwas Unvergeßliches eben erlebt, und so ein Gefühl durchfuhr mich oft. O! was will ich Euch nicht alles erzählen! Wie werde ich mit einem Munde durchkommen?" –





1830—1834

Im Laufe der Zeit nahte denn auch für Hensel und Fanny das Ziel ihrer Wünsche: der Termin der Hochzeit wurde bestimmt, am 6. September wurden sie zuerst aufgeboten. Abraham machte noch eine Reise nach Hamburg und den Niederlanden, von wo er wunderschöne Hochzeitsgeschenke schickte; der Dankbrief der Tochter ist interessant in bezug auf die damaligen Trachten:

Berlin, 19. Septbr. 1829.

— — Wir sind nun schon so lange ohne Nachrichten von Dir, lieber Vater, daß wir aufs Ungefähr in die Welt hinausschreiben müssen; vorgestern haben wir einen Brief nach Frankfurt geschickt, und wenn wir heut keinen von Dir erhalten, so wandert dieser denselben Weg. Statt von Dir zu hören, haben wir aber von Dir gesehen, denn die weltberühmte Kiste ist angekommen und ihr Inhalt hat freilich jede Vorstellung übertroffen, Du hast einmal wieder Deinen Geschmack und Deine Pracht sehr glänzend gezeigt, und jedes in seiner Art ist das Schönste, was ich gesehen, Stickereien, Stoffe, Muster, alles vollkommen, Nathan der Weise hat gewiß nichts Schöneres von seinen Reisen mitgebracht! Was den wunderschönen Schleier betrifft, so hat er hier die weiblichen Gemüter sehr in Aufregung gebracht; es ist nämlich allein hier nicht Mode, daß Bräute Schleier tragen; ich finde es aber so schön, so passend, und es wäre mir besonders meines roten

Halses wegen so vorteilhaft, daß ich die größte Lust habe, es doch zu tun und die erste zu sein, da ich gewiß die letzte nicht wäre; so rieten mir auch alle hier im Hause, Hensel und viele andere, dann fürchteten wir aber wieder, es würde zu viel Aufsehen machen — kurz, der Prozeß schwebt noch. Bänder, Schals, alles ist von der schönsten Sorte, und nochmals schönsten Dank für alles.

Wir sind jetzt hier sehr beschäftigt und bringen die meisten Vormittage in Läden zu, wobei ich Mutters Unermüdlichkeit nicht genug bewundern kann. Es ist, als wäre sie nie wohler, nie mehr in ihrem Element, als wenn sie vor Geschäften kaum zu Atem kommen kann. Es ist fast unmöglich, so geradezu zu danken, am allerwenigsten, wenn man eigentlich den ganzen Tag danken müßte, so will ich's denn hier tun, sie wird es lesen, und ich bin Dir doch denselben Dank schuldig, der sich, wenn er auch immer empfunden worden, doch gewiß nie so konzentriert hat, als in dieser Zeit, wo ich zwar Eure unmittelbare Aufsicht, aber doch, dem Himmel und Euch sei Dank, nicht das väterliche Haus verlasse." — —

Am 3. Oktober 1829 war die Hochzeit. Fanny hatte sich selbst ein Orgelstück komponiert, welches in der Kirche vor der Trauung gespielt wurde. Wilmsen hielt die Traurede. Natürlich waren alle Bekannten und Freunde versammelt, und wohl nur die einzige Wolke am Himmel Fannys war Felix' Abwesenheit. Sonst aber ließ sich alles zum glücklichsten Leben für das junge Paar an und die Erwartung wurde nicht getäuscht.

Hensel hatte für das erste Jahr große Pläne gehabt, denen Fanny zwar nicht sehr gläubig, doch ein williges Ohr lieh. Wir wissen, wie heftig ihre Sehnsucht nach Italien schon während der Schweizer Reise

des Jahres 1822 gewesen war. Nun war sie verheiratet mit einem Mann, der das Land in fünfjährigem Aufenthalt gründlich kennen gelernt hatte, und den es jetzt mit fast unwiderstehlicher Gewalt trieb, es seiner Frau zu zeigen. Und wie denn Hensel mit erregbarer Künstlerphantasie sich Illusionen über reale Verhältnisse gern hingab (er hielt eine Anstellung in Italien für leicht erreichbar, etwa nach dem Muster der französischen Akademie in Rom, eine preußische), so war der Entschluß gereift, bald Berlin zu verlassen und eine Reise nach Italien zu unternehmen. Wäre das an und für sich schon lockend genug gewesen, so kam eine weitere Kombination dazu, die den Reiz des Gedankens noch sehr erhöhen mußte. Felix sollte von England aus seinerseits, nach kurzem Aufenthalt in Berlin, nach Italien gehen, und faßte den Plan, seine Eltern mit der ganzen Familie auch zu überreden, daß sie reisten. Er schrieb darüber an Rebecka:

Mein liebstes Beckchen.

Glasgow, den 10. Aug. 29.

„Höre an! Wir wollen jetzt miteinander froh plaudern und von der Zukunft sprechen, von der ich vielleicht jetzt mehr weiß als Du, denn ich male viel daran herum und will Dir nun hier meinen Hauptplan mitteilen, darum schreibe ich an Dich, oder vielmehr, darum setze ich mich auf den Sofa und spreche Dir ins Ohr, leise. Von Glasgow tönt's hinüber und im Augenblick ist die Entfernung weg, denn Du hast gar keinen Begriff, wie ich Dich liebe, und wie nahe ich mich Dir denken muß, um froh zu sein, und wie jede frohe Stunde Du mir verschaffst, und wie ich in meinem Leben nie anders denken und fühlen werde. Nie! — Kannst ein dickes Haus auf mich

bauen, ich halte fest. Aber es ist sonderbar, daß ich keine Note schreiben könnte, wärst Du nicht in der Welt, möcht' auch nicht leben. Guten Abend, liebes Beckchen! Hör' meinen Hauptplan; aber sag' ihn nicht weiter, denn kein Mensch erfährt ihn, als Du, und keiner soll ihn erfahren, bis ich ihn erfülle. Niemand muß das wissen, als wir beide, und dann soll's auf einmal losbrechen. Willst Du's Fanny und Hensel sagen, so ist's gut, vielleicht findest Du's sogar notwendig; diese sind aber die einzigen, denen Du's sagen darfst, bei allen anderen gib das erste Beispiel. — Nun geht der Kongreß zwischen uns beiden an. — Von hier aus verschweigst Du alles: —

I. Ich werde in Berlin wohl etwas früher eintreffen, als ich dachte; die Gründe, warum ich früher komme und länger bleibe, sage ich Dir und Euch allen mündlich, wenn ich komme. Ihr werdet dann zufrieden sein. Im Februar gehe ich darauf nach Italien, werde aber dann nicht, wie ich dachte, drei oder vier Jahre ausbleiben, sondern nicht einmal so lange als jetzt. Der Grund ist einfach der: ich werde komponieren müssen, viel und fleißig und gut; das kann und will ich aber nirgends als bei Dir. Und so werde ich denn, im Fall ich meine Reisen später fortsetze, immer nach Berlin gehen und da komponieren, was ich dann außen den Leuten spiele und aufführe, dann wieder bei Dir komponieren, dann wieder aufführen, das mag eine Zeitlang so gehen, dann aber bleiben wir zusammen und für lange, denn ich will womöglich in Berlin mich festsetzen. So dächt' ich, sähen wir uns oft, froh, immer neu, in der nächsten Zeit, und die Sache wäre ganz hübsch. — Nun aber

II. Ich, von Gottes Gnaden, Ich F. M. B. Esquire, Ich will die Eltern dazu bringen, im nächsten Frühling nach Italien zu gehen und mit Dir mich in Rom

zu besuchen, zu Ostern. Ich will's. Und ich glaube, ich werde es können. Zweifle nicht an der Möglichkeit, denn ich hab's reiflich überlegt und es geht. Will Dir auch sagen, wie? Vater hat es längst gewünscht, das Land zu sehen, nur fehlte ihm der Entschluß und er scheute die Unbequemlichkeit, auch hielt ihn Mutter ab. Komme ich nun wieder, so bin ich Schoßkind, kann viel mit Quälen durchsetzen, wie Du weißt, und auch geht Mutter wohl schon lieber, wenn sie einen Teil ihres Hauses da findet, den Entschluß erstürme ich dann (weiß auch schon wie?) und die Unbequemlichkeit kann ich sehr erleichtern, denn ich kenne nun aus den Hochlanden schlimmes Reisen, weiß, wie ihm abzuhelfen, und komme Euch weit entgegen. Ich bringe übrigens noch für Euch alle wahrscheinlich eine Überraschung mit, die mir viel Kredit geben und zum Erstürmen helfen wird; es ist noch ungewiß, also kann ich noch nichts sagen, Du wirst aber sehen. Am 11. Dezember*) oder an der silbernen Hochzeit mach' ich's. Alles ist vorbereitet in mir, es ist mein höchster Wunsch. Ich werde es klug anfangen, Gott wird helfen, da wird es gehen. Nun höre, was Du dabei zu tun hast: nichts. Schweige von allem und sprich, als hätte ich nicht geschrieben. Brich das Gespräch ab, wenn von Italien die Rede kommt; ferner laß auch Fanny und Hensel die Eltern gar nicht mit Bitten darüber angehen. Ich will aus den Wolken damit fallen, dann schlägt es besser ein. Und sieh zu, daß Du gelegentlich erfährst, wie es mit Hensels Hinkommen steht; ich treibe ihn tüchtig dazu in diesem Briefe, und wenn Du mir antworten willst, so schreibe an Klingemann und gib den Brief selbst auf die Post. Hast Du nichts zu antworten, so antworte lieber nicht. Und nun sage, was Du dazu meinst? Eine goldene

*) Des Vaters Geburtstag.

Zeit soll's werden und ein Blumenkranz von Tagen. Wir wollen uns im Vatikan amüsieren, denn hinkommen werdet Ihr, und dann ist alles recht hübsch. Du sagst, Du kennst ‚die Eltern und den Garten und deshalb würde nichts daraus?' Ich aber sage, ich kenne die Eltern auch, und Italien ist auch ein Garten, und es wird was daraus. Nun ist's vorbei; ich gehe aus der Stube, Du willst mich am Flausrock festhalten, ich laufe aber doch fort, gucke aber natürlich gleich wieder durch die Türe. Noch frägst Du, ob Du nächsten Winter zwei Stuben bewohnen sollst? Nein, denn ich brauche eine davon und will während meines Aufenthaltes wieder malen. Gesegnete Mahlzeit! Denk' an Italien! Es geht nun stark zum Wiedersehen. Ich bin wieder frisch und es saust mir mancherlei Musik durch den Kopf. Mündlich! So möge denn gelingen, was wir hoffen. —

Dein Bruder."

Dasselbe Thema wird in einem späteren Brief an die Geschwister weiter behandelt, in dem auch die ersten näheren Andeutungen über das Mittel, wodurch Felix seinen Zweck zu erreichen hofft, das „Liederspiel", gemacht werden.

35, Bury Street, St. James,
10. Sept. 1829.

„Die Sache ist die — fängt ein junges Frauenzimmer, das wir beide hochachten, lieber Bruder, ihre Berichte gern an, und es folgt dann nichts nach, hier brauch ich's mit dem Unterschiede, daß ich ihr Bruder bin und daß etwas Wichtiges folgt — die Sache ist also die, daß ein Komitee niedergesetzt werden muß zur Anordnung silberner Feierlichkeiten. Früher hatte ich mir Fanny als Präsident gedacht, sie hat aber bei

ihrem ersten Vorschlage so viel auf eine gewisse Familie Rücksicht genommen (z. B. abends sind wir allein bei Hensels, Mittag essen wir bei Hensels usw.), daß ich sie der Parteilichkeit schuldig erkläre, perhorresziere, absetze, und Beckchen muß Chairman sein. Du und Fanny und ich, wir sind ordentliche Mitglieder, Droysen ist ein Ehrenmitglied und Klingemann ist auswärtiges Mitglied. Nun geht's los. Ich bitte ums Wort und habe einen Vorschlag zu machen: wie wär's, wenn wir den Polterabend so feierten: drei Liederspiele, jedes in einem Aufzug, mit Kostüm, Gesang usw. ordentlich dargestellt, und ein vollständiges Orchester unten (letzteres will ich übrigens zu allen Hochzeitsfeierlichkeiten aus eigenen Mitteln bestreiten und zu dem Ende hier eine kleine Musikspekulation machen), die Titel folgende: Nr. 1 Soldatenliebschaft, nämlich mein berühmtes Machwerk des Namens*), das den Eltern immer noch lieb ist, gegeben ohne Veränderung einer Note und ganz mit der Besetzung von damals. Was meint Ihr? Ist's nicht luminös? Dann ein neues Liederspiel von Fanny, das Hensel dichten muß, nett, luftig, lieblich an allen Ecken, sehr zart und schön. Dann eine Idylle von mir, zu der mir vieles im Kopf herumfährt; es muß hübsch werden, und soll ein gesetztes Ehepaar drin vorkommen, das Ihr beide Hensels agieren müßt, ferner eine Nachbarstochter, ein toller Flurschütz, ein verkleideter Seemann oder Soldat oder was weiß ich? Ein Bauernzug und a dur über und über. Dazwischen kann dann Eis und Kuchen, und Allegorie und Pro- und Epilog passend Statt finden; ich denke, es amüsiert die Eltern weit mehr, als ein bloßes Instrumentalkonzert. Mit meinen übrigen Plänen rücke ich heut' noch nicht heraus, sondern will erst Euern Gegenvorschlag, Bei-

*) Es war eine der ersten Kompositionen von Felix.

fall für den meinigen und Ideen für den Hochzeitstag vernehmen, die Ihr mir gleich umgehend mitteilen müßt. — Und bei der Gelegenheit werde bezeugt, o Hensel, daß Du ein großer Mann bist. Deine Zeichnung ist ganz himmlisch und macht mir wahre Freude, wenn sie mich anguckt; denn das tut sie; es ist so genial und schön und doch ähnlich und doch komisch und so fort, wo, Teufel, kriegst Du solche Einfälle her? Auch Fannys großes Porträt ist schön, aber es gefällt mir nicht. Ich sehe, wie herrlich es gezeichnet, wie sprechend ähnlich es ist; aber in der Stellung, Kleidung, im Blick, in der ganzen sibyllischen Prophetenhaftigkeit oder schwärmenden Begeisterung ist mein Kantor nicht getroffen! Da liegt die Begeisterung nicht so oben auf, mehr innen drin, und zeigt sich nicht in gen Himmel sehn, oder im Ausstrecken des Armes, oder im wilden Blumenkranz, denn alles das sieht einer auf den ersten Blick! Das muß er aber nicht, sondern erst nach und nach draus klug werden. Nimm mir das nicht übel, Hofmaler; aber ich kenne meine Schwester doch länger als Du, habe sie als Kind in meinen Armen getragen (Übertreibung!) und bin nun mal ein ungeleckter, undankbarer Brummbär, der Dir für die Sonnenstrahlen, die Du mir so von Zeit zu Zeit herüberwirfst, nicht einmal genug danken kann; wenn Du mich sehn könntest, wie ich oft still Deinen Zeichnungen gegenübersitze und dann in ihrer Gesellschaft bin und nirgends weniger als in London, so wäre das eben der Dank, der Dir gebührte; aber sagen!? Pfui über die Worte. So nimm denn meine Freude als Dank hin darüber, daß es Dir gegeben ist, in Formen hinzustellen, was unsereinem sowohl als Bild vorschwebt, aber doch nur nebelig. Du kannst es festhalten.

Den 11. Heut frühstückte ich bei Klingemann, und unser idyllisches Liederspiel rückt sehr vor und fängt

an, Form und Gestalt zu gewinnen; ich denke, es soll nett werden, und Du wirst prächtig eingeführt, Hensel; fürchte Dich nicht vor dem Singen, es ist für Dich gesorgt; der Flurschütz ist ein Hauptkerl, und Devrient soll wüten.

Nun ein paar Worte an Dich, Beckchen, meine ruhige Bundesgenossin. Aber ein paar wichtige: Ich habe nämlich in diesen Tagen fast die Gewißheit eingesehen, daß unser Plan zustande kommt, daß wenigstens die Eltern keine Hindernisse in den Weg legen werden, und die habe ich durch einen Brief von Vater erlangt. Vater hat erstlich die Reiselust wieder bekommen, das ist ein großes Moment. Zweitens würde es ihm lieb sein, mit mir ein Weilchen in Holland umherzureisen, woraus diesmal wohl leider nicht viel werden wird, das ist ein Großes; endlich scheint er die Idee, ich müsse allein umherfahren, um Selbständigkeit zu lernen, fast aufgegeben zu haben, und gibt viel auf meinen glücklichen Erfolg in diesem Lande. Das ist die Hauptsache. Ich sage Dir, Du sollst Orangenbäume sehen. Wie mild und weich und freundlich Vaters Brief ist, kann ich Dir gar nicht beschreiben, und sein eigentlicher Reiseplan ist auch zu weitläufig, als daß ich ihn Dir anders als mündlich mitteilen sollte, aber das genüge Dir, daß es mir ein Beweis ist, daß es gelingen wird. Ja, ein unumstößlicher Beweis. Freue Dich einmal ein bißchen. Brauche übrigens mein Rezept aus dem vorigen Briefe fort und sprich von nichts. Noch dies eine: Aus Vaters Brief folgt auch, daß ich so lange im Winter bei Euch bleiben werde, als wir mögen. (Schweig!) Vieles Gute folgt daraus und Schönes und Liebes. Kurz, ich denke, wenn wir im Dezember zusammenkommen, so ist fürs Auseinandergehen gar nicht sehr gesorgt.

Wenn ich wiederkomme, werdet Ihr mich gewiß sehr viel Englisch anreden, um meine Aussprache zu prüfen, Fehler zu jagen und dergleichen. Ich werde Euch nicht antworten und keinen einzigen meiner gebildeten Laute von mir geben, kein ‚never mind‘, kein ‚I say‘. ‚Dieser Rock ist gut genug, um drin zu trinken‘, sagt Toby; ‚diese Zunge ist gut genug, um drin zu raspeln‘, sag ich, und ist sie das nicht, so mögt Ihr sie räuchern und essen. Apropos, was ich esse? Neulich erwähnte einer der frischen Austern und da wurde ich sentimental, weil ich mich erinnerte, wie sie im Frühling hier schlecht wurden und ausgingen. Seitdem esse ich sie aus Melancholie und denke daran, wie die Zeit vergeht. In Regentstreet stand ich gestern still, wo eine Karte von Holland aushing, und machte mir auf der bunten Straße meinen ruhigen Reiseplan, wie er im Familienbrief steht, und sah mir den Weg zwischen Elberfeld und Berlin an. — Das Liederspiel wird nett, denke ich: Hensel und Fanny ein altes Ehepaar, Hensel haßt die Musik, Fanny haßt die Soldaten, und ihr Sohn kommt nun, in einen fahrenden Musikanten verkleidet, zurück, ist aber eigentlicher Soldat und vergißt sich alle Augenblicke und läßt den Kriegsmann durchgucken; nun mag ihn der Vater nicht wegen der Verkleidung, die Mutter nicht wegen der durchguckenden Wirklichkeit, beide haben ihn doch aber lieb, und der Flurschütz macht sich alles zunutze; er ist auch ein Fremder, und da die alten Schulzen Nachricht vom Wiederkommen des Sohns erhalten, so halten sie diesen für den Sohn und sparen sich gegenseitig die Überraschung für den folgenden Tag auf, wo Geburts- und Amtsjubiläumstag von Hensel ist, bemühen sich auch, den Rüpel lieb zu haben, versperren ihrem Sohne die Gelegenheit, zur Nachbarstochter zu kommen, und klemmen immer den Flurschützen ein, der dann

statt des Soldaten ihr ein tolles Ständchen auf seiner Fiedel bringt; am Morgen erklärt sich alles und erheitert sich; das Stück fängt nämlich den Abend unter der Linde an, spielt die Nacht durch, wo das Ständchen und der Zank der beiden jungen Leute vor sich geht, und schließt am Jubiläumsmorgen. Was meinst Du zu diesen rohen Entwürfen? Mehr zur Zeit; froh soll es sein und wir nicht minder." —

So gingen denn im Winter 1829/30 zwei Dinge miteinander vorwärts: die Vorbereitungen zur silbernen Hochzeit der Eltern, am 26. Dezember, und die, wenn man so sagen darf, „Verschwörung" der Jugend wegen der italienischen Reise. Ersteres, die Aufführung, gelang vollkommen; aus jenem „rohen Entwurf", den Felix im letzten Brief mitteilt, hatte er das reizende Liederspiel „die Heimkehr aus der Fremde" gemacht. Der Text war von Klingemann. Ganz besonders machte Hensel in seiner Rolle als Schulze Furore, für den, da er absolut unmusikalisch war, Felix ein Musikstück auf einen Ton komponiert hatte. Mantius gab den Sohn, Devrient den Kauz, Rebecka die Lisbeth, Wilhelm und Fanny die Schulzen. Es war ein in seiner Art einziges Fest und alles ging vortrefflich und sehr nach Wunsch.

Nicht dasselbe kann man von dem italienischen Projekt sagen: Es scheiterte vollständig an dem entschiedenen Widerspruch der Mutter Lea, die keine große Reisefreundin war und sich in dem schönen Haus und Garten viel zu behaglich fühlte, um es ohne zwingenden Grund zu verlassen. Daß das Aufgeben des lockenden Plans, der wirklich geeignet genug war, den Kopf zu verdrehen, nicht ohne viel Herzbrechen abging, versteht sich; es kam dazu, daß im März Rebecka zuerst, dann Felix und Paul die Masern bekamen, um diesen Winter so voll petites misères de la vie privée

zu machen, wie sobald keiner in der Mendelssohnschen Familie gewesen war. —

Im Sommer 1830 wurde Hensels ein ungemein schwächlicher Knabe*) zwei Monat vor der Zeit geboren. An der Lebensfähigkeit dieses Kindes wurde lange gezweifelt und nur die sorgfältigste Pflege konnte es erhalten. Daß dies Ereignis von bestimmendem Einfluß auf das Leben und die Pläne des Henselschen Paares wurde, versteht sich. Vor allen Dingen wurden damit alle italienischen Reiseideen auf Jahre hinaus vertagt. Das war in einer Beziehung gewiß ein Glück: es schied damit ein Moment der Unruhe und Ungewißheit aus ihrem Leben, was sich in Fannys Tagebuch aus dem ersten Ehejahr recht deutlich erkennen läßt; und es ergab sich dafür die Notwendigkeit, feste Pläne für das heimatliche, häusliche Leben zu entwerfen, welches sie sich gar behaglich und erfreulich zurechtzimmerten. Abraham hatte im Anschluß an den Gartensaal ein Atelier bauen und zweckmäßig einrichten lassen, was für Hensel den unschätzbaren Vorteil hatte, daß er nicht, wie die meisten Maler, genötigt war, seine Arbeit außer dem Hause zu tun, daß er jeden freien Augenblick seiner Frau widmen, daß sie häufig im Atelier sein, mit ihrer Arbeit daselbst sitzen und doch den Haushalt und ihr Kind im Auge behalten konnte. Im Januar 1831 bezog er dies Atelier und eröffnete gleichzeitig ein Schüleratelier, was an das seinige anstoßend gebaut war und sogleich von mehreren jungen Leuten besucht wurde, die übrigens auch, wo es anging, zu allen Festen, Geburtstagen, Weihnachten zugezogen wurden und durch Heiterkeit und witzige Einfälle viel zu dem Gelingen aller Vergnügungen beitrugen.

Hensel entwickelte in diesen glücklichen Verhält-

*) Der Verfasser dieses Buches.

nissen eine unter so günstigen Bedingungen sehr erfolgreiche Tätigkeit. Gleich morgens nach dem Frühstück ging er ins Atelier und arbeitete hier fast ohne Unterbrechung bis zum Dunkelwerden. Nach dem Essen, was um halb fünf Uhr stattfand, wurde entweder im Sommer noch gemalt oder, wenn es schon zu dunkel war, im Garten die notwendige Bewegung und Genuß der frischen Luft gewöhnlich bei dem durch ihn nach Berlin verpflanzten und mit Leidenschaft kultivierten Bocciaspiel gesucht. Für die Abende aber, namentlich im Winter, wo der Garten keine Zerstreuung bot, hatte er wieder künstlerische Beschäftigung mit dem Bleistift. Die Porträtsammlung wuchs durch diese Abendtätigkeit zu achtungswerter Größe. Aus unbedeutenden Anfängen war sie entstanden; kleine Büchelchen nahmen hin und wieder das Bild irgend eines Freundes, flüchtig gezeichnet, auf. Allmählich aber vergrößerte sich das Format, und mit des Künstlers wachsender Virtuosität in der Behandlung des Bleistifts und im Auffassen der Ähnlichkeit wurden auch die Porträts schöner und ausdrucksvoller. Bald wurden diese Sammlungen bekannt, die Bände mehrten sich und er hinterließ deren siebenundvierzig mit über tausend Köpfen*). Die früheren Zeichnungen sind ausschließlich mit dem spitzen und ziemlich harten Bleistift gemacht: die Formen scharf mit Linien umschrieben, aber noch ziemlich steif, die Ausführung des Details sehr sauber und fein, aber ängstlich; es fehlt an Rundung und Weiche, die Lichter sind mit Weiß aufgesetzt. Man merkt der ganzen Zeichenart die frühere Beschäftigung mit Radierungen an, es hat etwas von der Schärfe und Härte des Kupferstichs. Bald aber tritt der Ge-

*) Die Sammlung ist jetzt im Besitze von Frau Professor Leo in Göttingen.

brauch des Wischers und die Anwendung des weichen und immer weicheren Bleistifts ein, und diese Zeichenart wird allmählich zu hoher Vollendung, namentlich in Verbindung mit Papier pellé und ausradierten Lichtern ausgebildet. Die Behandlung wird immer freier und genialer, der Strich tritt immer mehr zurück, die gewischte Fläche immer mehr in den Vordergrund, die Form wird nicht mehr durch umschreibende Linien, sondern durch weiche Schatten dargestellt, namentlich die Behandlung des Haares ist von großer Schönheit. Es sind schließlich kaum mehr Zeichnungen, sondern Gemälde, schwarz in schwarz. — So die Technik. Damit Hand in Hand geht eine große Veränderung in der Auffassung der darzustellenden Menschen, eine andere Ansicht von der Aufgabe des Porträts. In den ersten Bänden wird eine möglichst treue, wenn man so will, daguerreotypartige Wiedergabe des Gesichts erstrebt. Daher völlige Vernachlässigung alles anderen, nur objektive Kopierung der Gesichtszüge. Allmählich aber tritt die individuelle, künstlerische Auffassung mehr in den Vordergrund, der zu Porträtierende wird gewissermaßen nur Rohmaterial, Motiv zu einem Bilde. Ist nun ein Gesicht recht charakteristisch, so machte Hensel auch wohl in den letzten Jahren ein vollkommen treues Bild von ihm. Gewöhnlich aber gewinnt eine idealisierende und namentlich verschönernde, verjüngende Richtung die Oberhand — Fanny nannte das einmal treffend: „Wilhelm zeichnet eine Großmutter ins Steckkissen." — Durch Umgebung oft landschaftlicher, oft symbolischer Natur (wie z. B. bei dem Astronomen Quetelet der gestirnte Himmel) soll der Charakter des Menschen näher bezeichnet werden, es sind auch hierin, wie in der Technik, mehr Bilder nach gegebenen Motiven, als Porträts, freie Phantasien auf ein Gesicht. Und bei alledem haben

selbst diese, auf den ersten Anblick kaum ähnlichen Zeichnungen das Eigentümliche, daß man sich immer mehr und mehr in sie hineinsieht, weil sie eben die vergeistigte Auffassung eines geistreichen, künstlerischen Auges darstellen und so eine zwingende Gewalt auf den Beschauer ausüben. — Die gelungeneren unter den Zeichnungen dieser letzten Bände gehören wohl zu dem Vollendetsten, was in solcher Art von irgend einem Künstler geschaffen worden ist. — Aber noch in anderer Beziehung haben die Albums großen Wert; und zwar einen Wert, der sich mit der Zeit sehr steigern wird; sie sind interessante Kostüm- und Trachtendarstellungen über einen Zeitraum von beinahe fünfzig Jahren. Und schließlich gewähren die fast ausnahmslos den Bildern beigefügten Autographen der dargestellten Personen noch ein ganz besonderes Interesse; — allerdings fast nur in formeller Hinsicht; denn unter den vielen Hunderten von Unterschriften sind kaum ein Dutzend wirklich hübsch und charakteristisch.

Uns aber gibt die Sammlung ein lebendiges Bild von der ausgebreiteten Geselligkeit des Henselschen Hauses. Alle diese, gewöhnlich durch irgend eine hervorragende Eigenschaft — Geist, Talent, Schönheit, und wäre es auch nur Rang — ausgezeichneten Personen standen in mehr oder weniger nahen Beziehungen zu Hensels und Mendelssohns. Daß die Künstlerwelt am reichhaltigsten vertreten ist, liegt in der Natur der Sache. Von bedeutenderen Musikern wären zu nennen: C. M. v. Weber, Zelter, Paganini, Henselt, Gounod, Hiller, Ernst, Liszt, Clara Schumann, natürlich Felix in verschiedenen Bildern; die Malerei ist u. a. vertreten durch Cornelius, Ingres, Horace Vernet, Magnus, Kopisch, Verboekhoven, Kaulbach und Max v. Schwind; das Theater durch die Milder, die Rachel-Felix, Seydelmann, die Novello, Lablache, die Grisi,

die Pasta, die Ungher-Sabatier, die Schröder-Devrient. Die Literatur sendet als Repräsentanten La Motte Fouqué, Theodor Körner, Cl. Brentano, Bettina von Arnim, E. T. A. Hoffmann, Tieck, Varnhagen, H. Heine, Goethe, Steffens, die Austin, Paul Heyse; Thorwaldsen, Rauch und Kiß repräsentieren die Bildhauer; Schinkel die Architekten; während von Männern der Wissenschaft Hegel, Gans, Bunsen, Humboldt, Jakob Grimm, Lepsius, Böckh, Quetelet, Jacoby, Dirichlet, Ranke und Ehrenberg sich finden. Sie wurden fast alle abends, während Musik gemacht wurde oder die lebhafteste Unterhaltung im Gang war, gezeichnet, manchmal sogar, ohne daß sie es selbst wußten. Das eben gab die Lebendigkeit und Natürlichkeit von Hensels Auffassung, daß er kein steifes, gelangweiltes „Sitzen" verlangte, sondern den Menschen frei gewähren, sprechen und sich bewegen ließ. Und hatte er so ein eigenes Talent, das Leben aufzufassen, so besaß er andererseits die Gabe, den Tod würdig, ernst und schön darzustellen, eine Gabe, die sich selbst in den schwersten Momenten des Lebens bewährte. Wie vielen hat er so noch die letzten Züge geliebter Menschen zu bleibender Erinnerung festgehalten, — der Familie nicht am wenigsten. Schöneres kann man kaum sehen, als die Totenbilder von Schinkel, von Fanny, von Felix, letzteres ist das einzige wirklich gute Bild, was von ihm existiert.

Die Sonntagsmusiken fingen auch in dieser Zeit an, eine stehende Institution zu werden, und wie alles derartige, einmal angefangen, die Tendenz hat zu wachsen, so war es auch hier. Sie waren für Fanny, was für ihren Mann die Albums waren. Aus kleinen Anfängen, aus der Vereinigung der nächsten Freunde am Sonntag vormittag, dem arbeitfreien Tage, entwickelten sich allmählich wohlvorbereitete Aufführ-

rungen mit Chor und Sologesang, auch Trio und Streichquartett von den besten Kräften Berlins, vor einem zahlreichen, alle Räume ausfüllenden Publikum. Viele Jahre gehörte es zum guten Ton in Berlins musikalischen und leider! auch nicht musikalischen Kreisen, zu diesen Musiken Zutritt zu haben. Am meisten Freude hatte Fanny dabei an dem trefflich geschulten kleinen Chor und an dem Einstudieren der Sachen mit diesem, was gewöhnlich Freitag nachmittags geschah. — An einem schönen Sommermorgen konnte es aber auch nichts Hübscheres geben, als den Gartensaal, mit dem Blick auf die herrlichen Laubpartien des Gartens, angefüllt mit einer dichtgedrängten Menge munterer, festlich gekleideter Menschen, und sie am Flügel, mit ihrem Chor irgend ein altes oder neues Meisterwerk aufführend. Hatte Hensel ein Bild der Vollendung nahe, so standen wohl die Ateliertüren offen und ein ernster Christus sah auf die bunte, moderne Welt hernieder, oder Mirjam, den Ihren voranschreitend, drückte symbolisch auf der Leinwand aus, was im Saal lebendig vor sich ging. Viele gute Musikstücke wurden durch Fanny Hensel zuerst in Berlin bekannt. Eine Aufführung im Jahr 1834 muß ganz besonders gut gewesen sein, sie schreibt darüber: „Ich habe im vorigen Monat (Juni) eine wunderschöne Fete gegeben: Iphigenie in Tauris von der Decker, Bader und Mantius gesungen. Es war wirklich etwas so Vollkommenes, wie man nicht leicht wieder hören wird, besonders Bader war hinreißend, aber alle drei trieben sich einander so, und die drei schönen Stimmen bildeten einen Strom von Klang, der mir unvergeßlich bleiben wird. Auch alles andere ging sehr gut und erfreulich. Es waren gerade hundert Personen hier, unter andern Bunsen, dem es eigentlich galt, mehrere Engländer,

Lady Davy; Radziwills hatten sich gemeldet, konnten aber dann nicht kommen, usw. Alles war sehr schön und gelungen, noch schöner als Orpheus voriges Jahr. — Den Sonntag drauf hatte ich Musik mit ganzem Orchester aus der Königstadt und ließ meine Ouvertüre spielen, die sich sehr gut ausnahm.“ — Als Schluß dieser ersten Ehejahre mag eine Stelle aus einem Brief Fannys an ihren Vater stehen, am Tauftage ihres Knaben geschrieben:

„— — Ich kann einen so frohen und schönen Tag unmöglich beschließen, ohne mich an Dich zu wenden, lieber Vater, und Dir zu sagen, wie sehr wir Dich dabei vermißt haben; ja, da man bei solchen Veranlassungen mehr als sonst auf sein ganzes Leben zurückgeführt wird, so kann ich nicht umhin, Euch, denn dieser Brief ist eigentlich für Mutter mit gemeint, wieder einmal, und wohl nicht zum letztenmal in meinem Leben, von der Stufe aus, auf der ich stehe, zu danken, daß Ihr mich hierher geführt habt, Euch zu danken für mein Leben, für meine Erziehung und für meinen Mann, und Euch zu danken, daß Ihr gut gewesen seid, weil guter Eltern Segen auf den Kindern ruht, und ich mich in jeder Beziehung so glücklich fühle, daß ich wirklich nichts als Fortdauer zu wünschen weiß. Bei allem Glück habe ich besonders das, es so recht zu wissen und zu empfinden, und es ist doch wohl der nötige Schlußstein.“ —

Mendelssohn Abraham war nach Paris gereist, und mögen einige seiner Briefe an Lea hier eine Stelle finden:

Paris, 13. Juli 1830.

„Ich möchte Euch gern eine andre als die trockene Nachricht, daß ich gestern abend um 11 hier angelangt

bin, geben; allein ich kann nicht. Ich bin so ermüdet von allem, was ich seit diesem Morgen bereits getan, gesehen und gesprochen, daß mir die Sinne vergehen. Also ich bin hier; jede Einfahrt in Paris ist ein wichtiger und merkwürdiger Abschnitt im Leben, und wie alt, kalt und abgespannt einer auch sei, er muß den letzten Rest seiner Kräfte hergeben, um mit allen Sinnen sich zu freuen, daß er in Paris ist. Bist Du liberal — die Wahlen fallen alle antiministeriell aus; bist Du ein Ministerieller — gleich werden die Kanonen wegen der Eroberung von Algier gelöst; bist Du ein Philosoph (ich nämlich bin keiner), so wird Dir heute mittag Gustav Eichthal die neuen theosophisch-industriellen Systeme explizieren; bist Du ein Kaufmann, so kehrst Du eben von dem allerwunderwürdigsten Monumente zurück, welches der Reichtum sich je und irgendwo in der Welt selbst gesetzt hat, von der Börse, an welcher übrigens auch die Damen jetzt teilnehmen können — und nehmen; bist Du Rike Robert, so kaufst Du Dir einen der 1500 Mille Hüte, welche Dir zu Gebote stehen; und bist Du endlich der Stadtrat Mendelssohn-Bartholdy, so tust Du dasselbe, da der einzige Fehler, der Paris verunstaltet, der ist, daß Mützen nicht toleriert werden. Sie haben da etwas von bonnet rouge sagen hören und lassen daher niemand mit einem bonnet bleu nur an den Tuileriengarten; mit der Nachtmütze ginge es vielleicht, weil das ein bonnet blanc oder blanc bonnet ist. (Am allerwenigsten ginge es wohl mit einer Mütze aus allen diesen drei Farben.) Du willst Dich etwa, ohne aus dem Hotel des Princes zu gehen, im Klavierspiel oder der Komposition vervollkommnen, und ich habe beides nötig, da ich ein wenig auf der Reise aus der Übung gekommen, — Herr Kapellmeister Hummel und Herr Meyerbeer wohnen Wand an Wand mit Dir. —

Paris, 21. Juli 1830.

Das sicherste Mittel, welches ich bis jetzt aus meinem Aufenthalt hier gezogen habe, ist, daß die Frauen sehr viel Weiß und sonstige einfache Farben, nur die jungen Mädchen sehr viel Rosa und alle insgesamt sehr vernünftige Kopftrachten tragen, und auf keine Weise so lächerlich angezogen sind, als es unsere Modejournale berichten und unsere Frauen pflichtschuldigst nachahmen. Ich kann alle meine geliebten und verehrten Landsmänninnen, alt und jung, groß und klein, versichern, daß die sicherste Weise, dem gewünschten Pariser Ideal gleichzukommen, Einfachheit in Farbe und Schnitt ist, und daß eine Berlinerin, welche mit Gigots, Imbécile, unsern Locken und Hüten hierher käme, kein einziges Vorbild und auch gewiß keine einzige Nachahmung finden würde. — Verdiene ich Geld hier, so bringe ich Euch einen echt eleganten Pariser Anzug, damit Ihr Euch schämen und kleiden lernt; ich ärgere dann unsere ganze ‚elegante‘ Welt — pauvres gens du nord, auxquels on n'envoie que le rebut — ich habe es immer geahnt und gesagt.

Im Museum war ich schon mehrere Male. Es sind noch immer die alten herrlichen Bilder, aber es sind leider nicht mehr die nämlichen Augen, mit welchen ich sie betrachte: fast noch nie hat mich die Abnahme meiner Sehkraft so geschmerzt; doch ist die Erinnerung alter Liebe, alten Genusses noch lebendig genug in mir, um das Eindringen schlechter Gesellschaft in diese Götterversammlung auf das bitterste zu empfinden. Im ersten Teil der Gallerie in der École française hat man, wahrscheinlich um leeren Platz auszufüllen, alle Davids Brutus, Horazier, Sabinerinnen, Leonidas, Belisar und einen schauerlichen Paris mit der Helena, alle Girardets Endymion, Sündflut (welche mir einmal im Luxemburg gefallen,

hier aber ganz unerträglich geworden), Einnahme von Kairo, kurz, den Teufel und seine ganze Familie hingehängt; glücklicherweise ist diese Barbareninvasion bis jetzt nur bis zum ersten Achtel ungefähr der Galerie gelangt, und läßt man sich von diesen Ungetümen nicht abschrecken, so kommt man endlich auf geheiligten Boden. Schön ist die Menge Arbeitender zu sehen, am meisten freilich Frauen alles Alters und aller Gestalt. Obenerwähnter greulicher Paris von David und die große heilige Familie au berceau von Raphael werden von Dreien auf einmal kopiert. Im Musée des Statues habe ich nichs Neues entdeckt als eine Venus von Milo, der beide Arme fehlen; weiter weiß ich nichts von ihr.

Heute war ich, wie alle Engländer, wieder einmal im Père la Chaise. Diese ungeheure Totenstadt wird immer ungeheurer, wichtiger, interessanter; an Bevölkerung fehlt es ihr nicht, und Torheit und Übermut machen die Denkmäler immer mehr Häusern und Palästen ähnlich. Nun fand ich Talma und viele schöne Frauen meiner Zeit. Mein Führer (ein alter bonapartistischer Soldat) sagte mir: ‚Voulez vous savoir le fin mot de tout cela? Plus d'orgueil que de sentiment!' (wörtlich).

Heut haben die Pairs de France lettres closes erhalten, pour l'ouverture des chambres au 3 août; ich halte mich, nach allem, was ich mir abnehmen kann, für überzeugt, daß sich alles für jetzt in Wohlgefallen auflöst. Auf beiden Seiten hat man zu viel zu verlieren, und keiner hat recht Courage, va tout zu spielen." — —

Unmittelbar nach Absendung dieses Briefs wurde Abraham krank, und es fehlen daher Nachrichten von ihm über die „drei Tage". — Erst am 16. August konnte er wieder schreiben:

„— — Ich habe mich nun entschlossen, bis Ende dieses Monats oder die ersten Tage September hier zu bleiben, um alles selbst zu ordnen, was hier geordnet werden muß. Ich habe gestern zum erstenmal seit mehr als drei Wochen in Gesellschaft gegessen, bei Leos mit Koreff, welchen ich wahrlich nicht genug loben und danken kann.

Da, wo ein so mächtiger Revolutionsinstinkt sich im Volke entwickelt und geäußert hat, da scheint mir ein legaler Zustand in dem Sinne, wie wir dieses Wort nehmen und verstehen können, ganz und gar unmöglich. Ganz neue Formen und Verhältnisse müssen sich bilden, um einem solchen Volke zu entsprechen und zu genügen; alles Vorhandene ist abgenutzt und wird langweilig und lächerlich, und ich irre mich sehr, oder dies Gefühl fängt schon an, sich zu äußern. Ein Volk, wie das Pariser sich gezeigt hat, ist entweder im Gefühl eigener Stärke und Mündigkeit allen Einflüssen und Einwirkungen individueller Überlegenheit entwachsen, und dann steht es schlimm um das Bestehende, oder aber es wird eine furchtbare, unwiderstehliche Waffe in den Händen derer, die es zu gebrauchen wissen, und dann steht es wieder schlimm um das Bestehende. Mir scheinen die drei Tage ein ungeheures, geheimnisvolles Wort ausgesprochen zu haben, dessen Deutung jetzt zu erraten ist. Eins ist klar; mit Charles X. ist nur der allerkleinste Teil der Verderbnis, der Niederträchtigkeit, der Habsucht und Intrigen der höheren Stände vertrieben. Die rechte Grundsuppe ist geblieben, sie lastet wie eine undurchdringliche Atmosphäre auf Frankreich, sie ist ein feindseliges Element, schwerer und notwendiger zu bekämpfen als die Garde royale. Mir scheint qu'il n'y a rien de changé en France, quoiqu'il y ait heureusement un Français de moins.

Gefalle ich Euch nicht, so bedenkt, daß ich drei Wochen lang krank war. Gott gebe, daß ich mich irren möge, daß ich nicht in meiner Einsamkeit und gerade, weil ich darin war, richtiger sehe, als die im Treiben waren und sind. Gewiß ist, was geschehen war, notwendig, unumgänglich; wird, was darauf und daraus folgt, gut und recht sein? Ich kann's kaum hoffen, aber Gott geb's, sagt Jacobi. O! ich werde alt! —"

Paris, 25. August 1830.

„Tausend Dank für Deinen liebenswürdigen Brief vom 17. Gott erhalte Dir Deinen Enthusiasmus und Deine Lebendigkeit. Du irrst aber sehr, wenn Du glaubst, die Ärzte hätten mir verboten, Journale zu lesen; das verbot sich von selbst. Wenn ich einen Brief von Dir 24 Stunden uneröffnet lassen muß, so kann ich gewiß in 8 Tagen keine Zeitung lesen; ich war, bevor das Fieber kam, in einem vollkommenen Marasmus, einer wahren Nichtigkeit, aus welcher mich nur Unwohlsein und Leiden mancher Art weckten; es war nicht schön. — —

In Auxerre war ein Auflauf; das Volk riß die Barrieren ein, um keine Abgaben mehr zu zahlen, und erklärte, sich an die Worte des Königs zu halten: ‚que désormais, il n'y aura plus de barrière entre le roi et le peuple. Es ist historisch wahr und doch wirklich Shakespearisch.

Ein Kabriolettkutscher, welcher mich dieser Tage fuhr, erzählte mir, am fürchterlichen Mittwoch habe er mit einem Haufen Bürger in der Rue St. Honoré gefochten; unter sie hätten sich mehrere Kinder von 12—14 Jahren, mit Stöcken bewaffnet, gemischt; er habe zu dem Ältesten, der sie anführte, gesagt: ‚Malheureux, que fais-tu ici; tu n'as pas même d'armes?‘ ‚J'attends que tu sois tué, pour prendre les tiennes,‘

war die Antwort, welche kein Kabriolettkutscher erfindet; mich hat es schaudern gemacht, und ich kenne kein Ähnliches." —

Paris, 27. August 1830.

„— — Hiller gefällt mir am besten. Er ist gutmütig, lebendig, obwohl auch ein bißchen scharf. Er hat mir vorgestern Hector Berlioz zugeführt, den Verfasser oder Komponisten des Faust; er schien mir angenehm, interessant und viel vernünftiger als seine Musik. Ihr könnt Euch nicht denken, wie alle die jungen Leute auf Felix warten. Berlioz hat kürzlich den grand prix de composition erhalten und bekommt auf 5 Jahr dreitausend Franks Pension zu einem Aufenthalt in Italien. Er will aber nicht hingehen, sondern sich Erlaubnis erwirken, hier zu bleiben (das ist Wasser auf Deine Mühle, Lea!). In allen den jungen Köpfen jedes Standes und Gewerbes gärt es, alle wittern Regeneration, Freiheit, Neues, und wollen daran teilnehmen. Ich gestehe, daß ich noch mit mir zu keinem Resultat darüber gelangt bin, was aus allem dem sich gestalten wird.

Ich habe gestern bei Gérard etwas gesehen, was mich unglaublich interessiert hat und so bald nicht aus meinem Gedächtnis weichen wird: er hat Bonaparte in seinem Kabinett mit historisch diplomatischer Genauigkeit der kleinsten Details gemalt; es hat mich gebannt! Nebenbei hat Gérard im Gespräch gesagt, er habe in seinem Leben 400 Porträts gemalt.

Gebannt hat mich aber auch gestern die Taglioni. Das ist ganz neu. Ihr erinnert Euch alle noch, wie uns bei der Sonntag und Paganini die Gelassenheit, die Ruhe, die Sicherheit oft und am meisten entzückte. Das ist die Taglioni; sie tanzt nie geschwind, wenigstens nie heftig. Mit vollkommener Ruhe, ohne Rücksicht

auf das Publikum folgt sie den Eingebungen ihrer Grazie und Laune, sucht nie etwas und findet alles, strengt sich nie an und tut Unglaubliches.

Aber Wilhelm Tell!!! Ich reiße noch heut' Leo den Kopf ab wegen seines Urteils. Atroce! und leer. Ich bringe den Text mit, der allein eine Merkwürdigkeit ist. In einem zärtlichen passionierten Duett frägt Melchthal seine Geliebte Mathilde (eine österreichische Prinzessin! welche mit ihm glückliche Tage verleben will): Vous reverrai-je? Oui demain, ist die Antwort, ich habe es sogleich in oui gâteaux übertragen; dieselbe Mathilde sagt: les rayons de l'astre de la nuit sont discrets comme mon Arnold. Wie der Mann, der den Barbier und Othello geschrieben, solch eine Musik hat machen können, bleibt mir unbegreiflich und eine solche Dissonanz nur in der Musik möglich.

Die innere Ruhe ist vollkommen wieder hergestellt und morgen wird Revue über 50000 Mann Nationalgarden gehalten. Jetzt ist man aber wegen der belgischen Unruhen unruhig, und ich fürchte eine stürmische Zeit, da sich eine neue gebären zu wollen scheint. Die jungen Leute wollen heran, das gefällt den Alten nicht. — —"

Paris, 30. August 1830.

„Gestern (Sonntag) vor 5 Wochen war ich in Montmorency; es war gerade die Fête du village, 5—6000 Menschen waren dort zusammengekommen, tanzend, singend, fröhlich und guter Dinge, einige Gendarme waren müßige Zuschauer. Wie ich gegen 11 Uhr nach Paris zurückkam, war eben die Fête in Tivoli aus, und Tausende strömten in friedlichster Ordnung die Straßen entlang. Drei Tage darauf war Paris in Feuer und Flammen, und wohl an 10000 Menschen verloren Leben und Gesundheit; alle Ord-

nung war aufgelöst, es hing an einem Haar, so siegte Tyrannei und Zerstörung, und Paris war seinem Untergang nahe. Gestern waren 50000 Mann vollkommen exerzierter und bekleideter Nationalgarden auf dem Champ de Mars versammelt, um vor dem König die Revue zu passieren, 150000—200000 Menschen waren auf demselben Platz Zuschauer, von Linientruppen, von Polizei, von Gendarmen keine Spur, und ich habe ein imposanteres, friedlicheres, ruhigeres, schöneres Fest nie in meinem Leben gesehen. Es waren dieselben Menschen, welche 3 Wochen vorher sich auf Tod und Leben geschlagen hatten, dieselben, welche ich in einem Zustand von überreizter, physisch und moralisch erhitzter Exaltation und Wut gesehen, der mir nie aus dem Gedächtnis kommen wird. In Paris selbst war nichts als alte, kranke Leute, kleine Kinder und die Hefe des Volks zurückgeblieben, und es ist weder außer Paris noch in Paris der Schatten eines Exzesses vorgefallen.

Das ist allerdings ein wahres und ungeheures Wunder! Allein ich bleibe dabei, daß solch furchtbarer, schneller Wechsel der entgegengesetztesten Erscheinungen einen Zustand, wenigstens dieses Landes, anzeigt oder als nahe verkündet, vor dem nichts bis jetzt Bestehendes dauern kann. Glücklich sind jetzt die Jungen, sie können und werden erwerben, und ihnen eröffnet sich ein unermeßliches Theater. Wir treten hinter die Kulissen und sehen Rauch und Schminke.

— — Ich erhalte Deinen lieben Brief vom 24. und bleibe dabei, es ist eine üble Sache um die Korrespondenz auf 150 Meilen weit; ich habe Dir vor 26 Jahren schon dasselbe von hier aus geschrieben. Entweder ich habe total vergessen oder Du hast durchaus mißverstanden, was ich Dir über meine Ansicht der hiesigen Angelegenheiten geschrieben habe. Ich bin

mit Leib und Seele, mit Herz und Magen dem Prinzip der Journées de Juillet zugetan und halte sie für die außerordentlichste Begebenheit der ganzen Weltgeschichte. Aber Jean Paul sagt, niemand sei so gut als seine guten Aufwallungen und so schlecht als seine schlechten, und wenn letzteres unfehlbar von den Franzosen von 93 gesagt werden muß, so kann ich nicht umhin, auch ersteres von denen von 1830 zu besorgen. Und wenn Du aus diesem Gesichtspunkt das beurteilst, was ich Dir geschrieben zu haben glaube, so wirst Du es vielleicht nicht mehr so rätselhaft finden. Ich bin übrigens 53 oder 63 Jahr alt, und es kann mir keiner verdenken, wenn ich mir Ruhe wünsche.

Der Marquis de Praslin geht nach Italien, um irgendwo die Thronbesteigung zu notifizieren. Tel ministre Schwiegervater, tel ambassadeur Schwiegersohn! Dieser Minister Schwiegervater könnte mir die Journées de Juillet verhaßt machen."

Am 13. Mai, nach überstandener Krankheit, begab sich Felix auf seine italienische Reise, von der er die nach seinem Tode herausgegebenen „Reisebriefe" nach Hause schrieb. Aber was er nicht schrieb, was seine große Bescheidenheit ihn zu schreiben und vielleicht sogar zu bemerken verhinderte, war der Zauber, den seine Person auf alle ausübte, die mit ihm in Berührung kamen. Darüber aber schrieb Marx, der am Anfang der Reise mit Felix in München zusammentraf, an Fanny Hensel folgendermaßen:

München, 21. Juli 30.

„Über Haidegenist und Moor; bei der Kapelle vorbei, wo ein alter Beter von der Enkelin mühsam aufgerichtet wird; durch die selige Ebene, wo die lieben Engel allen Wallfahrern den Tisch gedeckt haben; über alle geschäftigen Quellen und Bäche längs der

grollenden Schwarza, wo das Reh stutzt; über all die Städte voll Arbeit und Lust zu den geliebten Schwestern Ein Blick! Ein Gedanke an Sie, der den Norden hundert Meilen hinab in den helleren Süden verwandelt! Und neben mir Felix, der sich wohl im Morgentraum Ihrer freut, wie ich im Schreiben, und wir beide gestern und vorgestern nacht im späten Plaudern! — Sehen Sie da, beste Fanny, ob ich ‚einmal Sonnenschein zu einem Unternehmen' habe, wie das grüne Blatt neben mir wünscht? und ob ich gar noch die Schneeberge brauche, die aus den Wolken, mir zum erstenmal, herüberwinken? Obwohl man nicht verschmähen wird, sie am 24. zu besteigen und am 25. zu Oberammergau ‚dem großen Versöhnungsopfer auf Golgatha' beizuwohnen, nämlich einer Passionsmusik mit Handlung. Das haben sie vor Jahrhunderten gestiftet und just so eingerichtet, daß alle zehn Jahr, genau 1830 am 25. Juli, wo wir bei der Hand sind, das Fest auf den Bergen begangen wird. Jetzt aber ist es Mittwoch früh am 21. und ich sende die ersten Zeilen, die ich seit Berlin schreibe, bald ab.

Was wir aber bis dahero tun und getan, ist bald gesagt: Wir regieren. Ich habe geruht, Vizekönig zu werden, — Sie können sich vorstellen, beste Rebecka, wie mir's steht, und lasse mir huldigen, ohne eine Miene zu verziehen. ‚Bester Herr von Marx' — oder ‚Hochgeacht'ter Herr' — oder ‚Liebwertster' usw. usw. heißt's da und da, und dort: ‚wie unschätzbar' usw., ‚wir wollen Sie auf Händen tragen' usw. — ‚wenn Sie sich's recht lange bei uns gefallen lassen.' — Die Leute haben sich nämlich (hören Sie auf zu staunen) in den Kopf gesetzt, daß meine Abreise das Signal von Felixens sein wird; da wollen sie mir denn, wie die ägyptischen Mütter und Bräute dem Krokodil, Wein und Lämmer opfern und süßbetäubenden Weih-

rauch streuen, damit ich ihnen ihr Lamm nicht raube. Wär' ich keine noble Natur, sondern eine profitable, ich könnt' eine Kontribution ausschreiben; kurz, ich bin wirklich unwiderstehlich, ein Parvenu! Der Rückweg wird mich aber nicht über München führen; da will ich inkognito reisen. —

Alles Ernstes können Sie sich keine Vorstellung von Felixens Stellung hier machen; er kann nicht das Hundertste schreiben und auch mir wird es bei dem besten Vorsatze nicht gelingen. Die Anerkennung seiner Musik — nun, das haben wir vorausgewußt. Jetzt — er könnte die allerschlechteste Musik aufführen und alles würde entzückt sein. Doch das muß man beobachten, wie er überall Kind im Hause, wie er recht eigentlich der Mittelpunkt jedes Kreises ist. Von früh an bezieht sich alles auf ihn. Gestern z. B. hatte ich bis zum ‚Inkognito' geschrieben und Felix geschlafen, da bringt des Gesandten Jäger ein Billett von der zärtlichst schreibenden Betty, die ich kenne: Felix möge doch, da er um drei nicht zu Tisch kommen könne, um zwölf oder nachmittags oder morgens kommen, sie würde zu jeder Zeit glücklich sein usw. Wieder öffnet sich die Tür; nun tritt der Jäger eines Grafen ein (Protzschy oder Prutzschi heißt er, oder sonst anders, nur nicht wie ein vernünftiger Mensch) und bringt einen Nelkenstrauß, von Fräulein so und so. Ihm folgt der erste Klavierlehrer von München und möchte eine Lektion haben, — seine eigenen hat er ausgesetzt, solange Felix hier ist. Dann: Ein Kompliment von der dankbaren Peppi Lang (o! was werde ich von der zu erzählen haben, ehe sie noch sechzehn Jahr alt wird), und sie wage die Bitte, er möge nicht übelnehmen, daß sie ihm ein Andenken (acht reizende Lieder) darbringe. Fräulein Delphine Schauroth — (sechzehnahnig wenigstens) hat zwar die Nacht durch

an einem Lied ohne Worte für ihn komponiert, läßt aber bitten, ja nicht um halb elf, sondern womöglich schon um zehn zu kommen, oder womöglich noch früher; darum muß der Graf Wittgenstein eine halbe Stunde weit Pflaster treten. — Staatsrat Maurer, Kapellmeister Stanz, Moralt und andere trockene Visiten und Bestellungen nicht zu erwähnen, läßt Herr v. Staudacher anfragen: Herr v. Mendelssohn habe zwar bereits zugesagt, zum Diner zu kommen, ob man aber gewiß hoffen dürfe usw. usw. Dann kommt noch Bärmann mit der konfidentiellen Note: Staudachers hätten zwei Mehlspeisen bestellt, um ihm zu gefallen. Sie werden diese unvollständige Liste für trockenen Spaß halten; es ist aber lustiger Ernst. Und nun sollten Sie — o! wie göttlich wär's! — uns begleiten, wie man schon auf den um und um lächelnden Gesichtern der Domestiken liest, was die Herrschaften unter sich gesprochen, wie man keinen dahin bringt, anzumelden, wie — wer kann all das Detail schreiben, die tausend Blätter aufzählen am Baum der Freude und Liebe? Nur im ganzen versteht und goutiert man, wie das Interesse auch die kleinsten Äderchen durchströmt. Ich habe den ernsten, hochtrabenden Staudacher und Bärmann lange heftig streiten gehört, ob Felix bei irgend einem Anlaß erst den Mund aufgemacht und dann gelacht oder gleich gelacht habe? Wörtlich so! Mich haben sie mit Danksagungen und Händeschütteln erstickt für die Komposition der E-Sonate — weil ich sie ihnen nämlich genannt.

Aber es gehört auch dieses regsame, südländische Naturell dazu, um das Schöne und Liebenswürdige so warm und lebendig aufzunehmen. Die Menschen, das Laub, der Himmel, der Stein sind hier voll warmen Lebenshauches, der überall Fülle des Reizes und der Freude weckt und über den ausgebreitet reichen Tep-

pich verklärende, schillernde, wechselnde Tinten gießt. O Hensel! Wie oft hab' ich Dich hergewünscht, wie hundertmal Dir meine Freude zu der Deinigen und mir Dein Auge zu meinem Neulingserstaunen. Was hab' ich mit Dir zu sprechen von meinen Quellentälern, — ich habe viel gesehen und viel nachgedacht — und ich glaube, viel gefunden. Ich brenne darauf, es Deiner Sichtung vorzulegen. Soweit, denn die Minuten sind gezählt. Nun geht's ins Gebirge und dann geh' ich, ich weiß selbst noch nicht, nach welcher Weltgegend. Lebewohl allen Teuern! Aber keine Antwort kann mich erreichen.

Herzlich liebend

Marx."

Von Felix selbst mögen hier noch zwei Briefe aus München Platz finden:

Mein liebes Schwesterlein!

München, 11. Juni 1830.

„Bist Du auch wieder recht gesund? Und nicht mehr böse auf den Rüpel von Bruder, der so lange nicht geschrieben hat? Er sitzt jetzt hier in einem netten Stübchen und hat Euer grünes Sammetbuch mit den Porträts vor sich und schreibt am offenen Fenster. Hör' mal, ich wollte, Du wärest recht froh und heiter in diesem Augenblick, weil ich gerade an Dich denke, und so wärest Du es in jedem Moment, wo ich an Dich dächte: da solltest Du nie verdrießlich und unwohl werden. Aber ein ganzer Kerl bist Du, das muß wahr sein, und hast einige Musik los; gestern abend sah ich es wieder recht ein, als ich stark Cour schnitt. Denn so weise Du bist, so habe ich doch mich sehr niedlich gemacht, d. h., so weise Du bist, so töricht ist

Dein Herr Bruder. Große Soiree war nämlich gestern bei dem P. Kerstorf, und Minister und Grafen liefen umher wie die Haustiere auf dem Hühnerhof. Auch Künstler und andere Gebildete. — Die Delphine Schauroth, die nun hier angebetet wird (und mit Recht), hatte von all diesen Klassen ein bißchen; denn ihre Mutter ist Freifrau von und sie ist Künstlerin und sehr wohlgebildet; kurz, ich lämmerte sehr. Nämlich so, daß wir die vierhändige Sonate von Hummel zu allgemeinem Jubel schön vortrugen, daß ich nachgab und lächelte und zuschlug, und das As im Anfang des letzten Stückes für sie aushielt, ‚weil ja die kleine Hand nicht zureichte', und daß die Frau vom Hause uns nebeneinander setzte, Gesundheiten ausbrachte und so fort. — Aber eigentlich wollte ich ja nur sagen, daß das Mädchen sehr gut spielt und mir, als wir vorgestern zum erstenmal zusammenspielten (denn das Stück ist schon dreimal gegeben worden), ganz ordentlich imponierte; als ich sie nun gestern früh allein hörte und auch sehr bewunderte, fiel mir plötzlich ein, daß wir im Hinterhause ein Frauenzimmer besäßen, das von der Musik doch eine gewisse andere Idee im Kopf hätte, als viele Damen zusammengenommen, und ich dachte, ich wollte ihr diesen Brief schreiben, wollte sie so herzlich grüßen; die Dame bist Du nun freilich, aber ich sage Dir, Fanny, daß ich an gewisse Stücke von Dir nur zu denken brauche, um recht weich und aufrichtig zu werden, obgleich man doch in Süddeutschland viel lügen muß. Du weißt aber wahrhaftig, was sich der liebe Gott bei der Musik gedacht hat, als er sie erfand; da ist es kein Wunder, wenn man sich darüber freut. Kannst auch Klavier spielen, und wenn Du einen größern Anbeter brauchst als mich, so kannst Du Dir ihn malen oder Dich von ihm malen lassen.

Da ich eben auf Hensel anspiele, so muß ich ihm doch erzählen, wie mich Goethe sehr nach ihm frug und wiederholt sich nach seiner Beschäftigung erkundigte; das grüne Freundbuch mußte ich ihm mehrere Tage da lassen und er lobte es dann sehr; die Lammgruppe in meinem Stammbuch sah er sich an und brummte: ‚Die haben's gut — und sieht so zierlich und hübsch aus — und so bequem und doch schön und anmutig', so ging's dann weiter; kurz, o Hensel, er ist, mit Dir zu reden, sehr für Dich.

Jetzt kommt eine Stelle aus einem seiner Gedichte für das Chaos (er sagt, woran ihn die unbekannte Geliebte erkennt):

Wenn du kommst, es muß mich freuen,
Wenn du gehst, es muß mich schmerzen,
Und so wird es sich erneuen
Immerfort in beiden Herzen.
Fragst du, werd' ich gern ausführlich
Deinem Forschen Auskunft geben,
Wenn ich frage, wirst du wirklich
Mit der Antwort mich beleben.
Leiden, welche dich berührten,
Rühren mich in gleicher Strenge;
Wenn die Feste dich entführten,
Folg' ich dir zur heitern Menge usw.

Hier ist auch ein sonderbarer Schluß eines Gedichtes an Fräulein von Schiller:

Milde zum Verständlichen
Wird die Mutter mahnen,
Deutend zum Unendlichen
Auf des Vaters Bahnen.
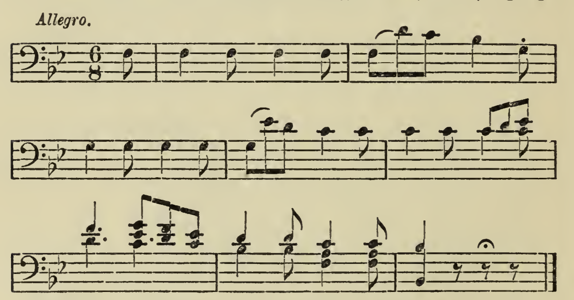
Beides ist aber nur aus dem Gedächtnis.

Gestern lobte mich eine gnädige Gräfin wegen meiner Lieder und meinte frageweise, ob nicht das von Grillparzer ganz entzückend sei? Ja, sagte ich,

und sie hielt mich schon für unbescheiden, als ich alles erklärte, Dich als Verfasserin nannte und versprach, die Kompositionen, die Du mir nächstens schicken würdest, in Gesellschaften gleich mitzuteilen. Wenn ich das tue, bin ich ein Pfefferkorn, ein Brauerpferd: Du schickst aber am Ende auch keine.

Eben kommt Licht, und mein Quernachbar zermartert sein Klavier in der Dämmerung, indem er das Glöckchen von Paganini fast zu jämmerlich verarbeitet.
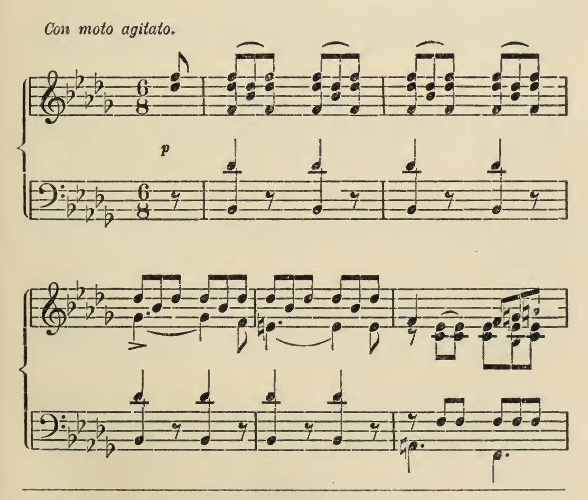
Als ich auf meiner eiligen, verdrießlichen Reise hierher in der Nacht durch Feucht kam, hörte ich in einem Hause Mordlärm und der Postillion sagte: ‚Se sufen da!‘ — da horchte ich zu und die Bauern sangen ein großes Lied vom Jäger, dessen Refrain so ging:



Nun, wenn ich von einer Staatsvisite komme oder aus einem Ballett (wie gestern) oder wenn ich abends zu Hause gehe und an die feinsten Redensarten denken sollte, brülle ich:  aus Herzenslust, teilst Du nicht dies Gefühl? Ich glaube, es haben mich schon mehrere Münchener deshalb für roh gehalten; das bin ich aber nicht, sondern habe eine feine Seele, und mit der liebe ich Dich."
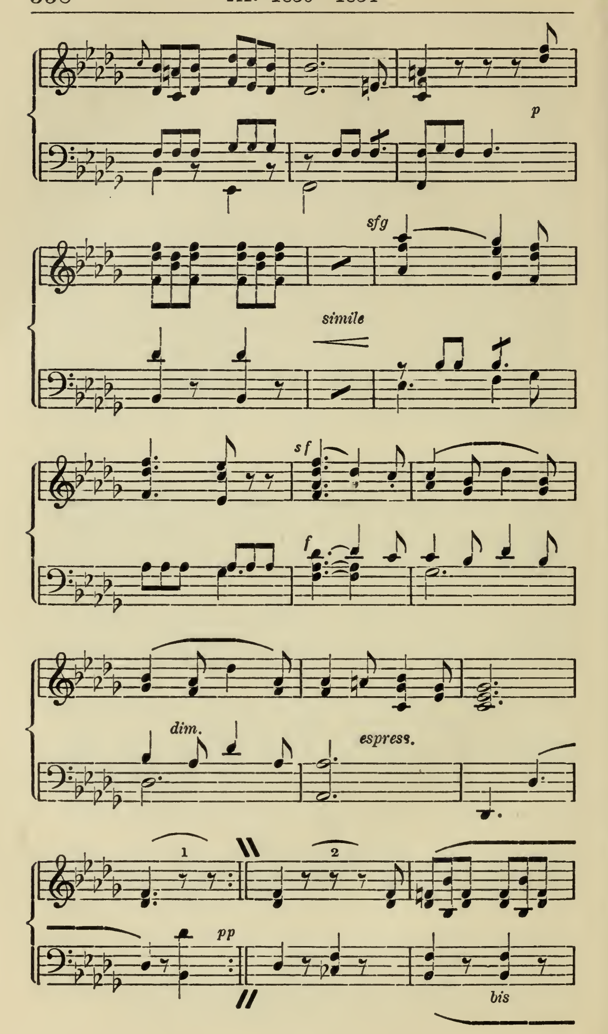
München, den 26. Juni 1830.
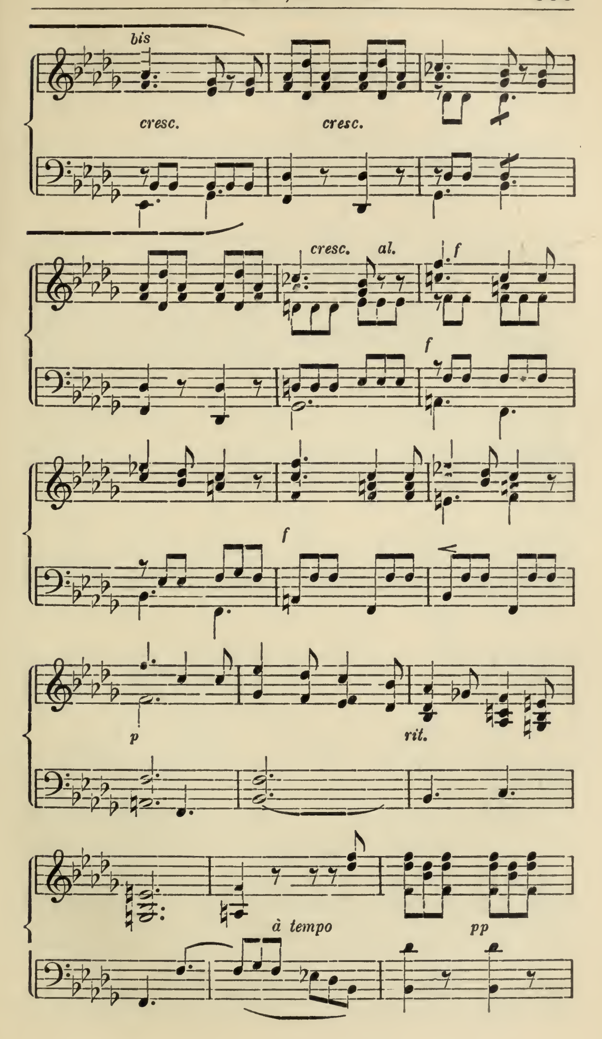
„— — Liebe Fanny, sei sehr gegrüßt und nimm meinen Glückwunsch hin*), wie Du alles nimmst, was ich Dir geben kann —, denke nicht an die Sache, nur an mich, dessen Herz rosenrot ist; ich bin sehr bei Dir und so werde ich es immer auch bleiben, mag kommen, wie es wolle. Ich hätte Dir gern ein Lied geschickt, aber es ist zu schlecht geraten**). — Eben sehe ich es mir noch einmal an und denke: Ach was! das Herz war schwarz, Du verstehst Dich darauf: da ist es ἃ γέγραφα, γέγραφα; ist Dir's zu schlecht, so kann ich nicht helfen, mir war so, als ich Euern ersten halb ängstlichen, halb erfreuten Brief bekam:
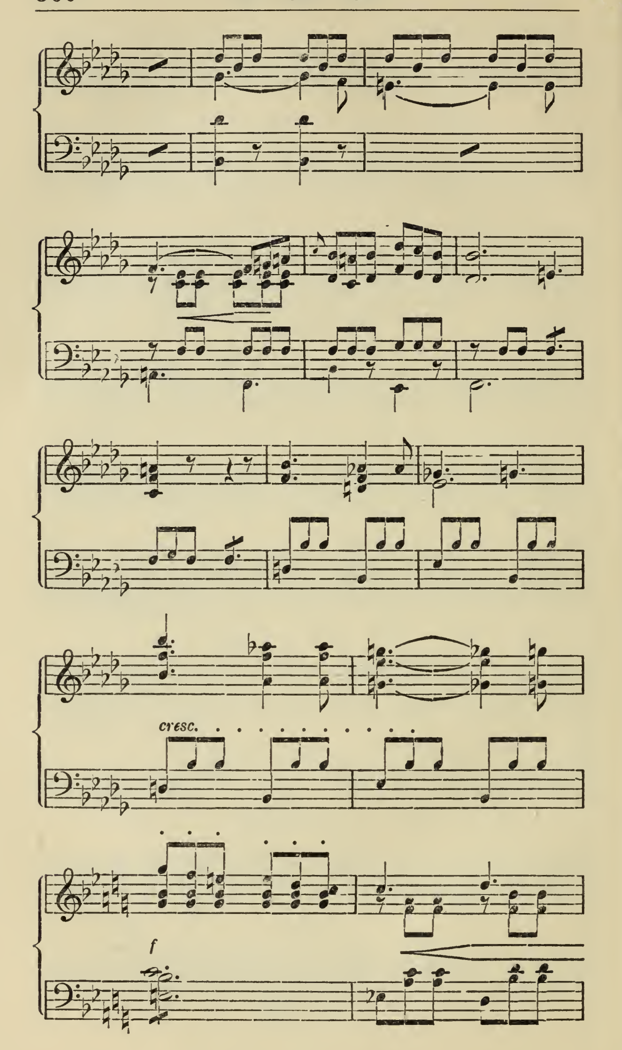


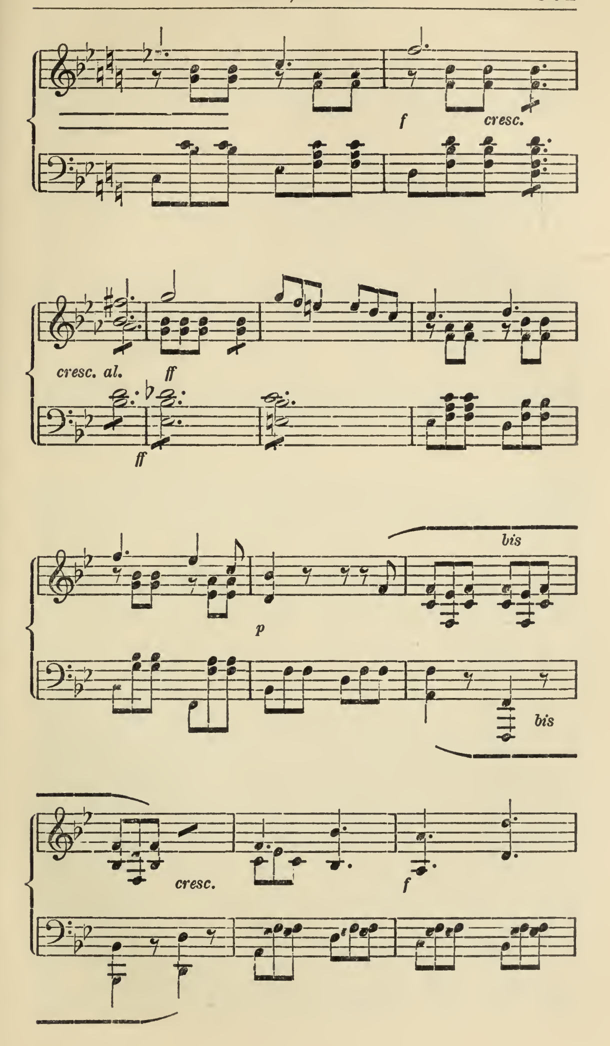
*) Zur Geburt ihres Sohnes.

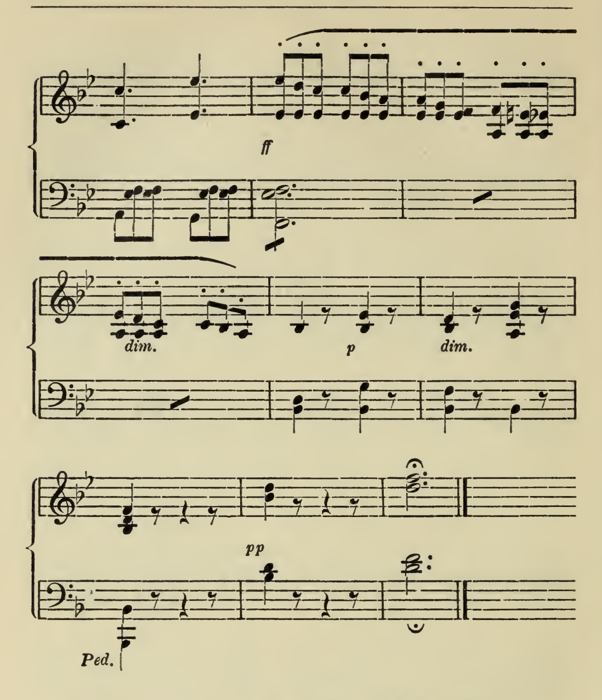
**) Das Lied ist später etwas verändert als Nr. 2 im 2. Heft „Lieder ohne Worte" herausgekommen.


p
sfg
simile
sf
f
dim.
espress.
1
2
pp
bis


bis
cresc.
cresc.
cresc.
al.
f
f
f
p
rit.
à tempo
pp


cresc.
f


f
cresc.
cresc. al.
ff
ff
bis
p
bis
cresc.
f



Den 27. Das Lied ist doch so schlecht nicht. Heute kam Euer froher Brief, der von baldigem Aufstehen und lauter Angenehmem spricht. O liebste Geren! Wenn Ihr so viel schreibt und so durcheinander und miteinander, und große Possen macht — das rührt manchen Landsmann von Euch so sehr wie Trauerspiele; wahrscheinlich, weil er Euch so genau kennt. Beckchen soll mir der Hensel malen, wie er will, wenn es nur göttlich wird, so bin ich zufrieden. Im Ernst aber möchte ich Dich, o W. H., nicht beschränken, will also weder über Stellung noch über Kranz oder Nicht=

kranz entscheiden; aber mach' nur kein Modebild und kein Knallbild; ich möchte keine feuerspeiende Berge in den Hintergrund und keine dicken Sammetgewänder, Diademe, Juwelen in den Vordergrund (ich spreche bildlich), sondern ein stilles, ruhiges, leuchtendes Ebenbild möcht' ich, durch nichts glänzend, als durch die Wahrheit innen, ohne jede Romantik oder Historie, die nicht im Gesicht liegt, und ohne irgend etwas anderes Anziehendes, als wieder das Gesicht. Dazu taugte, dächt' ich, die einmal gefundene Stellung nicht bitter; indes mach' es, wie Du willst; und wenn es ein Gegenstück zu meinem großen Tizian wird, so sollst Du belobt sein. Aber einfach und still! — Du siehst, ich sehe das Bild schon vor Augen; wär' es nur wahr!

Was mich nun betrifft, so gehe ich Tag um Tag auf die Galerie und zweimal in der Woche morgens zur Schauroth, wo ich lange Visiten mache; wir raspeln gräßlich, es ist aber nicht gefährlich, denn ich bin schon verliebt. Und zwar in eine Schottin, deren Namen ich nicht weiß. Gestern war nämlich der Universitätsball, von dem Ihr wißt. Ich wollte, Ihr hättet mich mit der Frau Rektorin walzen sehen! Schön war's! Ein Gartenplatz war gedielt und mit Zeug und Blumengirlanden bedeckt, da wurde getanzt; die Bäume waren mit chinesischen bunten Lampen behängt; als es ganz dunkel war, kam Feuerwerk, dann ein Transparent, die Universitas vorstellend, dann große Illumination; mein Spezieller, der Nuntius, war auch da, ferner der Erzieher des Herzogs von Bordeaux, Mr. Martin, der sich teilnehmend nach Tante Jette sehr erkundigte und der ihr tausend ‚Sachen' sagen läßt (denn wir sprachen französisch), aus einer dunkeln Allee tauchte auf einmal Hensels Porträt von Ringseis auf, dem ich mich der Ähnlichkeit wegen vorstellen

ließ und der freundlichst nach allen fragte, rechts von mir sprachen sie russisch, die schönsten Bürgermädchen in Ringelhäubchen gingen unter den großen Bäumen, weiter oben im Kreis saß der österreichische Gesandte und die Frau von Soundso und Baronin Soundso und Saphir ohne Halsbinde, auch eine Menge ernsthafte Professoren, süße Offiziere, Posaunen und Trompeten für die Studentenlieder zur Begleitung — kurz, das Fest war gelungen und bunt. Ich ging allein nach Hause, kannte den Weg nicht, ging keck quer ins Korn hinein, nach der Richtung, wo ich mir die Stadt dachte, hörte noch von weitem die Tanzmusik und so, auf dem Fußweg, unter dem hellsten Sternenhimmel zwischen dem Korn im fremden Lande zu wandern, war doch gar zu hübsch. Der Weg führte mich auch ganz recht, ich kam an einen hohen Damm, der an den Ufern der Isar nach der großen Brücke zu führte; der Fluß rauschte tüchtig und vor mir lagen die Lichter von München ausgebreitet; hinter mir glänzten immer noch die Lampen und Lichter des Balles; es ist da viel an Euch gedacht worden. — Aber ich bin heut sehr geschwätzig und vergesse über eins das andere; denn ich wollte eigentlich nicht vom Ball und meinem einsamen Nachhausegehen sprechen, auch nicht von den Bürgermädchen in silbernen Hauben, sondern ich wollte erzählen, wie man mich der Schottin vorstellte, wie ich den ganzen Abend englisch mit ihr sprach, wie ich mich heut morgen höflich bewies und wie wir uns aus Zufall wieder begegneten. Die Schottin also —

Felix."

Von München ging er über Wien, Venedig und Florenz nach Rom, wo er den größten Teil des Winters verblieb, dann nach Neapel; die beabsichtigte sizilia-

nische Reise gestattete sein Vater nicht. Nach abermaligem Aufenthalt in Rom und Florenz ging die Rückreise über Genua und Mailand nach der Schweiz, die er im furchtbarsten Wetter größtenteils zu Fuß durchwanderte, und über Südwest-Deutschland. Die „Reisebriefe“ behandeln diese Zeit ausführlich.

Aus Frankfurt schrieb er am 14. November 1831, als er nacheinander die Verlobung von Rebecka und den Tod von Henriette erfahren hatte, an Fanny:

„O mein liebes Schwesterlein und Musiker!

Heut ist Dein Geburtstag und ich wollte Dir gratulieren und froh sein, da kamen Eure Briefe über Tante Jette, und mit der rechten Freude ist es nun wohl vorbei. Gestern kam die Verlobungsnachricht, heute diese, es geht sonderbar hin und her. Ich will Dir eins von den neuen unbegreiflich rührenden Sebastian Bachschen Orgelstücken schenken, die ich hier eben kennen gelernt, sie passen zu heut in ihrer reinen, weichen Feierlichkeit; es ist, als hörte man die Engel im Himmel singen.

Den 17. Ich wollte das Stück schreiben, als ich den Brief anfing, legte das Papier abends zurecht, und als ich morgens aufstand, war das Ganze schon fertig geschrieben, Schelble war früher aufgestanden, hatte mich davon sprechen hören und war mir zuvorgekommen. An diesem kleinen Zug kannst Du Dir mein übriges Leben mit ihm weiter ausmalen; er beschämt mich jeden Augenblick durch neue Güte, und von seinem klaren Urteile lerne ich was. Wollte, Du könntest mein Leben hier einmal mit ansehen und mitleben, denn es wird noch lieber durch Philipp Veit, der einer der prächtigsten Menschen ist, die ich kennen gelernt habe, von einer Liebenswürdigkeit, Milde und

doch Lebhaftigkeit, daß es eine Freude ist, und ein großer Maler zugleich, Du solltest einmal sein neues Bild sehen. Wir sind meist zusammen, abends wird in corpore Musik gemacht, neulich im Cäcilienverein gab Schelble einige Händel, einen Chor von Mozart, dann ‚Es ist der alte Bund' von Bach, das himmlisch klang, das Credo aus der großen H-Moll-Messe und einen Chor von mir.

Nun spiele diesen Choral mit Beckchen, solange Ihr noch zusammen seid, und denkt mein dabei. Wenn am Ende die Choralmelodie zu flattern anfängt und oben in der Luft endigt und alles sich in Klang auflöst, das ist wohl göttlich. Es sind noch viele andere von gleicher Kraft da, aber sie sind bitterer, heut paßt dieser gerade, und so schicke ich ihn und grüße und küsse Dich und Hensel, und wünsche, Ihr möget mir so bleiben wie ich Euch.

Felix."

Demnächst ging er nach Paris.

Wenn ihm auch natürlich die wundervolle Natur Italiens und der Anblick der herrlichen Kunstschätze tiefen Eindruck machte und machen mußte, so wird jedem beim Durchlesen der Reisebriefe doch sofort klar, daß sein eigentliches Herz im Norden, und zwar speziell in Deutschland, war. Dafür ist der Brief an Zelter aus Paris vom 15. Februar 1832 charakteristisch, der aus den späteren Auflagen der Reisebriefe bekannt ist.

Aber es war nicht allein der ihm mehr zusagende Zustand der Kunst, das ihn mehr anheimelnde Naturell der Menschen in Deutschland, was Felix diesem Lande so entschieden den Vorzug geben ließ, — auch zu der nordischen Landschaft fühlte er sich viel mehr hingezogen. So schreibt er aus Florenz: „Den Garten

des Palastes (Pitti) habe ich gestern im Sonnenschein gesehen; er ist herrlich und die unzähligen Zypressen, die dichten Myrten- und Lorbeerzweige machen unsereinem einen seltsamen, fremden Eindruck; wenn ich aber sage, daß ich Buchen, Linden, Eichen und Tannen zehnmal schöner und malerischer finde als alles dies, so ruft Hensel: „Der nordische Bär." — Und in einem Brief an Devrient schreibt er über die Schweiz: „Alle Träume und Bilder können Dir nicht eine Ahnung von dem geben, was dies für eine Schönheit ist. Es ist auch so verschieden von allen Ländern, alles so anders, von den Bergformen bis zu den Häusern, daß man es gesehen haben muß, um sich's zu denken. Wie jeder Berg seinen eigenen Charakter hat und seine eigene Physiognomie, finster oder freundlich, alt oder jung, wie man der ganzen Natur gegenübersteht und alle Jahreszeiten mit einem Blick sieht, aus dem sommerlichen Tal zu den nackten Felsen und endlich zum Schnee und Eis mit allen Winternebeln und Stürmen, und dann wieder, wenn man auf diesem Eise steht, tief herunter ins grüne Tal mit allen Bäumen und Kräutern. — Ist denn nicht eine Möglichkeit, daß Ihr die Schweiz einmal sehen könnt? Denn es gibt einem eine andere Idee vom lieben Herrgott und seiner Natur und ihrer unermeßlichen Schönheit; jeder Mensch, der es könnte, müßte einmal in seinem Leben die Schweiz gesehen haben. Wo will da das dürre Italien hin gegen diese Lebensfrische und die Kerngesundheit! Was grün heißt und Wiesen und Wasser und Quellen und Felsen, das weiß nur einer, der hier gewesen ist. Mir ist nirgends so ganz frei, so ganz der Natur gegenüber zumute gewesen, als in diesen unvergeßlichen Wochen, und ich habe mir es vorgenommen, wenn ich in meinem Leben einmal wieder einen Sommer herumschweifen

kann, es nur hier in den Bergen zu tun." — Und er hat Wort gehalten: immer und immer wieder bis in das letzte Jahr seines Lebens lenkten sich seine Schritte nach der Schweiz, suchte er Erholung nach den Anstrengungen der englischen Reisen am Rhein, in den Wäldern des Taunus; Italien hat er nie wieder betreten.

Mit jenem Brief an Zelter muß man zusammenhalten, was Felix an seinen Vater aus Paris am 21. Februar schrieb: — — „Es ist nun aber einmal wieder Zeit, daß ich Dir, lieber Vater, über meinen Reiseplan ein paar Worte schreibe, und zwar dieses Mal aus vielen Gründen ernster als gewöhnlich. Da möchte ich denn erst einmal das Allgemeine zusammenfassen und an das denken, was Du mir vor meiner Abreise als meine Zwecke hingestellt hast und festzuhalten befahlst: ich solle mir nämlich die verschiedenen Länder genau betrachten, um mir das auszusuchen, wo ich wohnen und wirken wolle; ich solle ferner meinen Namen und das, was ich kann, bekannt machen, damit die Menschen mich da, wo ich bleiben wolle, gern aufnehmen und ihnen mein Treiben nicht fremd sei; und endlich, ich solle mein Glück und Deine Güte benutzen, um meinem späteren Wirken vorzuarbeiten. Es ist mir ein freudiges Gefühl, Dir nun sagen zu können, ich glaube, das sei geschehen. Die Fehler abgerechnet, die man zu spät einsieht, denke ich diese Deine hingestellten Zwecke erfüllt zu haben. Die Leute wissen jetzt, daß ich lebe und daß ich etwas will, und was ich Gutes leiste, werden sie wohl gut annehmen. Sie sind mir hier entgegengekommen und haben von meinen Sachen verlangt, was sie sonst nie getan haben, da sich alle anderen, sogar Onslow, darum haben melden müssen. Von London aus hat mich das Philharmonic zum 10. März ein=

laden lassen, um etwas Neues von mir aufzuführen; meinen Münchener Auftrag (eine Oper) habe ich ebenfalls bekommen, ohne den geringsten ersten Schritt zu tun, und zwar erst nach meinem Konzert. Nun will ich noch hier (wenn es sich macht) und gewiß in London, falls die Cholera mich nicht an dem Hinreisen im April verhindert, ein Konzert für meine Rechnung geben und mir etwas Geld verdienen, damit ich mich auch darin versucht habe, ehe ich zu Euch zurückkomme, so daß ich hoffe, den Teil Deiner Absicht, mich den Leuten bekannt zu machen, erfüllt nennen zu können. Aber auch die andere Absicht, daß ich mir ein Land aufsuchen solle, wo ich leben möchte, ist mir, wenigstens im allgemeinen, gelungen. Das Land ist Deutschland, darüber bin ich jetzt in mir ganz sicher geworden. Die Stadt aber wüßte ich nicht zu sagen, denn die wichtigste, zu der es mich aus so vielen Gründen hinzieht, kenne ich noch nicht in dieser Beziehung — ich meine Berlin, ich muß also erst bei meiner Rückkunft prüfen, ob ich da werde bleiben und stehen können, wie ich mir es denke und wünsche, nachdem ich alles andere gesehen und genossen habe."

Felix kam nicht mit leeren Händen aus der Fremde zurück: aber charakteristisch für seine Richtung, die eben eine durchaus germanische, nordische, wenn man so sagen darf, war, sind seine Hauptkompositionen, die er im Süden gemacht: die Hebriden-Ouvertüre und die Walpurgisnacht. Beide erinnern in nichts an die speziellen Umgebungen, in denen sie entstanden sind; von Lorbeeren und Orangen umgeben, zog ihn seine Neigung zu den Wogen des Nordmeeres und in die Eichenwälder Deutschlands. Über die Walpurgisnacht spricht er verschiedentlich in seinen Reisebriefen, so schreibt er an Devrient: „Ich habe seitdem

wieder eine große Musik komponiert, die vielleicht auch äußerlich wirken kann (die erste Walpurgisnacht von Goethe). Ich fing es an, bloß weil es mir gefiel und mich warm machte, und an die Aufführung habe ich nicht gedacht. Aber nun, da es fertig vor mir liegt, sehe ich, daß es zu einem großen Konzertstück sehr gut paßt, und in meinem ersten Abonnementskonzert in Berlin mußt Du den bärtigen Heidenpriester singen. Ich habe ihn Dir in die Kehle geschrieben, mit Erlaubnis, also mußt Du ihn wieder heraussingen, und wie ich bis jetzt die Erfahrung gemacht habe, daß die Stücke, die ich mit der wenigsten Rücksicht auf die Leute gemacht hatte, gerade den Leuten immer am besten gefielen, so glaube ich, wird es auch mit diesem Stück gehen."

Damit hatte er sich nicht getäuscht. Die Walpurgisnacht war immer ein großer Liebling des Publikums, aber fast in noch höherem Grade ein Liebling der Mitwirkenden. Sie wurde sehr häufig bei Fanny Hensel aufgeführt, und immer sangen alle mit solcher Lust und solchem Feuer, wie bei keiner andern Musik, es war stets ein ganz besonderes Fest, wenn die Walpurgisnacht vorgenommen wurde. Ihre Töne waren auch die letzten, die Fanny vernahm — bei einer Probe derselben ereilte sie der Tod.

Daß die Walpurgisnacht von ihr oft aufgeführt wurde, war nur natürliches Gefühl, eine Art Mutterliebe, denn die Sonntagsmusiken waren eigentlich Veranlassung zu ihrer Komposition. Felix schreibt darüber an seine Schwester: „Ein Stück dankt diesen Sonntagsmusiken wahrscheinlich schon seine Entstehung. Als Du mir nämlich neulich davon schriebst, dachte ich, ob ich Dir nicht etwas dazu schicken könnte, und da tauchte denn ein alter Lieblingsplan wieder auf, dehnte sich aber so breit aus, daß ich E. nichts davon mitgeben

kann und es also später nachliefere. Höre und staune! Die erste Walpurgisnacht von Goethe habe ich seit Wien halb komponiert und keine Courage, sie aufzuschreiben. Nun hat sich das Ding gestaltet, ist aber eine große Kantate mit ganzem Orchester geworden und kann sich ganz lustig machen, denn am Anfang gibt es Frühlingslieder und dergleichen vollauf, — dann, wenn die Wächter mit ihren Gabeln und Zacken und Eulen Lärm machen, kommt der Hexenspuk dazu, und Du weißt, daß ich für den ein besonderes Faible habe; dann kommen die opfernden Druiden in C-Dur mit Posaunen heraus; dann wieder die Wächter, die sich fürchten, wo ich dann einen trippelnden, unheimlichen Chor bringen will, und endlich zum Schluß der volle Opfergesang — meinst Du nicht, das könne eine neue Art von Kantate werden? Eine Instrumentaleinleitung habe ich umsonst und lebendig ist das Ganze genug." —

Die Walpurgisnacht wurde übrigens von Felix im Jahre 1842 noch einmal umgearbeitet und erschien dann erst in ihrer jetzigen Gestalt. Es müssen noch zwei Kuriositäten erwähnt werden, die in bezug auf sie sich ereigneten: In einer der Aufführungen bei Fanny Hensel freute sich ein der höheren Aristokratie angehöriger und sehr frommer Herr über den schönen v e r s ö h n e n d e n und erhebenden c h r i s t l i c h e n Schlußchor — der Gute hatte den Gesang der Heiden nach Vertreibung der christlichen Wächter in diesem ihm mehr zusagenden Sinn aufgefaßt. — In Österreich dagegen strich die Zensur die Stelle: „Mit dem Teufel, d e n s i e f a b e l n, wollen wir sie selbst erschrecken" — und es mußte statt dessen gesungen werden: „Mit dem Teufel, mit dem Teufel wollen wir sie selbst erschrecken." Der Teufel gehörte damals in Österreich nicht zu den Fabeln. Es sei hier erwähnt,

daß mehrere Briefe, die Felix aus dem österreichischen Oberitalien mit Noten darin abschickte, nicht ankamen; sie wurden wahrscheinlich geöffnet und wegen der den Beamten unentzifferbaren Notenschrift, in denen sie etwas Hochverräterisches ahnen mochten, konfisziert.

Außer diesen beiden Hauptwerken brachte Felix noch manches an Kirchenmusik, sowie einige Lieder mit Worten und ohne Worte von der Reise zurück.

Ferner war in dieser Zeit entstanden das G-Moll-Konzert für Pianoforte und Orchester in München und das Capriccio brillant H-Moll in London. Und endlich angefangen die große A-Dur-Symphonie, die er in den Reisebriefen immer die „italienische" nannte und in Berlin später beendete. Er kam nicht mit leeren Händen nach Berlin zurück, um der Vaterstadt die Frage zu tun, ob daselbst für ihn ein Platz sei zu tüchtiger Arbeit.

Berlin hat diese Frage verneint, obgleich ein Platz wohl dagewesen wäre, und ein außerordentlich geeigneter, zu dessen Ausfüllung Felix Mendelssohn alle wünschenswerten Eigenschaften in sich vereinigte: Zelter war während seiner Reise gestorben und die Singakademie sah sich nach einem andern Dirigenten um. Mendelssohn war Zelters Lieblingsschüler gewesen, er hatte ihn verschiedentlich in der Direktion vertreten, er hatte durch die Aufführung der Passion schon drei Jahre früher bewiesen, daß er vollkommen dazu befähigt war; jetzt, nach einer Reise durch fast ganz Europa, auf der er überall mit offenen Armen aufgenommen war und seinen Namen weit über die Grenzen des Vaterlands bekannt gemacht hatte, kam er zurück und die Singakademie konnte ihn haben, wenn sie wollte: er war sogar bereit, die Direktion mit Rungenhagen gemeinsam zu führen, eine Stellung, welche ihn diesem gewissermaßen untergeordnet

hätte. Die Akademie aber wählte mit überwältigender Majorität Rungenhagen, und wie Devrient in seinen „Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy" sehr richtig bemerkt, sie war damit auf eine lange Reihe von Jahren zur Mittelmäßigkeit verdammt, nur gut, um einem neuerstehenden Gesangverein als Folie zu dienen.

Felix verlebte den ganzen Sommer 1832 und den darauffolgenden Winter in Berlin und gab mehrere Konzerte; in dem einen wurde die Hebriden-Ouvertüre und die Walpurgisnacht aufgeführt. Das Leben in der Familie war reizend: alle Feste, Weihnachten, die Geburtstage von Abraham, Lea und Felix wurden durch Aufführungen verherrlicht. Das war alles sehr hübsch, aber in der Hauptsache, dem Versuch, in Berlin festen Fuß zu fassen, war es doch ein verfehltes Jahr mit vielen Enttäuschungen. Da er und sein Vater in der Überzeugung einig waren, daß er nicht als bloßer Musiker, sondern mit einer festen Stelle, einem bestimmten Wirkungskreis leben müsse, und außer jener Direktorschaft nichts derartiges in Berlin frei war, es sich überhaupt mehr und mehr herausstellte, daß dort nicht das geeignete Feld für ihn sei, so war es leider! klar, daß er ein anderes suchen müsse; das war eine schmerzliche Wahrheit, die sich allen aufdrängte. Nicht in Berlin bei den Schwestern komponieren und es den Leuten draußen aufführen und dann wieder „nach Hause" zurückkehren und komponieren, wie er's in jenem Briefe an Rebecka sich vorgenommen hatte — nicht so sollte fortan das Leben werden —, sondern das „zu Hause" sollte er sich draußen bei den „Leuten" suchen und dort komponieren und höchstens hin und wieder zum Besuch nach dem alten Hause kommen und, wenn 's Glück gut war, aufführen, was er anderswo geschrieben. Das wurde noch ein anderer Abschied, als er jetzt Berlin verließ, als damals vor den Reisen

nach England und Italien, es war ein Abschied fürs Leben. Und Vater und Mutter wurden älter — wie oft konnten sie noch hoffen, den Sohn zu umarmen! — Daß unter den unangenehmen Ereignissen dieser Zeit auch die Produktionskraft litt, ist natürlich. Von bedeutenden Kompositionen aus diesem Berliner Aufenthalt ist nichts zu erwähnen. Und solcher Mangel an Produktivität, wie er aus der Stimmung entstanden, wirkte auch wieder auf die Stimmung zurück.

Im April des Jahres 1833 reiste er von Berlin ab und ging zunächst nach Düsseldorf, wo sich nun die Fäden anknüpften, die zu seinem dauernden Aufenthalt daselbst führen sollten. Wir wissen, wie ihn das ganze Wesen und Leben, das künstlerische Treiben in Düsseldorf bei seinem Aufenthalt daselbst auf der großen Reise angezogen hatte. Jetzt wurde nun zunächst verabredet, daß er das große Düsseldorfer Musikfest des Jahres 1833 dirigieren solle. Die Zwischenzeit benutzte er zu einem Ausflug nach England, wo seine italienische A-Dur-Symphonie mit großem Erfolg im Philharmonic gegeben wurde. Dann ging's zurück nach Düsseldorf zum Musikfest. Felix hatte das Glück gehabt, die Originalpartitur von Israel in Ägypten aufzufinden, und die Aufführung dieses Werkes sollte das Hauptstück des Festes sein. Abraham ging dazu nach Düsseldorf, und wir haben in einer ganzen Reihe von Briefen von ihm an seine Frau einen ausführlichen Bericht über das Fest und eine sich daranschließende Reise von ihm und Felix nach England. Einiges aus diesen Briefen möge hier eine Stelle finden.

Düsseldorf, den 22. Mai 1833.

„Da Du erst ganz vor kurzem Voltaires Romane gelesen hast, so wirst Du Dich erinnern, mit welchen

Vorsätzen der weise Memnon des Morgens ausging und wie konsequent er solche bis zum Abend ausgeführt hatte. Nun bin ich zwar nicht der weise Memnon, aber doch der Sohn des weisen Mendelssohn, und da ich Felix aufgetragen hatte, mir eine Wohnung telle quelle zu besorgen, wenn ich sie nur bezahlte, dies sei eine conditio sine qua non — so folgt ganz natürlich daraus, daß ich jetzt bei Herrn von Woringen Vater in einem seiner schönsten Zimmer wohne, eben bei ihm zu Mittag gegessen habe und jetzt, da ich mich hinsetze zum Schreiben, mir der alte vierundsiebenzigjährige Präsident selbst eine Karaffe frischen Wassers aufs Zimmer bringt, seine Bedienten oder Mädchen habe ich noch nicht mit Augen gesehen. Die Sache ging so zu: Ich fuhr in fürchterlicher Hitze, müde und sehr herunter, auf Düsseldorf zu, bemerkte ein Gebäude, welches ich nach der Beschreibung für den Musiksaal hielt, als mich jemand sehr freundlich grüßte und auf den Wagen zuging. Ich lasse halten, kenne den Mann nicht und sage daher ganz getrost: ‚Guten Tag, Herr von Woringen!' denn kein anderer mir unbekannter Mensch konnte mich in Düsseldorf kennen, als eben dieser. Er erzählte mir, Felix habe in keinem einzigen Wirts- oder Privathause mehr ein Logis für mich finden können und ich müßte schon bei seinem Vater wohnen. Ich schlug dies beharrlich ab, er aber blieb noch beharrlicher dabei und sagte unter anderm, das Zimmer, welches Felix meinem bestimmten Wunsche nach einstweilen doch genommen, sei in einem s c h m u t z i g e n Hause usw. Nun war ich selbst so schmutzig von dem fürchterlichen Staube der beiden letzten Tage, und mir selbst so zum Ekel, daß jenes Wort meine ganze Widerstandskraft brach; zugleich mußte das Gespräch auf der Landstraße doch ein Ende nehmen, Woringen hatte sich in den Wagen

hineingedrängt, ich ließ mir eine douce violence antun — und wohne hier. Ich würde es vergeblich versuchen, Dir von der wirklich unglaublichen Freundlichkeit und wahrhaft antiken Gastfreundschaft einen Begriff zu machen, mit der ich von diesen Leuten pour les beaux yeux de — mon fils behandelt werde; und ich kann nicht leugnen, daß ich dem Zufall, welcher mich Woringen auf der Straße treffen und ihn mich erkennen ließ, herzlich dankbar bin für die ungemein komfortable Existenz, die ich hier genieße. Reiseerzählungen mancher Art und sonstiges Erlebte später, für jetzt nur von Felix und dem Faust. Felix war eben in der Probe, als ich ankam. Woringen war gleich hingelaufen, ihm dies anzukündigen, und mit besonderem Triumph, daß ich bei ihm wohne, welches Felix gar nicht glauben wollte. Nach einiger Zeit kam er dann an, und ich kann es Dir allerdings weder verschweigen, noch leugnen, er hat mir vor Freude die Hand geküßt. Er sieht sehr wohl aus, hat sich aber, wenn mich mein Auge nicht ganz trügt, in der kurzen Zeit wieder sehr verändert; sein Gesicht ist noch markierter, alle Formen schärfer geschnitten und herausgetreten, dazu die Augen wie sonst, und das macht alles zusammen einen ganz eigenen Effekt; es ist mir ein solches Gesicht noch nicht vorgekommen. Es ist mir aber auch noch nicht vorgekommen, einen Menschen so auf Händen getragen zu sehen, wie Felix hier; er selbst kann den Eifer aller zum Fest Mitwirkenden, ihr Zutrauen zu ihm nicht genug rühmen, und, wie überall, setzt er alles durch sein Spiel und sein Gedächtnis in Erstaunen und Bewegung. So hat er es z. B. nur dadurch bewirkt, daß eine früher angesetzte Beethovensche Symphonie, welche schon einigemal hier gespielt wurde, aufgegeben und die Pastoral-Symphonie (mir wird brühwarm, wenn ich bedenke,

daß ich solche übermorgen in der fürchterlichen Hitze werde hören müssen) an die Stelle gesetzt worden, daß er dieselbe, als die Rede davon war, nicht allein sofort auswendig spielte, sondern für den Tag darauf, als eine kleine Probe davon gemacht wurde und keine Partitur da war, sie auswendig dirigierte und die ausbleibenden Instrumente mitsang usw.

Das Drängen und Treiben zu diesem Fest ist allerdings etwas Eigenes und Erfreuliches; aus Holland kommen die Leute und eine Hauptsängerin z. B. aus Utrecht. Daß in der Stadt kein Platz mehr ist, ersehe ich zu meiner Freude, denn es gefällt mir sehr hier im Hause. Dasselbe ist ein Hauptpfeiler des ganzen musikalischen Wesens hier, und der Vater, wie gesagt, vierundsiebzig Jahre alt, singt tapfer im Tenor mit. Gestern (ich schrieb dies alles nämlich heute, einen Tag später als gestern und glaube auch, meinen Brief falsch datiert zu haben, denn gestern war wohl der 20.), nachdem ich bei Woringen zu Mittag gegessen, kamen Kaffeevisiten, die Decker, die Schadow u. a. Nach dem Kaffee wurde eine Landpartie gemacht, von der ich mich aber ausschloß, weil ich zu müde war und zu schreiben anfangen wollte. Felix hatte bei dem Prinzen diniert und kam mit Immermann zurück, mit dem ich ein langes Gespräch hatte. (Felix sagte, dieser Besuch sei eine hohe Ehre und Immermann für stolz bekannt.) Dann blieb ich einige Stunden mit Felix allein; nachher wurden wir zum Tee gerufen, und ich glaubte mich wirklich zu Hause. Wir waren mit der Familie, einem Tee und einem Butterbrot ganz allein und wir gingen erst um elfeinhalb Uhr auseinander.

Heute vormittag ist hier Probe am Klavier von den Solosachen im Israel, nachmittags um 3 Uhr Hauptprobe des ganzen Israel, welche, wie Felix meint, bis gegen acht Uhr dauern wird (ich werde

schwitzen wie auf dem Rigi, denn da sie hier die gescheite Einrichtung getroffen, daß jeder, welcher sein Billett zu der Aufführung genommen und bezahlt hat, für zehn Silbergroschen ein Probebillett bekommen kann, so wird dieselbe fast so voll, als die Aufführung). — Morgen ist Vor- und Nachmittag Probe, Sonntag und Montag die Konzerte, Dienstag ein großer Ball und dann noch ein drittes Konzert, in welchem, hoffe ich, alle fünf oder sechs Beethovenschen Symphonien hintereinander gegeben werden, die Decker singen, Felix spielen und dann noch einiges geschehen wird. Ich werde vorschlagen, solches um zehn Uhr abends anfangen und die ganze Nacht hindurch dauern zu lassen. Es hat manches für sich. Erstens ist es jetzt nur nachts erträglich (daher ich mir vornehme, sie zur Besichtigung der Ateliers zu benutzen, da wir wieder Mondschein haben), dann ist es nur natürlich und niemandem übelzunehmen, wenn man einschläft, wozu die Nacht denn doch gemacht ist; so würde sich Natur und Kunst in die Hände arbeiten, ich würde dann zur Einleitung oder als Ouvertüre zu den Symphonien den ersten Chor aus dem ‚Doktor und Apotheker' erwählen, und wenn dann die Decker die Arie aus dem Freischützen (mit der sie hier Furore macht), sänge, so würde ein jeder sich bei: ‚Welch schöne Nacht' denken oder träumen lassen können, was ihm gefiele; ich würde ein solches Konzert als Gegensatz zum Déjeuner dansant — Concert dormant nennen; die nähere Ausarbeitung dieser Ideen überlasse ich dem Komitee für schlechte Witze in der Leipzigerstraße Nr. 3.

Düsseldorf, Pfingstsonntag 1833.

„Wenn mich etwas gereuet, so ist es nicht, hierher gekommen zu sein, sondern keinen von Euch bei

mir zu haben, denn ein Musikfest am Rhein ist ein schönes und eigenes Ding; es ist ein Ereignis, nur von der Musik zu veranlassen und nur in diesem Lande möglich. Die ungeheuer kompakte Bevölkerung dieses Landstrichs, vielleicht die dichteste in Europa, der rasche, rege Gewerbfleiß, welcher sie zusammendrängt, haben zu ihren Zwecken zahllose Transportmittel zu Wasser und zu Lande veranstaltet, und alle sind für diese zwei Tage in Anspruch genommen; seit vorgestern bringen Dampfboote, Eilwagen jeder Art, Extraposten, eigene Equipagen, ganze Familien aus allen Gegenden bis zu zwanzig Meilen in der Runde, einzelne auch weiter, z. B. einige aus Breslau her; alle diese Leute sind gewöhnt, das Vergnügen auch als ein Geschäft zu betrachten und lassen sich daher aufs eifrigste angelegen sein, sich möglichst zu amüsieren, alle ihre Kräfte aufzubieten, daß das Vergnügen reüssiere; dadurch wird es denn auch nur allein möglich, daß eine solche, nach und nach angeschwemmte und angefahrene Masse sich zu einem Ganzen bildet und teilweise Außerordentliches leistet. Denk' Dir, daß gestern und vorgestern von früh acht bis abends neun mit geringen Unterbrechungen für Pausen und Mittagessen, gestern abend sogar bis zehn Uhr probiert wurde, daß heut, am Tage der ersten Aufführung (Felix' Ouvertüre und Israel), von acht Uhr morgens bis gegen zehn Uhr Instrumentalprobe ist, von elf Uhr bis, ich weiß nicht wie lange, Solosachen hier im Hause probiert werden, daß bei allen diesen Proben kein einziger Freiwilliger fehlt und allenfallsige Störungen nur von den bezahlten Blaseinstrumenten (sie repräsentieren unsere königl. Kammermusiker) veranlaßt werden, und daß alle diese Leute in der fürchterlichen Hitze diese schwere Arbeit gewissenhaft und lustig verrichten, um sich zu amüsieren.

Zu diesen aktiven Beförderungsmitteln kommen nun auch viele hier fehlende Hemmungen. Es gibt hier keinen Hof, keine Einmischung oder Einstörung (kommt her von Einfluß) von oben, keinen General-Musikdirektor, keine königl. Dies und Jenes. Es ist ein wahres Volksfest, daher ich auch bis jetzt keinen Polizeimann oder Gendarm bemerkt habe, und der Magistrat die Wege bis zum Konzertsaal — er liegt außerhalb der Stadt — mit Feuerspritzen reichlich besprengen läßt. Aber auch das Lokal selbst trägt viel zur eigentümlichen Gestalt des Ganzen bei.

An der Landstraße von Berlin, etwa zweitausend Schritt vor der Stadt, in einem großen, schattenreichen, zu einer Gastwirtschaft gehörigen Garten, ist ein Saal von einhundertfünfunddreißig Fuß Länge, etwa siebenzig Fuß Breite und leider nur siebenundzwanzig und einem halben Fuß Höhe (offenbar zehn bis fünfzehn Fuß zu wenig) hineingebaut, ganz ohne alle und jede Verzierung und — ich erröte — geweißt*)!! — Es ist allerdings unbegreiflich, daß in einem geweißten Saal Musik klingen kann, aber es ist wirklich wahr. Der Saal faßt ungefähr eintausendzweihundert bis eintausenddreihundert Menschen; ein Dritteil davon ist für Orchester und Chor abgeteilt, den übrigen Teil füllen Reihen Stühle, welche aber am Boden befestigt und numeriert sind; ich halte dies für besser, als mit Nummern bezeichnete Plätze auf Bänken.

Während der Pausen, welche hier länger als bei uns dauern (z. B. wird die Pause zwischen dem ersten und zweiten Teil von Israel heut abend wohl wenigstens eine halbe Stunde dauern), stürmt alles in den Garten, Massen von Butterbroten, Maitrank, Selter-

*) Eine Neckerei für Hensel, dem geweißte Wände ein Greuel waren.

wasser, saurer Milch usw. werden, um denn auch dem Gastwirt ein Musikfest zu geben, an großen und kleinen Tischen von einzelnen und Gesellschaften verzehrt, und das Ganze sieht einer Kirmes gar sehr ähnlich. Inzwischen werden in dem Saal Türen und Fenster geöffnet, und wenn die Luft gehörig erneut und die Pause abgelaufen ist, ertönt vom Orchester in den Garten hinein ein starker Tusch, worauf denn alles wieder rasch und lustig in den Saal hineinzieht; etwa Säumige oder noch Durstige ruft ein zweiter Tusch und Israel schreit wieder zum Herrn. So war es des Vormittags und des Abends in den Proben, von denen ich keine einzige versäumt habe.

Über Nacht aber hat sich das Wetter plötzlich sehr abgekühlt, es hat ein wenig geregnet, der Himmel ist heute grau und drohend, so daß jene schöne unordentliche Ordnung heute abend wohl gestört werden dürfte. Da nun aber zu einem Musikfest ein Direktor gehört, so muß ich wohl noch einiges von dem diesjährigen, dem hiesigen Herrn Felix (er heißt auch hier kaum anders), erzählen. Liebes Kind! Wir erleben einige Freude an diesem jungen Mann, und ich denke manchmal, Martens Mühle soll leben*)! — Er hat wirklich ein ungeheures Stück Arbeit, aber er vollbringt es mit Lust, Kraft, Ernst und Gewandtheit und tut wirklich Wunder! — Mir wenigstens erscheint es oft als etwas Wunderbares, daß vierhundert Menschen aller Geschlechter, Stände und Alter, wie der Schnee zusammengeweht, sich von einem der Jüngsten von ihnen, allen fast zum Freund zu jung, ohne Titel und Würden, wie die Kinder führen und regieren lassen. So ist ihm unter anderm durch eine einzige feste Anordnung (wenn er nur noch seine Aussprache verbesserte, so würde es mit dem Reden sonst ganz

*) Siehe oben S. 103.

gut gehen) gelungen, was meines Wissens bis jetzt noch keinem Dirigenten irgendwo, nämlich das abscheuliche, mir von jeher in den Tod widerliche Stimmen abzuschaffen. Am ersten Probetag wütete dieses Charivari ganz toll, denselben Nachmittag redete er sie an und untersagte es ihnen, als einzelne darauf versuchten zu rezidivieren, verbot er es aufs ernsteste, und jetzt habe ich nicht einen Ton stimmen gehört. Ferner war es hier, bei dem sukzessiven Eintreffen Fremder von allen Punkten, die sich im Orchester meist zum erstenmal treffen und dort mit den hiesigen Freunden zusammenkommen, früher zur Mode geworden, das Orchester zugleich als Parloir zu benutzen; es wurde ungeheuer viel geschwatzt, die Proben gingen schlecht, der Dirigent mußte sich die Lunge ausschreien und wurde nicht gehört; und da bis zur Stunde der Aufführung immer neue hinzukamen, so wurde die Störung unleidlich. Nachdem alles dies am ersten Probetage sich wieder zugetragen hatte, stellte ihnen Felix vor, daß er sich das nicht gefallen lassen könne, daß er weder schreien könne noch wolle, daß sie ihn hören müßten, und daß er auf die unbedingteste Stille und Ruhe im Orchester, während er spräche, rechnen und halten müßte. Nachdem er auch dieses ein zweites Mal sehr ernst und bestimmt wiederholt hatte, versichere ich Dich, daß ich eine pünktlichere Befolgung einer Anordnung nicht gesehen; es leuchtet ihnen ein, daß es notwendig und richtig sei, und sowie er nun aufklopft und etwas sagen will, hört man ein allgemeines ‚Pst‘ und es ist tiefe Stille. —

Dadurch hat er nun auch bewirkt, daß, zum erstenmal, wie man mich allgèmein versichert, Nuancen in Chor und Orchester hineinkommen, was sie wieder alle erfreut und ihren Leistungen in ihren eigenen Augen und Ohren einen höheren Wert beilegt. Gestern

vormittag war eine vorläufige Probe von ‚Winters Macht der Töne‘, es waren nur wenige Zuhörer gegenwärtig; die Decker aber sang eine tüchtige Bravourarie so außerordentlich schön, daß Zuhörer und Orchester in lebhaftes Applaudissement ausbrachen. Gestern abend war Generalprobe von Felix' Ouvertüre und Israel. Der Saal war gepfropft voll. Die Ouvertüre gefiel sehr; aber der letzte Chor des ersten Teils ‚Er gebeut der Meeresflut — und sie trocknete aus‘ und dann der erste des zweiten Teils mit seinem furchtbaren Schluß: ‚Roß und Reiter hat er in das Meer gestürzt‘, erregten unter den Hörern und Ausführern einen so ungeheuern Jubel, eine Aufregung, wie sie mir selten vorgekommen, es dauerte eine Viertelstunde, ehe alles wieder ins Geleis kam. Und dies in einer bezahlten Generalprobe! — Übrigens gehen die Chöre ganz vortrefflich, doch scheinen mir die Männerstimmen zu überwiegend, die Maler singen alle mit und schreien nicht schlecht.

Sie glauben hier, Felix habe die Ouvertüre für das Fest geschrieben und finden sie außerordentlich charakteristisch dem Oratorium angepaßt; merkwürdig genug ist, daß der Zufall es so fügt, daß ich mir wirklich keine bessere Ouvertüre zu Israel wünsche."

Düsseldorf, den 28. Mai.

„— — Gestern abend war es schön: die Symphonie pastorale ging ganz vortrefflich, darauf eine Kantate von Wolff tödlich langweilig, dann Leonore allgemein hinreißend und einschlagend. Darauf Pause von dreiviertel Stunden, der ganze Garten kribbelnd und wibbelnd voll; meine Hausleute begegneten mir, und der alte Präsident, eine Flasche Maitrank in der Tasche und ein Glas in der Hand, schenkte mir ein und labte mich. Tusch im Saal. Der Strom wälzt

sich zurück. Für den Augenblick, da Felix vor sein Pult trat, hatte das Orchester, selbst erstaunt und erfreut über seine eigenen Leistungen, einen neuen Tusch verabredet, in welchen diesmal der ganze Saal laut und lang mit einstimmte. Winters Macht der Töne! Eine der beiden Woringen, ein ganz scharmantes Mädchen, hat in zwei Worten über Wolffs Kantate und Winters Macht alles erschöpft, was sich darüber sagen läßt: ‚Über die Macht der Töne kann man sich doch ärgern, aber bei der Kantate muß man einschlafen.‘ Doch erregte die Decker mit ihrer Bravourarie großen Jubel. Inzwischen aber hatten die Mädchen, ich glaube auch die Frauen des Chors, sich jede mit einem Vorrat Blumen bewaffnet und die junge Woringen ein Sammetkissen mit einem Lorbeerkranz während der ganzen zweiten Abteilung auf ihrem Schoß unter der Schürze versteckt. Im Moment also, da Felix hinabstieg, empfing er die Blumensalve und soll (wie mir erzählt wurde, denn ich saß nach hinten und habe daher gar nichts gesehen, von der Sache selbst aber keine Silbe voraus erfahren) ein halb verwundertes, halb böses Gesicht gemacht haben, als ihm die ersten Buketts um den Kopf flogen: Nun wurde er wieder hinauf gedrängt und die älteste Woringen wollte ihm den Kranz aufsetzen. Darauf soll er sich im eigentlichsten Sinne bis auf die Erde gebückt haben, um dem zu entgehen. Aber ein großer starker Mann (keiner von den starken Männern aus Potsdam) aus dem Chor hob und hielt ihn auf, und er mußte den Kranz, der ihm, nachdem er ihn viermal abgenommen, zum fünften Male aufgesetzt worden, unter fortwährendem Tusch des Orchesters und Applaus des Chors und der Zuschauer eine Zeitlang tragen und er soll ihm gut gestanden haben.

Wir sollten uns nach dem Konzert alle wieder bei

Schadows versammeln, ich wollte aber zu Hause, um mich nicht zu übermüden! Doch der weise Memnon blieb konsequent, wie immer: Im Herausgehen, oder vielmehr Geschobenwerden kam ich mit Schadow zusammen und da war keine Rede mehr von Nach-Hause-Gehen. Schadow sagte mir, er habe mir etwas Dringendes mitzuteilen, ich gab im Gedränge der Madame Schadow den Arm, weil er den Wagen suchen wollte, dieser war nicht zu finden, so wenig wie Schadow selbst und so brachte ich Madame Schadow zu Fuß in ihr Haus. Daß die Aufregung der Szene im Konzert mit dazu beitrug, meine Weisheit zuschanden zu machen, ist gewiß. Es ging andern nicht besser, denn kaum bei Schadow angekommen, folgten die andern und mit ihnen die älteste, etwas kränkliche, Lorbeer erteilende Woringen, mit der ich mich engagiert hatte, uns zu Hause zu treffen, und da wir uns nun bei Schadow trafen, lachten wir uns aus und waren unseres Wortes quitt. Hier ging nun die tolle Wirtschaft von neuem los: einer fing an auf dem Klavier: ‚Seht, er kommt mit Preis gekrönt', zu spielen, und Felix mußte seinen Kranz wieder aufsetzen und ein paarmal in Prozession durch die Zimmer ziehen. Kaum war darauf eine Tasse Tee herunter, als Tische und Stühle beiseite geschoben wurden und das tollste Walzen und Galoppieren losging. Felix mußte anfangs spielen, wurde aber dann abgelöst und tanzte lustig mit. Mme. Decker meinte, er könne wohl nicht tanzen und sei zu ernsthaft und mit zu vielen anderen Dingen beschäftigt; er überzeugte sie aber bald vom Gegenteil, und sie sagte mir, als sie sich zum erstenmal ausruhte: ‚Felix (ich glaube schon geschrieben zu haben, daß der kleine Töffel*) auch hier seinen Namen beibehalten hat) tanzt ja ganz vor-

*) Anspielung auf Lichtwers Gedicht: „Der kleine Töffel."

trefflich.‘ Das tolle Wesen stieg nun immer mehr und mehr, als wir uns zusammensetzten, um aus der Hand Butterbrot zu essen, zu welchem Schadow Massen von Aleatico und Vino Santo hergab; ich hatte mir zum Glück nicht vorgenommen, nicht zu trinken und trank daher nicht; Felix auch nicht. Nun ging es an ein Rundsingen und Aus-vollem-Halse-Schreien. Alles mußte mit, und als wir zu Hause kamen, war es zwei Uhr nach Mitternacht. Was Schadow zu sagen hatte, bestand darin, daß ich ihm raten solle, was das Komitee für Felix zum Andenken wählen könnte. Sie hatten für ihn die Loossche Medaille in Gold prägen lassen, die gefiel ihnen aber nicht und sie wollten sie behalten, einige hatten nun einen Brillantring proponiert, andere Händelsche Partituren, ich war entschieden gegen den Ring, mehr für die Musik, meinte aber, es sei das beste, daß ich Felix selbst frage, was Schadow auch sehr gut fand. Ich frug Felix auf der Stelle, und er erbat sich ein Petschaft, so eingerichtet, daß er es zum täglichen Gebrauch nehmen könne. Schadow fand die Wahl sehr richtig und zweckmäßig, und so wird ihm nach einer Zeichnung von Schadow in Berlin, wo jetzt ein sehr geschickter Steinschneider leben soll, ein Petschaft geschnitten werden.

Gestern früh in der Probe hatte Woringen dem Orchester und dem Publikum angekündigt, daß sie zum erstenmal seit der Existenz der Musikfeste ein drittes Konzert zu geben beabsichtigten, und der Vorschlag, welcher im Komitee großen Widerspruch erfahren, weil er neu war, und man fürchtete, es werde mißlingen, wurde allgemein mit dem größten Applaus aufgenommen, weil die Decker singen, Felix spielen und der zweite Teil von Israel noch einmal gehört werden sollte. Proben waren nicht nötig und so wurde denn gestern um elf Uhr (ich schreibe nämlich

dies heute, den 29. Mai) das Konzert nach folgendem Programm gegeben:

Erster Teil: Felix' Ouvertüre, Szene aus dem Freischütz (Mme. Decker), Konzertstück von Weber (Felix), Arie aus dem Figaro (Mme. Kufferath).

Zweiter Teil: Ouvertüre zu Leonore. Der zweite Teil von Israel.

Die Ausführung war durchaus trefflich, Orchester und Chöre wetteiferten auf eine wirklich begeisterte Weise, und der letzte Chor von Israel wurde, ich kann es nicht anders nennen, rasend exekutiert. Felix erschien erst um elfeinhalb Uhr, was mich zu beunruhigen anfing (Ihr wißt, daß wir nicht zusammenwohnen), als er aber kam, wurde er sofort mit dreifachem Tusch empfangen, und als er gespielt hatte, donnerte der Saal und vor allem Chor und Orchester. Alle Gesangsstücke wurden bloß durch ihn am Klavier begleitet, und obschon er auf diese Weise während des ganzen Konzerts unablässig und auf die mannigfaltigste Weise in Arbeit, und wie ich nachher erfuhr, die Nacht unwohl gewesen und daher so spät gekommen war, hinderte ihn dies nicht, an einem Diner, welches im Garten arrangiert worden und bei welchem ihm die Kölner ein Gedicht überreichten, sodann an der allgemeinen Landpartie (zu welcher in ganz Düsseldorf kein Pferd und Wagen, selbst keine Postpferde mehr zu haben waren) und endlich abends am Ball teilzunehmen.

Ich aber fühlte mich gleich nach dem Konzert so ermattet, so außerordentlich angegriffen, daß ich, mühselig nach Hause gelangend, an gar nichts mehr teilnahm, seit vierundzwanzig Stunden mich ausruhe, um heute bei dem großen Diner nicht zu fehlen. Zu diesem wurde ich gestern durch eine Deputation des Komitee feierlichst eingeladen, sie hatten mich gestern

im Hause aufgesucht, und da ich schon fort war, so folgten sie mir ins Konzert, wo denn während der Pause die Einladung erfolgte. Ich bin also von jetzt an der Stadtrat und Eingeladene.

Der musikalische Teil des Festes hatte also gestern geendet und heute wird dasselbe schließlich ausgegessen. Es waren ein paar sehr schöne, mir unvergeßliche Tage, welche der Zufall mir vergönnt und durch den Aufenthalt hier im Hause erst recht erhöht und geschmückt hat, die ich zunächst Felix, dann Euch, die Ihr mich dazu beredet habt, schuldig und dafür sehr dankbar bin. Über das hiesige Haus kann ich Euch nur erzählen, schreiben läßt sich nicht, was mir hier ward, und seit 1813 im Hause der Tante Arnstein in Wien habe ich nichts erfahren, was sich damit vergleichen läßt. Und doch hat ja auch die Bigot gelebt, deren Mutter Felix krank in ihr Haus genommen. Gastfreundschaft ist eine göttliche Sache, und daß man solche in großen Städten nicht ausübt, vielleicht nicht ausüben kann, brandmarkt diese. Ich kann es wahrhaftig Zeune nicht mehr verdenken, als er, von einer Reise in diese Gegenden zurückkehrend, ganz Deutschland aufforderte, einen Bund der Gastfreundschaft zu schließen, und ärgere mich über mich selbst, daß ich in meiner großstädtischen Verstocktheit dies bloß lächerlich fand. Freilich, wo sollte es herkommen? die einzige Veranlassung zu praktischer Ausübung jener göttlichen Gastfreiheit gibt uns der Hof, indem er uns das Gefolge seiner eigenen Gäste zur Aufnahme in die Freihäuser schickt; wir aber sagen mit Fug und Recht zu s o l c h e n Gästen: ‚Drei Schritt vom Leibe!‘ — und geben der Freihäuser-Kommission Vollmacht, in unserem Namen gastfrei zu sein. — Es ist ein langes Kapitel. Von morgen an besehe ich hier alles, was zu sehen ist, bespreche mich mit Felix über seine Zu-

kunft, welche sich nach meinen Wünschen gestalten zu wollen scheint, und Sonntag oder Montag geht es fort von hier. Ich nehme eine Pflicht des Dankes und die unlösbarste Verbindlichkeit gegen meine Wirte mit, deren Erfüllung mir leichter sein wird, als die Erwiderung auch nur eines Teiles des Guten, welches ich hier genossen. Möge uns das möglich werden gegen einen der Söhne des Hauses, welcher in kurzem als Privatdozent in der juristischen Fakultät zur Universität nach Berlin geht.

Düsseldorf, 31. Mai 33.

„Das musikalische Freudenfeuer ist ausgebrannt und es steigen aus der Asche nur noch wenige Funken, desto mehr aber Rauch in höchsten, hohen und bürgerlichen Privatzirkeln auf, von denen wenig zu melden ist. Zu den ersten bin ich nicht gezogen worden, von den zweiten halte ich mich zurück, weil ich sie für langweilig halte, in den letzten geht es, wie schon beschrieben, sehr lustig und toll her; doch sind wir alle müde, nur der Katzenjammer nicht.

Das vorgestrige Diner ist ganz gut abgelaufen. Vor einer aus musikalischen Instrumenten und Emblemen sehr zierlich und geschmackvoll aufgebauten Trophäe saß vor der Mitte des Tisches Felix zwischen den Damen Decker und Kufferath. Nach der Gesundheit des Königs brachte Schadow die Felixens mit einigen sehr schön klingenden und sehr klingend gesprochenen, ehrenvollen und ernsten Worten aus. Dem folgten bald sehr viele Toaste, es wurde am untern Ende des Tisches überlaut und lärmend, so daß der Teil der Gesellschaft, wo sich die Damen befanden, früh aufbrach, und daß ich dazu die Gelegenheit mit Freuden ergriff, kannst Du Dir denken.

Aus allem diesem aber ist nun für Felix ein bedeutungsreiches Verhältnis entstanden, über welches ich, da es nun festgestellt ist, in kurzem berichten will, Näheres für mündliche Mitteilungen vorbehaltend. Felix ist für drei Jahre, welche mit dem 1. Oktober anfangen, mit einem Gehalt von sechshundert Talern (etwa acht- bis neunhundert Talern in Berlin entsprechend) und einem jährlichen Urlaub von drei Monaten, welche er sich zwischen Mai und November nach seiner Wahl nehmen kann, zum Vorsteher und Leiter des ganzen musikalischen (städtischen und Privat-) Wesens hier ernannt worden. Seine städtischen Geschäfte bestehen in Leitung der Kirchenmusik, seine Privat-Obliegenheiten in der Direktion des hier bestehenden Gesang- und Instrumentalvereins, zur Stunde noch getrennt, aber bestimmt vereinigt zu werden, und in Veranstaltung von vier bis acht Konzerten mit diesen beiden Vereinen jährlich, die eigentlichen Musikfeste ausgenommen. Wie das entstanden, die wahrscheinlichen, weiteren und reicheren Folgen dieses Verhältnisses (welche mich bestimmt haben, Felix sofort zur Annahme zu raten), die schon gleich daraus für ihn entstehende nützliche und wichtige Vorschule, die äußerst angenehmen Verhältnisse, in welchen er sie antritt, die kluge und noble Manier, in welcher er sich selbst dabei betragen, alles das erzähle ich Euch bald und zweifle nicht, daß Du, liebe Lea, einverstanden und froh sein wirst, Felix in einer bestimmten, ihn genug, aber auf keine Weise zuviel beschäftigenden Berufstätigkeit, in Deutschland, uns nahe, auf dem unfehlbar geraden Weg zu seinem höheren Zwecke, in künstlerischer Umgebung und auf eine wirklich außerordentliche Weise geliebt, verehrt, geachtet und mit unbeschränktem Vertrauen bekleidet, an der Spitze bereits bestehender, von ihm aber erst ihre Entwicke-

lung und Leitung ganz in seinem Sinn erwartender Institute zu sehen. Ich kann mir für ihn und seine eigene fernere Entwickelung kein besseres und günstigeres Verhältnis wünschen.

Der weise Memnon hat geschrieben, ich gehe bestimmt nicht nach London, und ist nun auf einen gestern von daher erhaltenen Brief soweit, nicht zu wissen, ob er Felix nicht nach Calais begleitet. Ich will nun zwei Stunden vor der Abreise mich entschließen und dann weiter berichten. Was mir an Felix' hiesiger Stellung mit gefällt, ist, daß während andere so viele Titel ohne Amt haben, er ein ordentliches Amt ohne Titel haben wird."

Düsseldorf, 2. Juni 33.

„Ich habe mich nun entschlossen, Felix morgen früh zu begleiten. O Memnon!! — Indessen vogue — wenn auch nicht la galère, doch le bâteau à vapeur!

Wir waren gestern bis ein Uhr in der Nacht bei Immermann, er hat uns seinen ganz umgearbeiteten Hofer vorgelesen und mich versichert, daß ihm Bartholdys Werk über Tirol von großem Nutzen dabei gewesen; er läßt sich Dir angelegentlichst empfehlen und wird uns im November besuchen auf seiner Rückreise aus Tirol, wohin er im September zu reisen gedenkt! Er ist unleugbar ein sehr interessanter Mann. Näheres über ihn mündlich, oder schriftlich aus Buenos Aires, oder den kanarischen Inseln, oder Griechenland, oder Konstantinopel, car il n'y a pas de raison, pour que cela finisse. Fürs erste speise ich, so Gott will, Donnerstag mittag in London. Lebt alle wohl! — —"

Die Anregung zu dieser Reise mochte wohl von Felix ausgegangen sein, der England sehr liebte, worüber in den Briefen seines Vaters manche anmutige Spöttereien vorkommen, so z. B.: „Felix fand in

seinem Enthusiasmus die abgemähten, gelbgebrannten Wiesen grün, den schwarzgrauen Horizont blau, ich beides nicht" — oder an einer andern Stelle: „Heute früh um neun Uhr vierzehn Minuten hatte die Sonne gerade Kraft genug, um den Nebel gelb zu färben, und die Luft sah aus, wie der dicke Rauch während eines großen Brandes; ‚a very fine morning', sagte mein Rasseur (heißt hier hairdresser); ‚Is it?' frug ich; ‚Yes, a very fine morning' — und ich lernte also was hier ein schöner Sommermorgen bedeutet. Jetzt ist es Mittag, der Nebel hat gesiegt, die Beleuchtung während feuchter Schwüle die eines Novembertages bei uns um vier Uhr nachmittags, und ich muß meinen Tisch dicht an das Fenster rücken, um zu sehen, nicht was, sondern daß ich schreibe. Felix spielt die Orgel in St. Paul und ich kann mich nicht entschließen, das Zimmer zu verlassen; wenn er nach Hause kommt, findet er gewiß auch, daß man nirgends solche Sommertage erlebt, als in London." —

Auch von dieser Reise ist eine ganze Reihenfolge von Briefen Abrahams vorhanden, aus denen einige Stellen folgen mögen.

— „Gestern früh" (den Tag nach der Ankunft) „begab ich mich zuerst mit Felix zu Dorat. Der Weg führt unter anderm an St. Pauls vorbei und dieses mächtige Gebäude mitten in der City zu finden, überraschte mich; ich glaubte es in einem ganz andern Stadtteil; ich erkläre mir nun aber auch, warum der in der Luft befindliche Teil ganz außer Verhältnis groß zu der auf der Erde stehenden Unterlage ist. In der City ist Platz nur etwa in der Luft übrig! Von hier aus machten wir dann zu Fuß einen großen Weg, um zu Moscheles zu gehen, welcher uns durch Neukomm, den wir auch in der Probe trafen, zu heut mittag hatte einladen lassen. Ich kam durch Oxford-

street, Regentstreet, Portland-Place, Regents-Park und muß allerdings sagen, daß ich an Pracht und Geschmack der Baulichkeiten, an Eleganz, Reinlichkeit der Straßen, Bequemlichkeit des Trottoirs usw., kurz in allem, was einen bloß sinnlichen Eindruck ohne tiefe Wirkung auf das Gemüt hervorbringt, nichts gesehen habe, was sich irgend mit den Wundern dieses, etwa eine Stunde langen Weges nur vergleichen läßt; aber wenn ich an die mächtige Großartigkeit der Tuilerien, der Place de Louis XV., der Champs Elysées, der alles dies begrenzenden und umfassenden Boulevards und Kais und an die unfehlbare Wirkung denke, welche dieser Punkt der Erde täglich, jahrelang auf mich ausgeübt hat, so sage ich nur, London ist die reichste und Paris die größte Stadt, die ich gesehen. London ist allerdings auch die weiteste; das eigentliche London (Mauern hat es bekanntlich nicht) enthält jetzt eine Million vierhunderttausend Menschen, ist aber ringsum in geringen Entfernungen von jetzt noch selbständigen Städten, worunter mehrere von dreißig- bis vierzigtausend Einwohnern, umgeben, welche, wie Klingemann sehr richtig sagt, ängstlich und neugierig in den großen Rachen hineinblicken, welcher sie unfehlbar nächstens verschlingt. — — — —

Heute nun ist Sonntag. Ich bin noch in Pantoffeln und es ist vier Uhr. Die Straße ist still und diese Ruhe ist mir nicht allein sehr angenehm, sondern der Sinn des Londoner Sonntags ist mir nun ganz erklärlich und deutlich in seiner unbedingten Notwendigkeit, während er mir bis jetzt nach den einseitigen, dummen Berichten von Reisenden und Schriftstellern unglaublich und lächerlich erschien. Der Sonntag ist den Londonern so nötig, als die Brache den Feldern, als der Winter der Vegetation, als die Nacht dem Tage. Der Sonntag wird nicht gehalten, weil das

Gesetz es geboten, sondern das Gesetz ist hier nur deutlicher, als fast irgend sonst, der Ausdruck des allgemeinen Willens, des dringenden Bedürfnisses. Wenn die Londoner ein Jahr ohne Sonntag lebten, so wären sie alle zusammen toll oder stumpf, und je angestrengter, ermüdender, durch und durch aufgeregter das Leben aller einzelnen und aller Klassen in London sechs Tage lang in der Woche ist, je unverbrüchlicher wird ohne besondern äußern Zwang die große Mehrheit den Sonntag feiern.

Doch ich vergesse, daß ich von London aus schreibe, wo jede Zeile den Brief teurer macht, und muß suchen, mich kürzer zu fassen. Doch wirst Du gern noch lesen, wie vielfach geliebt und wahrhaft angesehen hier Felix ist. Ich fühle es am deutlichsten par ricochet und der alte Horsley dachte mir heute ein großes Kompliment zu machen, als er mir sagte, er schätze mich glücklich, der Sohn und der Vater eines großen Mannes zu sein. ‚Wo bleibt die Katz?‘ dachte ich und wäre wahrscheinlich sehr böse geworden, wenn ich nicht selbst schon sehr oft darüber und über mich selbst mich mokiert hätte, daß ich zwischen Vater und Sohn gewissermaßen wie ein Gedankenstrich dastehe. —

Ich spreche übrigens mit Horsley italienisch, denn er spricht weder deutsch noch französisch und italienisch sprechen wir wenigstens beide nicht. Gott weiß, was wir eigentlich gesagt und wie wir uns eigentlich verstanden haben. Was das Englische betrifft, so rufe ich zwar: ‚How do you do, Sir‘, ‚Waiter, a mutton chop‘ und andere tiefsinnige Phrasen derart, doch werde ich, wenn ich zu Hause komme, das Deutsche nicht vergessen haben und bin wahrhaftig noch zu eitel, um mit Damen englisch zu sprechen. In der nächsten Woche geht aber der Teufel los! Ich habe schon zwei Dinners bei Attwood und Horsley angenom-

men, es sind aber keine Parties, sondern Familien-dinners, und da werde ich Englisch sprechen, es komme aus Brust, Kopf oder Kehle. Aus dem Gehirn kann es freilich nicht kommen, denn da ist's nicht drin!

Ich empfange heut über Düsseldorf die ersten Zeilen seit langer Zeit von Euch. Du sagst, Du erwartest ungeduldig Nachrichten von uns; es müssen also Briefe von mir ausgeblieben sein, denn Gott und die Post sind meine Zeugen, daß ich entsetzlich oft, viel, lang- und breit- weilig und spurig geschrieben habe. O Gott! wenn das alles verloren wäre! —

Wenn Du hier durch besondere Protektion eine Karte zu Lord Levison Gowers Galerie erhältst und das Wetter schön ist, so siehst Du in einer wunderschönen Einrichtung, von der ich erzählen werde, Bilder, für deren Hälfte wir unser Museum dreimal geben könnten, unter andern drei so unleugbare Raffaels, daß X. sie für Murillos und unser Museums-Katalog-Verfasser (wie heißt er doch?) sie für eine Jugendidee von Pimperlepaccio ausgeben würde." —

12. Juni 33.

„— — — O Sebastian, Du fehlst mir hier, mit noch vielen andern, und ich danke Gott, daß Du nicht das Kind von vierundeinhalb Jahren bist, welches vor fünf Tagen durch tausend Affichen als v e r l o r e n angezeigt worden. Der Gedanke daran verläßt mich nicht und geht wie ein schwarzer Faden durch mein Londoner Leben. Das Kind ist gewiß nicht wiedergebracht, sondern verhungert, verschmachtet, verkommen, gestohlen, nackt auf die Straße geworfen, und nur der alleraußerordentlichste Glücksfall kann bewirken, daß es sich zum Mitglied einer Bettler- oder Diebsbande heranbilde. Alles, weil die Eltern es vielleicht auf eine halbe Minute aus den Augen gelassen haben. Und das ist London. —

Ich glaube, einen charakteristischen Grundunterschied zwischen Paris und London aufgefunden zu haben. In Paris können Deutsche, Engländer, Chinesen und Türken leben, alle Annehmlichkeiten der Stadt genießen, ohne auch nur einen Punkt ihrer Individualität oder Nationalität aufzugeben; sie können sich einbilden, Paris sei ihretwegen gemacht, es gehöre ihnen. Ob dies nun mit daher kommt, weil, oder ob es bewirkt, daß ein Achtel der Stadtbewohner aus Fremden besteht, kommt auf eins heraus. In England, ich will sagen London, sind die Fremden ein ganz ignorierter Punkt. Es soll eigentlich keine Fremden geben, es gibt überhaupt nur Engländer. Der Fremde muß sich ganz verleugnen, entnationalisieren, er muß in Engländer- und Londonertum übergehen, um irgend zu einer Existenz, zu einer An- und Einsicht zu gelangen. Ich erkläre mir daher auch und entschuldige es weit leichter als früher, daß Fremde, welche eine Zeitlang in England gelebt haben, uns viel affenartiger erscheinen, als die aus Frankreich kommen. Man ist fast gezwungen, durch die Affenstation hier durchzugehen, bis einem das Angenommene zur zweiten Natur wird. ‚Company excepted‘, nämlich Rosen, Klingemann und Felix, obschon alle drei mit dem Kopf rechtsab nicken, um guten Tag zu sagen. Wenn ich es als ausgemacht annehmen muß, daß ein geborener Engländer oder ein im Londonertum aufgegangener Fremder alle Bequemlichkeiten im höchsten, berechnetsten Grade genießt, so ist andererseits nicht zu leugnen, daß, wer sich darauf nicht einlassen kann oder will, wer, wie Graf Pückler und ich, ein Langschwanz*) bleiben will, hier sehr viel entbehren und leiden muß; denn eine andere Be-

*) Im Gegensatz zu den damals üblichen englisierten, kurzgeschwänzten Pferden.

quemlichkeit als die englische, allgemein typische, gibt es nicht. Aus allem dem ziehe ich nun endlich den Schluß, daß ich nicht gar zu lange hier bleiben werde und mir fest vornehme, entsetzlich zu lügen, wenn ich nach Hause kommen werde, um von allem zu erzählen.

Ich bin soeben um eine halbe Guinee leichter geworden (solche wiegt aber dreiundeinenhalben Taler), um Cramer in seinem Konzert spielen zu hören, und bereue solche weniger, als einen Livre Sterling und 14 Schilling (etwa 12 Taler), welche ich für eine sehr einfache schildpattene Brille an Dollond bezahlt habe, und dadurch ebensoviel sehe, als durch eine von Petitpierre in Silber für zwei Taler, das heißt soviel als ohne beide, das heißt nichts. Ich weiß daher auch von allen Schönheiten, in welche sich Felix im Morgenkonzert summarisch verliebt hat, nichts, als daß sie alle Hüte aufhatten und den ganzen innern Raum des Saales einnahmen; es waren drei bis vierhundert Venüsse auf einen Klump. Cramer spielt rein, fein, weich und sehr gebildet; sein Konzert war nicht sehr bedeutend, aber hörte sich angenehm.

Geschwinder als die Dampfboote auf dem Fluß und die Pferde in den Straßen, rennen hier die Guineen aus der Tasche; es ist kein Halten darin, und ich erstaune selbst über die Ruhe, mit welcher ich sie aus der Börse in den großen Schlund hinabgleiten sehe, aus welchem sie nie wiederkehren; was ist so ein pauvrer Berliner für ein Narr! Für das, was ich hier verfahren habe, kaufe ich das ganze Berliner Kremser-Fuhrwerk. Ich bin aber auch geizig auf Mord. Ich lasse mir hier keinen Faden machen, und lüge mich mit meiner grünen Perücke (denn auch die Eurige, o Hensel und Fanny, sieht mehr der eines Flußgottes, als der eines honetten Sterblichen ähn-

lich) ruhig durch, obgleich der zweite Hairdresser bereits alle englische Schmähworte auf dieselbe an mir verschwendet: ich tue aber, als verstände ich es nicht, und antworte ‚very well'.

Erwartet am Sonntag keinen Brief von mir; ich schreibe wahrscheinlich erst heute über acht Tage, und will diese Woche nun benutzen, mehreres zu besehen. Ich glaube zwar kaum, daß mich z. B. die Brauereien oder das Parlament sehr interessieren werden; ich denke mir ein Bierfaß so groß wie der Montblanc und eine Schöpfkelle wie das Heidelberger Faß; mehr wird es doch nicht sein; und da ich die M. P.s.*) weder sehen noch verstehen kann, so könnte ich mir auch leichter ihre Bilder kaufen und ihre Reden selbst machen, oder in der Staatszeitung lesen. Aber man muß doch etwas sehen."

Den 23. Juni.

„— Bekanntlich gehören Kaufleute, welche fünfzig Prozent zahlen, zu den ehrlichsten Leuten, und so kann ich mit einiger Gewissensruhe darauf zurückblicken, daß ich Euch von allem, was ich Euch erzählen wollte, jedesmal kaum die Hälfte zustande gebracht. Es schlägt jetzt eben sechs Uhr, ich bin heut um acht Uhr aufgestanden und habe wahrlich nicht früher dazu kommen können, die en Brief anzufangen, den ich wieder abbrechen muß, sobald Felix rasiert sein wird. Heut früh spielte Felix Orgel in St. Pauls, wozu, da die Balgentreter schon fort waren, Klingemann und noch zwei Gentlemen deren Stelle vertraten. Felix spielte eine Introduktion und Fuge, improvisierte, und dann ein Coronation Anthem von Attwood mit diesem vierhändig, sodann drei Sebastiane. Es klang sehr gut, die Kirche war leer, nur zwei Besucherinnen des

*) Parlamentsmitglieder.

Philharmonic hatten sich versteckt, um zu hören. Von da gingen wir zu einem sonntägigen Quartett, welches bei einem Privatmann im verborgensten Zimmer seines Hauses stattfindet. Wir fielen in ein Quartett von Onslow, es waren gewiß schon wenigstens zwei dieser Quartette vorausgegangen; sie wollten Felix' Oktett machen, ich erbat mir das Quintett, welches auch gespielt und dann sofort das Oktett darauf gesetzt wurde. Um vier Uhr kam ich nach Haus und wollte schreiben, als ich aber London geschrieben hatte, kam Herr von Bülow und blieb einundeinehalbe Stunde — es ist sicherer, daß ich von der Zukunft spreche, denn die Vergangenheit geht gar zu schnell in Vergessenheit über — doch muß ich Ihnen, lieber Hensel, erzählen, daß ich vorgestern die Ausstellung von Werken lebender Künstler gesehen habe, die berühmtesten Namen und Titel standen im Katalog, den Werken aber war es nicht anzusehen, daß Meisterarbeiten sich darunter befänden. Ich habe nie und nirgend einen solchen Haufen schlechter Sachen zusammen und unter allen auch nicht ein einziges Bild gesehen, das etwas anderes verriet als Geschmacklosigkeit und Untalent; in keinem einzigen, ich wage es zu sagen, auch nur eine tüchtige Praktik. Felix ist hierin nicht meiner Ansicht, er findet ein Bild von Wilkie, einen beichtenden jungen Kapuziner, interessant und gut, ich kann, um den Frieden zu erhalten, höchstens die Hälfte zugeben. Der alte Pater, der die Beichte empfängt, ist hart und grimmig genug; von dem jungen aber habe ich, Michel Wolf eingedenk, behauptet, er habe zu beichten eingenommen; das Mittel fängt an zu wirken, und er ist eben im Begriff, die Beichte zu vomieren. Übrigens eine Unzahl der schlechtesten Porträts, Familienbilder, Landschaften, kurz — ein Greuel; schade um einen großen, von

oben sehr günstig beleuchteten Saal, in welchem die Mißgeburten hingen.

Daß in unsern Zeitungen nichts über das Düsseldorfer Fest steht, beunruhigt Dich sehr, liebe Lea, und Du willst von uns den Grund wissen? Ich für meine Person kann mir nur einen dafür denken. Es würde nämlich, wenn es gut gemacht wäre, einen interessanten und amüsanten Artikel geben, mit welchem unsere Zeitungen ihre Leser nicht zu verwöhnen bedacht sind."

6. Juli 33.

„— Ich fange à tout hasard schon heute wieder einen neuen Brief an, obschon erst gestern einer abgegangen und von Euch bis diesen Augenblick kein neuer angekommen ist. Der Westwind macht sich aus meiner Ungeduld nichts und wird nicht eher Ostwind werden, bis ich überschiffen will und er mir entgegenblasen kann. Ich muß es wohl nur der unvermutet langen Abwesenheit von Euch, der hauptsächlich durch die Sprache so ganz veränderten und wie ein neues Kleid unpassenden Umgebung, der dadurch plötzlich abgerissenen Gegenwart beimessen, daß ich hier mehr und öfter an frühere, vergangene Zeiten denke, als sonst irgendwo, und London sich mehr an Hamburg knüpft als an Berlin. So lebe ich die Sommer von 1808 und 1809 hier wieder fast in jedem Tage durch, in dankbarer Erinnerung des Guten, was mir mit Dir und durch Dich geworden ist. An unsern wunderbar schönen Pavillon in Flors Hof, auf der Elbe, auf der wir unten schöne Schiffe fahren sahen, denke ich nicht allein jeden Tag in dem nebligen, räucherigen, schwerluftigen, nervenbedrückenden London, sondern bin ganz besonders zweimal aufs lebhafteste an ihn erinnert worden, in Greenwich und Portsmouth. In ersterem

Orte nahmen wir unser Mittagbrot in einem über der Themse belegenen Wirtshaus in einem Zimmer ein, dessen Vorderwand lauter Fenster waren, und übersahen die Themse nach allen Richtungen. Diesmal war unter den Mitspeisenden mein majorenner Sohn, welchen ich in Flors Hof im kleinen Rollwagen umherfuhr, Du fehltest, Gottlob, nur eben im Augenblick, viele andere leider! für immer. Die Zeit war eine andere, aber die Themse erfrischte, wie dort die Elbe, durch ihre reine, scharfe Luft, und unzählige große und kleine Schiffe vom Dampf, vom Winde, oder vom Ruder getrieben, gaben Leben und Bewegung in fast lautloser Stille, was eben der Schiffahrt einen so eigenen, beruhigenden Reiz verleiht. Alte Matrosen aus dem Hospital, junge Schiffer, Volk aller Art war unter unserm Fenster am Kai versammelt, hin und wieder lustig die Abfahrenden und Ankommenden begrüßend, meist aber still ins Wasser schauend. Tausend Sujets zu Marinebildern folgten einander, und wenn ich mir manche Ursachen denken kann, warum die Engländer überall keine Künstler haben, so bleibt es mir unbegreiflich, warum sie auch keinen Marinemaler haben, oder gehabt haben. — — —

D. 7ten. Ich will versuchen mich wieder in Greenwich hineinzuschreiben, um dann morgen von unsrer letzten Reise erzählen zu können. Les Invalides und Greenwich Hospital repräsentieren Frankreich und England, Armee und Marine. Die einen in wildem, unstetem Leben, häufig unter den empörendsten Schandtaten, unter Unsittlichkeiten jeder Art, unter Grausamkeiten und Bedrückungen weit über die Selbstverteidigungsnot hinaus verlängert,alt, aber nicht ruhig geworden, von der ganzen Umgebung, Trophäen, Fahnen, Kanonen, die sie in der Regel nicht einmal selbst erbeutet, aufgeregt, lebendig, wißbegierig und daher

fleißigere Besucher der Bibliothèque des Invalides als der Kapelle derselben — die andern, ganz Resultat des Elementes, auf welchem sie ihr Leben verbracht, des engen Raums, der ihre Welt, der harten Arbeit, die ihr Los, der fürchterlich despotischen Disziplin, die ihre Erziehung war, der ruhigen Hartnäckigkeit, mit welcher allein sie die tausend Gefahren bekämpfen und besiegen konnten, die sie umgaben, die fast nie, oder doch nur in den äußerst seltenen Fällen des Enterns in wildes Getümmel, in persönliche, individuelle Handlungen übergehende Tapferkeit, welche dann auch nach errungenem Siege oder erlittener Niederlage sofort ihre Wirksamkeit und Bedeutung aufgibt, daher müde, still, in sich gekehrt, finster, vielleicht roh, aber ruhig in allen Bewegungen, gen essen, in ihrer äußern Erscheinung respektabel. Es leben ihrer an viertausend in dem aus zwei durch einen großen Platz getrennten und durch zwei eiserne Gitter verbundenen, einander ganz gleichen Gebäuden bestehenden Hospital. Die langen Räume, aus denen beide bestehen, sind auf der den Fenstern gegenüberliegenden Seite in lauter gleiche Kabinette, oder Kajüten ähnliche Zellen von etwa fünf Fuß breit und sechs Fuß lang abgeteilt, in deren jeder einer wohnt und deren letzte, an die Wand gelehnte Seite von dem Bett eingenommen wird. Dieses bekommen sie, die ganze übrige Ausstattung und Möblierung derselben aber muß ein jeder zubringen. In einer Höhe von sieben Fuß etwa ist jedes Kabinett durch eine bewegliche Decke geschlossen, die wir alle offen gefunden, welche die Bewohner aber nachts, oder wenn ihnen kalt ist, schließen können, in jedem Saale ist ein großer Kamin, sonst habe ich keinen Erwärmungsapparat gesehen. Von einer Bibliothek keine Spur; aber bei manchen fand ich Bücher aufgestellt und Karikaturen

bei sehr vielen. In allen Kabinetten ohne eine Ausnahme die höchste musterhafteste Reinlichkeit und schon von dem engen Raum gebotene Ordnung. An den Tagen, an denen das Publikum zugelassen wird, und ich glaube gehört zu haben, daß dies an allen Wochentagen geschieht, sind alle Türen aller Kabinette offen und es kann sich also ein jeder selbst von dem Zustande überzeugen. Eine bessere Kontrolle für die Bewohner sowohl, wie für die Behörden ist nicht denkbar und das Resultat derselben fällt in die Augen. Jeder Saal führt den Namen eines Schiffes und, soviel es sich tun läßt, werden, die auf einem Schiff zusammen gedient haben, auch in denselben Saal verlegt. Sie essen, soviel ich weiß, gemeinschaftlich und bekommen soviel Fleisch und Bier zu Mittag, und abends soviel Tee und Brot, als sie verzehren wollen. In geringer Entfernung von diesen Gebäuden, auf einem Hügel, welcher den Hintergrund zwischen beiden ausfüllt, liegt die Sternwarte, auf welcher Herschel gearbeitet hat. Unter diesen Umständen und Umgebungen, im Angesicht der Themse, welche hier schon viel breiter ist, als der Rhein bei Koblenz und Mainz, und der unzähligen Schiffe, welche sie durchschneiden, die sie aber gewiß mit einer Art stolzer Verachtung ansehen, da es nur Kauffahrer, keine Kriegsschiffe sind, erwarten die alten Jungen, welche die Ruhe nicht im Wasser gefunden haben, dieselbe in der Erde; sie haben mir gar wohl gefallen. Vielleicht wäre das Hospital noch besser in Portsmouth gelegen, insofern die Bewohner, zähe aber sicher wie die Taue, an welchen sie so oft über der Meerestiefe schwebten, hier Wiege und Grab zusammen gefunden haben würden, denn Portsmouth ist ein Kriegshafen, die Schiffe daselbst sind Kriegsschiffe! Vornehme Leute, welche sich, da allerhand anderes Gesindel sich auch

Schiffe schelten läßt, „Kriegsmänner" (Men of war) nennen. —

„— — — — Ich hatte gestern abend die Wahl, Mrs. Austin zu besuchen, oder die Malibran singen zu hören, die, wie Ihr Euch entsinnen werdet, mir das erstemal im Theater fast gar keinen Eindruck gemacht hatte; ich habe der Malibran-Gesellschaft den Vorzug gegeben, et j'ai eu le nez fin. Ich hatte mit Klingemann gegessen, Felix war auf dem Lande, wohin es mir zu weit war, und wir kamen um zehneinhalb Uhr zur Gesellschaft. De Bériot spielte eben ein Quartett von Haydn mit Liebe und Achtung, sehr präzis und feurig, kurz, sehr schön, wenn auch vielleicht hier und da mit einigen modernen französischen Druckern; sodann sang Mme. Malibran eine etwas langweilige, geistliche Musik des Hausherrn sehr einfach, ruhig und rein, mit vortrefflicher Haltung. Nachdem nun noch vierstimmig ein englisches Madrigal und ein Glee gesungen worden (sonderbare nationale Gesänge, eigentümlich, ganz angenehm, deren nähere Beschreibung ich Felix, wenn er Lust hat, überlasse), während welcher Felix sich auch einfand, setzte sich Mme Malibran, sang ein spanisches Lied, dann auf Felix' Bitten noch zwei andere, dann ein englisches Ruderlied und ein französisches Tambourlied. Wenn sich hiernach an den Fingern abzählen läßt, daß diese Frau (J. P. Schmidt würde sie unbedenklich unsere geniale M. M. nennen) in vier Sprachen (Italienisch versteht sich von selbst) singen kann, so geht daraus ebensowenig, wie aus dem, was ich darüber schreiben kann, auf irgendeine Weise hervor, welch ein Strömen, Sprudeln, Brausen von Kraft und Geist, von Laune und Übermut, von Leidenschaft und Esprit, welche Keckheit und Sicherheit der Mittel diese nun auch mir aufgegangene Frau in den kleinen Gesängen entfaltete. Dieselbe Kehle sang

spanische Glut, französische wieder an Natur grenzende Kokketterie, englische ungehobelte Derbheit und wiederum französischen, etwas gottlosen, aber frischen, lauten Mut so entschieden charakterisiert, national und doch wieder aus ihr selbst hervorgehend; sie liebte, schmachtete, ruderte und trommelte mit so wunderbarer Sicherheit, mit so übermütiger Beherrschung und Verschwendung aller ihrer unerschöpflichen Mittel, daß man wirklich von ihr sagen kann: sie sang Lieder ohne Worte, sie sang Gefühle, Stimmungen, Situationen. Es war wieder einmal ganz etwas Neues und ich gönnte es Euch wohl einmal, sie zu hören. Felix, der sich mit Recht, oder oder doch wenigstens mit Anstand weigerte, nachher zu spielen, holte sie aus dem Nebenzimmer und zwang ihn ans Klavier, und so improvisierte er denn über die eben von ihr gesungenen Lieder zu allgemeinem Ergötzen und, wie es mir schien,sehr gut. Sie sang darauf noch zwei spanische Lieder und endlich, mit zwei Töchtern des Hauses und Accompagnement von Felix, das Trio aus dem Matrimonio ganz unvergleichlich.

Den 9ten Juli*). „Gottlob und Dank und Dir, liebe Rebecka, Glück, Segen und Gedeihen. Du hast Deine Sache vortrefflich gemacht und ich freue mich sehr. Dirichlet gratuliere ich, wenigstens schriftlich, nicht, daß er's übers Herz hat bringen können, mir auch bei diesem Anlaß nicht ein Wort zu schreiben; er hätte doch wenigstens schreiben können: 2 + 1 = 3." (Dirichlet war einer der schreibefaulsten Menschen.)

Abraham M. B. war nun nahe am Termin seiner Abreise, er verkündete dieselbe schon ganz fest und bestimmt, da wurde ihm durch eine Schienbeinver=

*) Es war die Nachricht gekommen, daß Rebecka am 6. ihr erstes Kind bekommen hatte. Über ihre Verheiratung mit dem Mathematiker Professor Dirichlet siehe unten S. 415 ff.

letzung, gerade wie Felix bei seinem ersten englischen Aufenthalt, ein unangenehmer Strich durch die Rechnung gemacht. Der eigentlichen Veranlassung zu dieser, anfangs jedenfalls sehr unbedeutenden Wunde wußte er sich selbst nicht mehr zu entsinnen; durch Vernachlässigung wurde sie bedeutend; am 29sten Juli mußte er dies nach Hause schreiben und so lag er fest und konnte erst am 25. August London verlassen. Wieviel Aufmerksamkeit und Freundlichkeit ihm während dieses Krankenlagers wurde, mag er selbst erzählen.

Den 1. August.

„— — — Arrow Root, echt ostindisch, einer meiner Kommis, hat es kürzlich aus Ostindien mitgebracht; Portwein, vierzig Jahre alt; jüngern desgleichen, ganz ohne Sprit, mein Bruder hat ihn zum eigenen Gebrauch aus Portugal verschrieben. Scottish Marmelade, aus Pomeranzen, mein Onkel Mc. Lero, ein schottischer Clanhäuptling, die halbe Insel My gehört ihm, hat sie in seinem Hause verfertigen lassen; Blumen, die schönsten, wohlriechendsten, feinsten, wie sie England nur darbietet, sie kommen aus unserm Garten, wir haben sie selbst gezogen; Kupferwerke, alte und neue, mir unbekannt und zum Teil sehr interessant. Wem verdanke ich seit vierzehn Tagen alles dies und persönlichen Besuch und tägliches Nachfragen? Doxats? Ich habe noch keinen von ihnen mit Augen gesehen oder von ihnen gehört. Goldschmidts? O nein, denen verdanke ich mehr. Moscheles und seiner Frau? Nein, wahrhaftig nicht, denn was die für mich tun, läßt sich nicht so artikelweise zählen und bezeichnen, dafür muß ich mir erst einen Ausdruck erfühlen, ich kann sie mit trocknen Augen nicht von mir weggehen sehen. Aber Hanover Terrace, Regents-Park wohnen drei Schwestern, unverheiratet, wahrscheinlich sehr reich, gewiß sehr ver-

mögend, highly fashionable, verwandt mit den ersten Familien Schottlands und von seiten ihrer Brüder verschwägert mit bedeutenden Familien Londons, mit irgendeinem der gewesenen Könige wahrscheinlich näher verwandt als ich mit Schaul Wohl, einnächtigem König von Polen*); die älteste von ihnen zeichnet und beschäftigt sich viel mit Bildern, von denen sie selbst mehreres besitzt; die zweite politisiert toryistisch, die dritte, jüngste, noch recht sehr angenehm hübsch, ist Enthusiastin, musikalisch und treibt Deutsch. Felix hatte sie früher gekannt, mir aber nie ein Wort von ihnen gesagt, und ich habe sie hinter seinem Rücken bei Moscheles kennen gelernt. Das Glück vergönnte mir, sie mir sehr zu verbinden. Nicht etwa dadurch, daß ich mit Miß Margaret über Gemälde sprach (es leben die Gemälde, sie haben mir stets Genuß und Glück gebracht), sondern wahrscheinlich mehr dadurch, daß ich ihnen erlaubte, mir den Eingang zu mehreren wichtigen und nicht jedem zugänglichen Galerien zu verschaffen, mich dazu selbst in ihrem Wagen abzuholen, daß ich mir gefallen ließ, besondere Billette zu Ober- und Unterhaus von ihnen anzunehmen, und außer mehreren solchen Herablassungen meinerseits auch die besonders, daß ich mir eine Partie gefallen ließ, zu welcher sie mich einluden. Diese fiel zufällig auf den Abend des Montags, an welchem zuerst mein Schien-

*) Im sechzehnten Jahrhundert soll, so wurde die Geschichte in der Mendelssohnschen Familie erzählt, einer ihrer Vorfahren, Rabbi Saul, bei einer der periodischen Vakanzen und Sukzessionsstreitigkeiten der königlichen Republik Polen auf eine Nacht die polnische Krone getragen haben. Abends wählten sie ihn gegen eine anständige Erkenntlichkeit in barem Gelde und am anderen Morgen beeilten sie sich, ihn totzuschlagen.

Etwas abweichend erzählt es W. Goldbaum in „Entlegene Kulturen". Berlin 1877. A. Hoffmann. Seite 296 ff.

bein mitspielte; ich konnte die Schmerzen nicht ganz verbergen, und da ich nun krank wurde, schrieben die guten Damen die Verschlimmerung ihrer Soiree zu, und wußten nun nicht mehr, was sie alles tun konnten. Sie besuchten mich persönlich in den ersten Tagen, was ich ihnen kaum so hoch anrechne, als daß sie in ihrer Freundlichkeit nicht nachließen, obschon ich sie seitdem nicht wieder vorließ!! — Wenn Du nun, liebe Lea, aus allem diesem folgende Schlüsse ziehst: erstens, ich werde ein Fat; zweitens, ich werde ein Säufer; drittens, ich werde besser, so habe ich's ad eins und zwei selbst schon gefürchtet und ad drei sind meine Ärzte seit gestern entschieden derselben Meinung. Am ruhigsten bin ich über das erste; der Knüppel liegt beim Hunde. Aber Wein werde ich in Berlin auch sehr trinken, denn das bekommt mir herrlich, und auch viel Fleisch essen. Sie sollen leben, Hensel!

Den 2ten. Mme. Moscheles, meine eigentliche, wohltätige Fee, die mir heute schon ihren Morgenbesuch gemacht die „Times" vorgelesen und ihren Abendbesuch angekündigt, hat mir aufgetragen, Dich bestens zu grüßen und Dir zu sagen, Du möchtest nichts von allem Guten glauben, das ich Dir über sie schreibe; ich aber sage: Glaube alles und setze Dir das Beste hinzu! Die lebhafte, sehr bequeme, aufmerksame, nie peinliche, graziöse Gutmütigkeit, mit der alles Gute geschieht, wie nur Frauen sie haben können, und unter diesen vielleicht wieder mit besonderer Fertigkeit eine geborene Deutsche und gewordene Engländerin; das jüdische Blut n'y gâte rien. E con tutto ciò fängt mir die Geduld an, zu reißen, und ich freue mich kaum mehr so sehr über alles Gute, das ich erfahre, als ich mich darüber gräme, es andern als Euch verdanken zu müssen.

Es wird Dich vielleicht amüsieren zu hören, daß mir die eine der Misses Alexander, die Bilderliebende, nach-

dem ich ihr einmal viel von Dir erzählt hatte, sagte, sie sei überzeugt, Du müßtest einer Ra faelschen Madonna ähnlich sehn. So geschmeichelt ich mich von diesem Resultate meiner Schilderung fühlte und so gewiß Du mir, unbeschadet meiner Liebschaft mit der Jardinière zehntausendmal mehr gesagt hast und lieber warst als alle Raf'aelschen Madonnen zusammen, so wollte ich mich doch dieses jesuitischen Behelfs nicht bedienen und sagte ihr offen, ihre Phantasie sei wohl zu weit gegangen, und daß, was die lineariſche Schönheit des Gesichts betrifft, Dein wirklich vorhandenes sich mit der wohlfeilen Schönheit eines gemalten nicht zusammenstellen ließe. Das wollte aber jene weder verstehen noch zugeben und ließ erst nach langem Hin-und-Herreden sich gefallen, zu behaupten, daß, wenn also keiner Raf'aelschen, Du doch gewiß einer Guidoschen Madonna glichest, wobei es denn auch blieb. Ich freute mich, besser zu wissen, wie es eigentlich sich verhielte und wie wenig mir mit einer gemalten Madonna oder Venus (wenn zu letzterer selbst Mme. B. gesessen) wäre geholfen gewesen. Gestern, als die drei Damen, welche mit denen aus der Zauberflöte nicht allein das schwarze Kostüm, sondern auch das gemein haben, daß stets jede von ihnen eine eigene Gabe bringt, mich wieder besuchten, kam diese Sache abermals zur Sprache und Felix' Buch mit den Zeichnungen von Hensel zum Vorschein. Obschon nun letzterer, als wirklicher Schwiegersohn und Ehemann Fannys, in diesem Buch Dir und mir ni t im mindesten geschmeichelt hat, so wollte oder konnte er doch die Lebhaftigkeit Deiner Augen nicht überbieten, wie er es sonst unfehlbar tut, und ihrer bemächtigte sich nun Miß Margaret, um mir zu beweisen, sie habe sich nicht geirrt. Ich gab mich überwunden und konnte ganz im S.illen Dich, als ich mein Bild wieder ansah, zugleich bedauern und dank-

bar anbeten, daß Du eine so unwürdige und unpassende Wahl getan. Maria hat es besser verstanden, die hat sich zu den Engeln gehalten.

Den 9. August.

„— — Ich schreibe wieder in meinem alten Zimmer, und bin die Treppe hinunter ohne Schwierigkeit und Anstrengung gegangen und hoffe auf ein nahes Ende dieses Intermezzo semi serio. Bei sogleich vorgenommener Untersuchung eines Wandspinds fanden sich darin: ein halber Pudding, ein Pye, eine sehr große schöne Weintraube, Geschenk meiner Wirtin, sechs Töpfe Scotch Marmelade und ein Topf Eingemachtes (Misses Alexander), zwei Tüten, was wir Kaffeebrot nennen (Mme. Moscheles), einige Tops and Bottoms (Zwiebacke), ein gebratenes Huhn von gestern (Mme. Goldschmidt), eine Flasche köstlichen Portwein without brandy (Misses Alexander) und eine dito vortrefflichen Claret (Mme. Goldschmidt), woraus hervorgeht, daß hier einige Menschen Hungers sterben, andere nicht; ernsthaft aber genommen, daß, wenn die beiden größten Übel, welche die Menschen betreffen können, Armut und Krankheit, wie es in der Regel geschieht, sich vereinigen, der Zustand schauderhaft und grenzenlos elend sein muß. Ich hoffe, daß diese Betrachtung, welche sich mir in größter Lebendigkeit während der ganzen letzten Zeit aufgedrängt hat, als ich erfuhr, daß vor einigen Tagen die Frau und zwei Kinder eines irländischen Arbeiters hier Hungers gestorben, während mir, dem Fremden, von allen Seiten das Angenehmste und Erfreulichste wiederfuhr, nicht unfruchtbar wieder vergessen werden wird*). Nächst Gott und vor meinen Ärzten bin ich

*) Nach der Rückkehr machte Abraham M. B. in einem Berliner Krankenhause eine Stiftung zur unentgeltlichen Verpflegung eines Kranken.

meine Genesung dem schuldig, dem ich am liebsten etwas schuldig bin, wenn ich mich getrennt von Euch befinde. Ich kann nicht sagen, was Felix an mir getan, ich kann nicht sagen, welchen Schatz von Liebe, Geduld, Ausdauer, Ernst und Freundlichkeit und zärtlichster Sorgfalt er gezeigt, und so unendlich viel ich ihm auch mittelbar schuldig geworden durch die tausend Freundlichkeiten und Annehmlichkeiten, die mir von anderen seinetwegen geworden, so kam das Beste doch von ihm selbst und mein bester Dank gilt ihm."

Der Zufall wollte es, daß zur selben Zeit ein junger, der Familie bekannter Engländer an einer Knieverletzung in Berlin krank darniederlag. Da ist denn Abraham natürlich dringend in seinen Wünschen, demselben möchte von Lea alles geschehen, was seine Lage angenehm machen könnte, sowohl durch materielle Genüsse, als auch, und darauf dringt er hauptsächlich, durch ihren Besuch. Der Brief schließt: „Doch was rede ich viel? Du bist ja am Ende Du und die Tochter Deiner Mutter, Wohltätigkeit und Vorsorglichkeit ist ja Eure angestammte Tugend und was ich wünsche, ist gewiß alles schon geschehen, vielleicht bis auf den Besuch, weil das in Berlin nicht üblich ist, setze Dich aber darüber hinweg und sei gewiß, Du tust ein edles Werk."

Und so war denn endlich die Erlösungsstunde da. Abraham machte sich zur Abreise fertig, Felix wollte ihn noch auf einige Tage nach Berlin begleiten, ehe er seine Stelle in Düsseldorf antrat; sie beschlossen aber, daraus eine Überraschung für die Familie zu machen, und so schrieb denn Abraham in seinem letzten Brief von London: „Ich habe die Bekanntschaft eines jungen Mannes gemacht, der in kurzem nach dem Norden von Deutschland reisen und sich einige Tage in Berlin aufhalten will; er gefällt mir ungemein wohl und wenn er sich in der nächsten Zeit bewährt, so werde ich ihm

vorschlagen, die Reise gemeinschaftlich zu machen; er hat ein hübsches musikalisches Talent und wird Euch auch gewiß behagen, und wenn ich bedenke, welch lebhaftes Interesse Du, Frau, an Mr. Lechat genommen (es war fast mehr ein schwesterliches als ein mütterliches) und wie Du noch ganz kürzlich Klingemann als den Schönsten angeschrieben hast und wie sehr eine neue musikalische Bekanntschaft Dich, Fanny, in Anspruch nehmen wird, so finde ich es fast zu uninteressiert und kühn von mir und muß Sie, lieber Hensel, um Entschuldigung bitten, daß ich ihn ins Haus bringe; ich habe mir schon ausgedacht, ihn am Tor in eine Droschke hineinzukomplimentieren, um nicht gleich im ersten Moment ein geteiltes Interesse zu finden. Zum Glück wird die ganze Geschichte nicht lange dauern und er wohl bald weiter reisen, und laßt Ihr mich wegen eines jungen Künstlers im Stich, so lasse ich Euch alle wegen des noch jüngern Sebastian laufen, von dem alles, was Ihr meldet, mich rührt und freut und mir eine wahre Sehnsucht gibt, ihn wiederzusehn. — Ich bemerke eben, daß ich vergessen habe, meine neue Bekanntschaft bei Namen zu nennen: der junge Mann heißt Alphonse Lovie, ist eigentlich Maler seines Zeichens und macht besonders Porträts mit der Feder, in einer eigentümlichen Manier Unglaubliches leistend. Ich habe ihn heute wieder gesehen und denke, wir werden Reisegefährten."

Und so, während die Berliner sich den Kopf zerbrachen, wer wohl dieser Alphonse Lovie sein möchte, zu dem der Vater eine so plötzliche, bei ihm nicht gewöhnliche Zuneigung gefaßt hatte, und Fanny unmutig in ihrem Tagebuche ihre getäuschte Hoffnung, Felix wiederzusehen, niederschrieb und nicht begriff, was ihn in England noch länger zurückhalten könne, eilten Abraham und Mr. Lovie, alias Felix Mendelssohn, über

den Kanal und nach kurzem Aufenthalt in Horchheim nach Berlin. Die Überraschung war vollkommen gelungen, Felix verlebte wieder einige äußerst vergnügte Tage mit der Familie und ging dann nach Düsseldorf, wo wir ihn vorläufig verlassen, um die Verhältnisse der Familie weiter in Berlin zu verfolgen.

Auch der jüngste Sohn, Paul, schied aus dem elterlichen Hause, ging am 4. Mai 1831 als Kaufmann nach London und wurde hier mit offenen Armen von Klingemann aufgenommen. Dieser schrieb an Paul über den Zeitpunkt seiner Ankunft in London: „Übrigens kommst Du zur guten Stunde nach England, noch mitten in die Reform-Bill herein — glücklicher darin, wie Felix mit der Katholiken-Emanzipation, die war seit vierzehn Tagen vorbei und vergessen, er aber, der Unschuldige, sah sich noch in allen Ecken nach ihr um und war ganz verwundert über ihre Unsichtbarkeit. Wärst Du z. B. etwa vorgestern gekommen, wo die hiesige Volksstimme zu Nutz und Frommen der Öl- und Talg-Branchen als Illumination laut wurde, so hätte man Dir Deine unwissend-dunklen Fenster sehr eingeschmissen, und Du hättest den folgenden Tag wenigstens an etwas Freies, nämlich an freie Luft glauben müssen — nebenbei hättest Du das sonderbare Brausen einer imposanten Volksmasse vernommen, die durch die Straßen fuhr, wie eine Windsbraut, und die Respekt einflößte, eben weil sie nicht respektabel war. Ich habe große Lust, hier einiges politisch aufzuschneiden, damit sie Dich zu Haus, im Glauben, Du steigest in einen wahren mörderischen Revolutions-Krater hinab, zu guter Letzt noch recht hätscheln und verziehn — doch ich glaube, es tut nicht not, es sind gute und liebende Leute, die Deinigen." —

Für das letzte der Kinder, Rebecka, war ebenfalls die Zeit gekommen, wo sie sich einen eigenen Lebens-

weg suchen sollte. Sie war weniger musikalisch als die älteren Geschwister, aber die Schärfe ihres Verstandes, ihr Geist und ihr sprudelnder Witz zeichneten sie vor allen aus.

Sobald die Verlobung von Fanny ein offenes Geheimnis war, wendeten sich alle Huldigungen der jüngeren Schwester zu und es fehlte ihr nicht an Bewerbern. Es waren unter diesen Männer, hervorragend an Geist und Talent. Zu keinem konnte Rebecka eine entschiedene Neigung fassen, bis der schon in einem Brief Fannys an Klingemann*) erwähnte Professor Dirichlet den Kampfplatz betrat und den Sieg über seine Mitbewerber davontrug.

*) Siehe S. 224.





Gustav Peter Lejeune Dirichlet

Gustav Peter Lejeune Dirichlet wurde im Jahr 1805 den 13. Februar in Düren, einem Städtchen zwischen Köln und Aachen, geboren, woselbst sein Vater Postdirektor war. Dieser, ein sanfter, gefälliger und liebenswürdiger Mann, und die Mutter, eine geistvolle, gebildete Frau, gaben dem von der Natur ungewöhnlich beanlagten Knaben eine sorgfältige Erziehung, obgleich ihnen dies wohl manchmal schwer genug werden mußte, da sie, keineswegs wohlhabend, nur reich an Kindern waren, von denen sie elf hatten. Schon in sehr frühem Alter zeigte sich bei ihm eine seltene Begabung und Vorliebe für die Mathematik. Noch nicht zwölf Jahr alt, verwendete er sein Taschengeld zum Ankauf mathematischer Bücher, mit deren Studium er seine ganze freie Zeit und namentlich die Abende zubrachte. Wenn man ihm das auszureden versuchte und ihm einwendete, er könne sie ja doch nicht verstehen, so gab er zur Antwort: „Ich lese sie so lange, bis ich sie verstehe.“ Seine Eltern wünschten einen Kaufmann aus ihm zu machen, indessen gaben sie den inständigen Bitten des Knaben, der dagegen einen entschiedenen Widerwillen und den ebenso entschiedenen Wunsch zum Studieren zeigte, nach und schickten ihn vorerst im Jahr 1817 nach Bonn aufs Gymnasium. So kam er als zwölfjähriger Knabe aus dem elterlichen Hause, das er von da ab immer nur vorübergehend wieder betreten hat.

In Bonn blieb er zwei Jahre rastlos fleißig, vornehmlich in der Mathematik und Geschichte. Vor allen andern geschichtlichen Begebenheiten hat ihn schon damals und zeitlebens die französische Geschichte am meisten interessiert, und er war ein genauer Kenner der ganzen betreffenden Literatur. Das hing teils mit den Erzählungen seiner Eltern, die das große Drama zum Teil sogar als französische Untertanen miterlebt hatten, teils mit seinen eigenen, sogleich zu erzählenden Erlebnissen zusammen, am meisten aber leitete ihn auf das Studium dieser Zeit seine entschieden freie, bis an sein Lebensende betätigte Gesinnung, die ihn in der Revolution den Anfangspunkt aller freieren Regungen auf dem Kontinent erkennen und lieben ließ. — Nach zwei Jahren kam er auf das Jesuiten-Gymnasium in Köln (er war Katholik) und hatte hier das Glück, zum Lehrer der Mathematik den nachmals durch die Entdeckung des nach ihm benannten Gesetzes des elektrischen Leitungswiderstandes berühmt gewordenen Georg Simon Ohm zu bekommen. Durch dessen Unterricht und fleißiges Selbststudium mathematischer Bücher machte Dirichlet in seiner Lieblingswissenschaft bedeutende Fortschritte. Im Jahr 1821, sechzehn Jahr alt, verließ er die Schule mit dem Abgangszeugnis für die Universität. Der Kaufmannsplan war von den Eltern aufgegeben, jetzt aber baten sie den Sohn dringend, wenigstens ein Studium zu wählen, das größere Aussicht auf praktisches Fortkommen in der Welt böte, z. B. die Jurisprudenz. Indes auch diesmal gelang es Dirichlet, durch die bescheidene aber feste Erklärung, er werde sich fügen, aber die Nächte wenigstens der Mathematik widmen, wenn er auch bei Tage einem „Brotstudium" obliegen müsse, die ebenso vernünftigen als zärtlichen Eltern umzustimmen und erhielt die Einwilligung, Mathematiker zu werden.

Wo aber war dazu Gelegenheit? Das Studium der Mathematik in Deutschland lag damals arg darnieder. Die Vorlesungen erhoben sich nur selten über den Gesichtskreis der Elementar-Mathematik, die Dozenten boten eine Speise, die dem Geiste Dirichlets nicht zusagen konnte; von wirklich bedeutenden Namen gab es nur den einen Gauß. Dieser aber hatte durchaus nicht die Gabe des Mitteilens; es kam ihm nur darauf an, für sich klar zu werden über ein Problem; war dies geschehen, so war die Sache für ihn abgemacht. Es soll mehr als einmal vorgekommen sein, daß Mathematiker mit einer eben vollendeten Entdeckung zu ihm kamen, ihn um seine Meinung zu fragen und daß er ihnen dann antwortete: „Ja, ja, das ist ganz richtig, das habe ich vor zehn Jahren schon ausgearbeitet; ziehen Sie mal das Schubfach da auf" — und dann zeigte sich den erstaunten Blicken des Besuchers auf vergilbtem, altem Papier seine neue Entdeckung, gewöhnlich allerdings in weit prägnanterer, besserer Form fix und fertig. In dieser sich selbst genügenden Abgeschlossenheit war nun aber Gauß nichts weniger als ein guter Dozent. Dagegen stand damals in Frankreich d. h. in Paris (denn auch in diesem Zweige menschlicher Tätigkeit bestätigte sich, was Felix schrieb, daß Paris Frankreich ist) die Mathematik in vollster Blüte; und Namen wie Laplace, Legendre, Fourier, Poisson und Cauchy glänzten als helle Sterne an ihrem Himmel. Paris also erkannte Dirichlet als den Ort, wo für seine mathematischen Studien der größte Gewinn zu hoffen war; und die Eltern, welche aus der „Franzosenzeit" her noch gute Freunde in Paris hatten, willigten in seinen Wunsch ein, dorthin zu gehn. Im Mai 1822 bezog er diese Hochschule der Mathematik.

Sein Leben war hier anfangs höchst einfach, so-

gar dürftig, denn die ihm zu Gebote stehenden Mittel waren nur sehr gering, sein Umgang ein beschränkter. Aber er erinnerte sich dieser Zeit mit dem größten Vergnügen, wo er zum ersten Mal mit vollen Zügen aus dem Quell des Wissens trinken durfte und die Entbehrungen, denen er sich in Nahrung, Kleidung und Wohnung unterwerfen mußte, erhöhten — wenigstens in der Erinnerung — den Reiz. Ein Versuch, den er machte, neben den Vorlesungen am Collège de France und an der Faculté des Sciences auch denen an der École polytechnique beizuwohnen, scheiterte daran, daß der preußische Geschäftsträger in Paris ohne besondere Autorisation des Ministers von Altenstein es nicht übernehmen wollte, die Erlaubnis beim französischen Ministerium auszuwirken!!! Welche Verbindungen aber hätte der siebzehnjährige Student aus der kleinen rheinischen Provinzialstadt gehabt, diese Autorisation zu erwirken?

Bald aber sollte in seinem stillen Leben ein großer Umschwung eintreten: der General Foy, ein geistreicher, hochgebildeter Mann, ein Haupt der Opposition in der Deputiertenkammer und einer ihrer berühmtesten Redner, mit einer glänzenden militärischen Vergangenheit, suchte einen Lehrer für seine Kinder, der dieselben hauptsächlich in deutscher Sprache und Literatur unterrichten sollte, und durch die Vermittelung eines alten Kriegsgefährten von Foy und Hausfreundes von Dirichlets Eltern, Larchet de Chamont, bekam Dirichlet, der gleich bei der ersten Zusammenkunft einen höchst günstigen Eindruck auf Foy machte, diese Stelle, mit einem anständigen Gehalt und so geringen Verpflichtungen, daß ihm ausreichende Zeit zur Fortsetzung seiner Privatstudien blieb. Merkwürdigerweise ist Foy der dritte französische General (von Sebastiani und Davoust ist in Henriettes Geschichte das-

selbe berichtet worden), dem deutsche Bildung so begehrenswert vorgekommen war, daß er sie seinen Kindern auf jeden Fall sichern wollte; hier aber war die Verpflichtung eine gegenseitige; denn Dirichlet wurde bleibend und bestimmend beeinflußt durch das Beispiel eines tatkräftigen, edlen und feingebildeten Mannes, das er in Foy vor sich hatte, und durch den herzlichen und zwanglosen Umgang mit der Generalin, die ihre lange vernachlässigten deutschen Studien bei ihm wieder aufnahm und ihm dafür seine Germanismen im Französischen austrieb. Von großer Bedeutung für sein ganzes Leben war es auch, daß das Haus des Generals, welches ein Vereinigungspunkt der ersten Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft der Hauptstadt Frankreichs war und in welchem von den angesehensten Kammermitgliedern die großen politischen Fragen verhandelt wurden, die zunächst zu der Julirevolution 1830 führten, ihm zuerst Gelegenheit gab, das Leben in großartigem Maßstabe zu sehen und sich daran zu beteiligen. Eine nette Stelle findet sich in einem Klingemannschen Brief, aus der man ein sehr lebendiges Bild von Dirichlet im Foyschen Hause bekommt, er schreibt 1sten März 1833 an Rebecka: „Es ist ein Unglück, daß ich Ihren Gemahl und Ehe-Voigt nicht kenne — was hilft's, wenn wir uns jahrelang durch die besten Autoritäten die schönsten Sachen sagen lassen (ich lasse ihn z. B. jetzt aufs herzlichste und verbindlichste durch seine eigene Frau grüßen) — man bleibt sich immer ungreifbar und ein dürrer Begriff bis man sich sieht und spricht. Nicht einmal durch unsere Werke lernen wir uns kennen, er nicht, weil ich keine schreibe, ich nicht, weil ich die seinigen nicht verstehe. Gott! Wenn Sie wüßten, was für einen grenzenlosen Respekt ich vor Mathematik im allgemeinen und vor Algebra im speziellen habe, schon aus dem Grunde, daß ich so gar nichts davon verstehe,

so fühlten Sie, wie ich schon vor Ihnen zittere, geschweige denn vor dem Professor selber! — Das Greifbarste von letzterem hörte ich, wie ich das letztemal in Paris war, von der Generalin Foy, die von ihm sprach, d. h. ihn lobte und erzählte, wie er tagelang, auf einem kleinen Ofen sitzend, bald die Kinder unterrichtet, bald weiterstudiert habe." — Diese Vorstellung des außerordentlich großen, dünnen jungen Menschen, auf dem eisernen Öfchen sitzend und die Mathematik studierend, während der Unterricht der Kinder ihm Zeit läßt, hat etwas komisch Rührendes und so ungemein Deutsches.

Und ein Deutscher blieb Dirichlet doch, trotz aller Vorliebe für Frankreich, trotz alles Glanzes und aller Annehmlichkeiten, welche er vom Pariser Leben in so hohem Grade kennen lernte. Nachdem er durch seine erste der Öffentlichkeit übergebene Schrift, welche in der Pariser Akademie vorgelesen und in die Sammlung der Denkschriften auswärtiger Gelehrter aufgenommen wurde, einen glänzenden Erfolg errungen und sich den Ruf eines ausgezeichneten Mathematikers mit einem Schlage erworben hatte, wurde er mit Alexander von Humboldt, der damals in Paris lebte, bekannt, der ihn schon früher von General Foy als ausgezeichneten Gelehrten hatte rühmen hören, aber auf dieses Lob, als aus dem Munde eines Laien kommend, nicht viel gegeben hatte. Indes die Erstlingsarbeit Dirichlets überzeugte ihn; Humboldt empfing den jungen Mann mit ausnehmender Freundlichkeit und es wurde zwischen beiden eine stets wachsende und bis zum Tode unveränderte Freundschaft geschlossen. Gleich bei der ersten Zusammenkunft teilte ihm Dirichlet seine Absicht mit, später nach Deutschland zurückzukehren; Humboldt bestärkte ihn darin, indem er ihm versicherte, bei der geringen Anzahl guter

Mathematiker könne es ihm nicht fehlen, sobald er es wünsche, eine angemessene Stellung zu finden. Durch den im November 1825 erfolgten Tod Foys und den Einfluß Humboldts, der bald nachher Paris verließ, wurde Dirichlets Entschluß, die Rückkehr ins Vaterland, zur Reife gebracht. Mit der „angemessenen Stellung", die Humboldt als so leicht erreichbar dargestellt hatte, sah es indessen traurig aus. Kurz vorher hatten die jahrelang fortgesetzten Unterhandlungen mit Gauß über seine Anstellung in Berlin abgebrochen werden müssen, weil es an einigen hundert Talern fehlte, es war also nicht anzunehmen, da man sich die erste deutsche mathematische Berühmtheit einer solchen Lappalie wegen hatte entgehen lassen, daß man dem noch nicht einundzwanzigjährigen Dirichlet besonders glänzende Anerbietungen machen würde. Und wirklich gehörte die ganze unermüdliche Tätigkeit und der große Einfluß Humboldts, der die angesehensten Mitglieder der Berliner Akademie bewog, die Sache auch zu der ihrigen zu machen, es gehörte eine dringende Befürwortung durch Gauß dazu, um für Dirichlet als fixes Gehalt — vierhundert Taler zu erlangen, damit er sich in Breslau als Privatdozent habilitieren möge. Indessen Dirichlet, der von jeher und bis an sein Lebensende fast ganz bedürfnislos war, ging darauf ein, in der Hoffnung, seiner eigenen Tüchtigkeit und Humboldts Freundschaft werde es mit der Zeit gelingen, ihm eine angemessene Lage zu verschaffen. In Breslau fühlte sich Dirichlet nicht behaglich; die Universitätsverhältnisse müssen damals ziemlich zopfig gewesen sein — z. B. erregte es bei einigen Kollegen große Mißstimmung, daß er von der öffentlichen lateinischen Disputation befreit wurde — die Studierenden konnten sich an seine Lehrweise nicht gewöhnen; er seinerseits mochte sich um das stark grassierende Koteriewesen nicht

kümmern und so kam er während der drei Semester, die er dort blieb, nie zu jener lokalen oder provinziellen Berühmtheit, die in beschränkteren Kreisen wirksamer ist, als die allgemeine Anerkennung von seiten der ersten Männer der Wissenschaft. Diese aber wurde ihm in vollem Maße. Über eine in dieser Zeit erschienene Abhandlung Dirichlets schrieb Bessel an Humboldt: „Wer hätte gedacht, daß es dem Genie gelingen werde, etwas so schwer Scheinendes auf so einfache Betrachtungen zurückzuführen; es könnte der Name Lagrange über der Abhandlung stehen und niemand würde die Unrichtigkeit bemerken."— Fourier aber beschwor Dirichlet selbst, und suchte auch durch Larchet de Chamont auf ihn zu wirken, daß er wieder nach Paris zurückkehren möchte, weil er dazu berufen sei, an der dortigen Akademie bald eine der ersten Stellen einzunehmen.

Indeß er zog eine noch so bescheidene Tätigkeit in der Heimat, wenn sie ihm nur eben zu leben gestattete, vor. Da um diese Zeit die mathematische Lehrstelle an der allgemeinen Kriegsschule in Berlin frei wurde, benutzte Humboldt die Gelegenheit, Dirichlet dem General Radowitz zu empfehlen. Dieser aber und der Kriegsminister konnten sich nicht entschließen, ihm die Stelle definitiv zu übertragen, „weil er zu jung sei, um den Offizieren als Lehrer vorgestellt zu werden." Indessen um sie interimistisch zu verwalten, schien er alt genug zu sein und so erhielt er denn von Altenstein vorläufig auf ein Jahr Urlaub und übernahm den Unterricht an der Kriegsschule im Herbst 1828, den er von da ab bis zu seiner Übersiedelung nach Göttingen im Jahr 1855 ununterbrochen gehalten hat. So angenehm ihm in den ersten Jahren der Umgang mit den ihm gleichaltrigen Offizieren war, so drückend wurde ihm später, als er sich an der Universität einen großen Kreis von Zuhörern gebildet hatte, die ihm mit leben=

digem, wissenschaftlichem Interesse in die höchsten Gebiete der Mathematik zu folgen willig und befähigt waren, dieses Verhältnis zu den „Kriegsschülern", die die Vorlesungen nur aus Zwang, als zu absolvierendes Pensum, besuchten und an denen er selten wirkliches Verständnis und Lust und Liebe zur Sache entdeckte. So war es auch die Kriegsschule, welche ihn zuerst nach Berlin geführt hatte, die ihn nach siebenundzwanzig Jahren von da wieder vertrieb.

Bald nach seiner Ankunft in Berlin habilitierte er sich auch wieder als Privatdozent an der dortigen Universität, da er, obgleich in Breslau schon Professor geworden, als Professor einer fremden Universität in Berlin nicht Vorlesungen halten durfte und erst im Jahre 1831 wurde er definitiv als außerordentlicher Professor an die Berliner Universität versetzt. Merkwürdigerweise war es derselbe Humboldt, der auf die Gestaltung von Dirichlets äußeren Lebensschicksalen so bedeutenden Einfluß gehabt hat, der ihn auch in das Mendelssohnsche Haus einführte und dadurch mittelbar auch bestimmend auf eine andere Seite seines Lebens einwirkte.

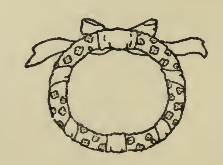
Dirichlet interessierte sich von Anfang an lebhaft für Rebecka und seine Neigung blieb nicht unerwidert; indes fand er längere Zeit Widerstand bei den Eltern, die andere Bewerber lieber sehen mochten und von dem Ernst und der Nachhaltigkeit seiner Liebe nicht vollkommen überzeugt waren.

Schließlich gelang es aber namentlich durch die Bemühungen von Hensel und Fanny, sie umzustimmen, und die Verlobung fand am 5ten November 1831, die Verheiratung im Mai 1832 statt. Auch Dirichlets bezogen eine Wohnung im Hause der Eltern, und so hatten diese das Glück, wenigstens die Töchter in unmittelbarster Nähe zu behalten. Am 2ten

Juli 1833 wurde Dirichlets das älteste Kind, Walter, geboren.

Das Jahr 1834 brachte neue Veränderungen: Paul war von seinem auswärtigen Aufenthalt zurückgekehrt und anfangs des Jahres bei dem alten Handlungshaus Mendelssohn & Co., dem damals Joseph und dessen Sohn Alexander vorstanden, eingetreten. Später wurde er Associé des Geschäfts und verheiratete sich mit Albertine Heine, die schon längere Zeit dem Freundeskreise angehört hatte.

Den September 1834 brachte Felix in Berlin zu. Sein Verhältnis zum Vater wurde immer inniger und steigerte sich seitens Felix' zu wahrer Anbetung. Und Abraham verdiente diese in vollstem Maße. Durch die Jahre war seine früher etwas harte und strenge Natur immer weicher, milder, harmonischer geworden. Leider machte sich auch Schwäche des Alters fühlbar. Schon auf der englischen Reise war seine Kurzsichtigkeit ihm recht störend; jetzt entwickelte sich mit großer Schnelligkeit der Star, und bald konnte er kaum noch einen Schimmer sehn. Er trug dies Unglück mit unglaublicher Ruhe und Resignation und fühlte die größte Dankbarkeit gegen die Töchter, die abwechselnd ihm vorlasen und für ihn schrieben. Im Jahr 1835 sollte es zur Operation kommen. Zu den eigenen Kindern wurde sein Verhältnis immer mehr das des erprobten Freundes, und namentlich für Felix wurde er der liebende, aber unbestechliche Berater jedes Schrittes.





Das Jahr 1835

Im Frühling fand das Musikfest in Köln unter Felix' Direktion statt. Diesmal machten sich die Eltern, Dirichlets und Hensels dazu auf. Das Fest nahm seinen gewohnten frohen Verlauf, Felix begleitete seine Eltern nach Berlin zurück, von wo Lea an Rebecka, die nach Ostende weiter gereist war, schreibt:

„Une douce sympathie règne entre nous, chère enfant!" Wir reisten den 1sten ab und kamen beiderseits den 8ten an. Durch Felix wirst Du erfahren, daß Lea in Abrahams Schoß wohlbehalten saß, denn er schreibt Dir von allen Orten mit wahrer Pietät. Daß er aber eine leibhaftige, nur noch veredelte, gesteigerte, liebenswürdigere Krankenpflegerin ist, wird Dir seine Bescheidenheit verhehlt haben. Ich durfte im eigentlichen Sinne nicht hart treten, was bei manchen Wirtshaustreppen und Schwellen schwer zu vermeiden ist. ‚Er hat zu allem Geschick', sagte R. einst bei andrer Gelegenheit. Ja, fast zu sorgsam pflegte und hätschelte er mich auf der Reise und hielt mich ungefähr wie eine Passalaquasche Mumie*). Nur lachen und spaßen durfte ich, wozu sein angenehmes Gespräch mir genug Gelegenheit gab. Sonst ward jede Agitation so gewissenhaft vermieden, daß selbst der Herkules in Wilhelmshöhe als ein zu aufregender Mann verboten wurde, obgleich es meinem Herzen gewiß mehr schadete,

*) Passalaqua war der damalige Direktor der ägyptischen Sammlung des Berliner Museums.

umsonst nach ihm zu schmachten, als mich ihm in die Arme zu werfen. Eine halbe Meile von Kassel sahen wir ihn emporragen, und Marie fragte mich Abends: ‚Ist denn Herkules ein bedeutender Mann?‘ Ich fand das so schön, daß ich vor Lachen nicht antworten konnte.—

Ich rate Dir, laß Deine Mine bei dieser für sie so günstigen Gelegenheit die edle Kochkunst lernen, am Rhein so wissenschaftlich, großartig, mannigfach geübt! Auf der Reise in unsere poor country streift man mit jeder Station eine süße Gewohnheit, eine edle Bequemlichkeit nach der andern ab. O Albrecht der Bär, du solltest, gelindest geredet, der Esel heißen.

Ich hoffe, unsre abgeschmackte Rebellion vom 3. August und folgenden Tage soll Dich, mit belgischen Lügen gespickt, nicht mehr affiziert haben als uns. Das schönste Resultat ist folgende Poesie der Straßenjungen:

Heil dir im Siegerkranz,
Heut' bleibt keene Scheibe janz.

Es ist leider viel unschuldig Blut geflossen, denn obschon die Staatszeitungsdarstellung wahr gewesen, daß die mit Steinen geworfenen Soldaten nicht geschossen, so haben sie, was mit Stillschweigen übergangen, gehauen und Dieffenbach allein hat von drei gefährlich Zugerichteten gesprochen, die er unter Händen gehabt. Wieviel es im ganzen waren und ob's auch Tote gegeben, weiß man durchaus nicht offiziell, nach unserem schönen Prinzip, nichts der Art zu veröffentlichen, und so hat Fama gut Spiel und nimmt ihr loses Maul desto voller. Es soll jemand dem Könige das Pariser Mittel, Aufläufe durch Spritzen zu zerstreuen, vorgeschlagen und er gesagt haben: „werden gewiß nicht in gutem Zustande sein.“ Ich finde das sehr komisch.

Zwei Tagereisen von hier bat ich Felix, nur den zehnten Teil seiner Liebenswürdigkeit für Berlin einzupökeln. Ich merke auch, daß er sich alle Mühe gibt,

aber so recht geht's ihm nicht von Herzen, ja es ist nicht übertrieben von mir, wenn ich behaupte, sogar seine Physiognomie hat sich verändert, und er sieht gar nicht so hübsch und lebhaft aus, als am Rhein. Schadow und Hildebrand, die ihn seines mobilen Ausdrucks wegen so unsäglich schwer zu malen finden, werden's begreifen. Er tut indes, was er kann; ich rechne ihm jeden Tag längeren Hierbleibens auf einem Blättchen meines Herzens an. Zum Glück arbeitet er am Paulus und zwar sehr fleißig und gern; den ersten Teil kopiert er und ändert bei dieser neuen Durchsicht, wie Du es an ihm kennst, wenn er über seine Sachen kalt geworden. Einmal hat er uns himmlisch vorgespielt, auf dem dürren, klapperigen, alten Broadwood, aus dem er Klang, Ton, Gesang, Zartheit und Kraft zu ziehen wußte. Ich glaube, es galt Louis Heidemann, der selbst jetzt so gut spielt. Du weißt, zwei hörende Ohren können ihn begeistern. Daß ich ihn etwas anerkenne — ist Dir nicht neu. Gott segne ihn! Den Tag seiner Abreise hat er noch nicht bestimmt, auch das dank' ich ihm; muß man die Stunden so zählen, scheint das Verfliegen derselben noch schneller und sündlicher; man wirft sich vor, jede Minute nicht noch sorgsamer benutzt zu haben."

Nach dem Musikfest reisten Hensels nach Paris. Das Urteil über die französischen Malerverhältnisse spricht Fanny in einem Brief an ihren Vater so aus:

„10. Juli 35. — — Lieber Vater, Du scheinst doch einige Furcht zu verraten, daß Hensel nicht mit völliger Gerechtigkeit gegen Paris verfahren würde; ich dächte, die Absicht ginge schon hinlänglich aus dem Entschluß hervor, die Reise nur zu unternehmen, denn es wäre ja eine wahre Stupidität, so viel Geld, Zeit und Kräfte aufzuwenden, nur um nachher sagen zu können: ce n'est que cela? Er sieht und hört mit der größten Unbefangen-

heit und, wie immer, mit dem Wunsch zu lernen. Daß er nicht alles loben und billigen kann, versteht sich von selbst, und daß wir über einzelne Punkte Streit bekommen werden, glaube ich auch. Indessen wirst Du im ganzen zufrieden sein mit der Art, wie er gesehen und seine Zeit angewandt hat. So angestrengt wie in der ersten Zeit darf er nun nach seinem Krankheitsanfall nicht mehr umherlaufen und ich sehe schon heute ein, daß wir manches Interessante werden ungesehen oder halbgesehen lassen müssen, da es uns an Geld und Zeit fehlt, länger hier zu bleiben als einen Monat.

Hier zu leben, kann ich kaum wünschenswert finden nach allem, was wir von den Künstlern selbst hören, denn wenn auch freilich die Aufträge mitunter kolossal sind, so ist auch die Masse der Intrigen, Hindernisse und Schlechtigkeiten, die sie erdulden müssen, in gleichem Maße kolossal, und die Art, wie die Reputationen, die das Publikum früher selbst geschaffen hat, später unter die Füße getreten werden, wirklich unleidlich anzusehen. Wir haben seit den vierzehn Tagen unseres Aufenthalts zwei eklatante Beispiele davon gesehen; es ist nur eine Stimme darüber, daß eine solche Behandlung Gros in die Seine geführt hat und Delaroche ist in solcher Verzweiflung über die grenzenlose Perfidie, mit der man ihm seinen Auftrag wieder genommen hat (die Ausschmückung einer Kirche mit Fresken), daß ich mich kaum wundern würde, wenn er denselben Weg ginge. Aber sehr gern würde Hensel einmal ein Jahr hier sein, ein Bild hier malen und das Museum studieren, alle Künstler, die seine Sachen gesehen haben, raten ihm, ein Bild, womöglich das große, zur Ausstellung herzuschicken, aber alle sind auch einig darüber, daß er selbst mitkommen müßte, weil er sonst vor Mißhandlung seines Werkes nicht sicher wäre, und dann wird Delaroches Beispiel angeführt, dem man, während er

in Italien die Studien zu seiner Kirche machte, die Kirche selbst wegnahm, was Vernet (Delaroches Schwiegervater), der anwesend war, mit allem seinem Kredit nicht abwenden konnte. Freunde helfen nichts, sagen sie, man muß selbst da sein, und das erschwert die Sache natürlich fast bis zum Unmöglichen. Das einzige, was ich den Künstlern hier wirklich beneide, ist das Glück, ihre Sachen so vortrefflich publiziert zu sehen. Da ist Calamatta, der arbeitet fast nur nach Ingres, und wie werden Delaroches Sachen gestochen! — —"

Hensels machten natürlich viele interessante Bekanntschaften, besonders die von Delaroche und Vernet. Fanny schildert des letzteren Kostüm, in dem er im Atelier arbeitet, als das eines Tanzmeisters, Schuhe, weiße Hosen, Jacke, eine rote Schärpe um den Leib. Fünf Jahre später zog der geniale, aber exzentrische Mann in Rom in orientalischer Tracht in den Straßen einher, mit Dolch und Pistole im Gürtel und ganz einem Türken gleichend, wie ihn auch Hensel in halbstündiger Sitzung gezeichnet hat. Gérard erregte Fannys lebhaftes Interesse; er hatte die ganze Revolutions- und Kaiserzeit mitgemacht und besaß selbstgemalte Porträts der bedeutendsten Menschen jener Zeit, von denen sie Talma, Mlle Mars, Napoleons Jugendbild, Humboldt und Canova nennt.

Der Schluß ihres Aufenthalts wurde noch durch ein erschütterndes Ereignis bezeichnet, das dazu beitrug, der ganzen Erinnerung an Paris eine trübe Färbung zu geben, das Fieschische Attentat.

Unter dem Eindruck dieses Verbrechens verließen Hensels Paris. Aber das Reiseunglück verfolgte sie noch weiter. Sie gingen nach Boulogne, weil Fanny noch das Seebad brauchen sollte. Boulogne war aber überfüllt, namentlich mit Engländern, und mehrere

Tage verliefen zuerst mit Wohnungssuchen. Als endlich eine gefunden war, zeigte sich dieselbe in so baufälligem Zustande, daß, nachdem sie einige Tage bewohnt war, bei einem Platzregen die Decke einstürzte und ein großer Strom durch's Dach eingeregnetes Wasser sich ins Zimmer ergoß. Dazu kamen sehr mangelhafte Postverbindungen, so daß Berliner Briefe bis vierzehn Tage unterwegs waren. Zu allem übrigen bekam Fanny eine ziemlich heftige Augenentzündung, die sie an jeder Beschäftigung und an allem Genuß der frischen Luft hinderte. Natürlich war der fashionable und zwar für Engländer fashionable Badeort unerschwinglich teuer, alles zusammen bewirkte, daß Fanny stets mit ganz besonderem Widerwillen an Boulogne zurückdachte. Das einzige Gute war angenehme Gesellschaft: Heinrich Heine, der hier in Boulogne seine schöne Geschichte mit einigen Engländerinnen lieferte, die sich das Lesezimmer aussuchten, um ein sehr lautes Gespräch zu führen, und die er verscheuchte, indem er ihnen sagte: „Meine Damen, wenn Sie mein Lesen im Sprechen stört, kann ich ja auch wo anders hingehen." Ferner die englische Schriftstellerin Mrs. Austin, eine sehr liebenswürdige Frau. Endlich kam Klingemann auf drei Tage aus London herüber, die aufs angenehmste verplaudert wurden. Er lernte bei dieser Gelegenheit Wilhelm Hensel kennen.

Über die Rückreise schreibt Fanny an Klingemann:

Berlin, 17. Oktober 1835.

„— — Wir haben Ihnen die drei einzigen angenehmen Tage zu danken, die wir in Boulogne zugebracht haben, denn ich weiß nicht, welcher freundliche Dämon unserem Plagegeist von Wirt eingab, uns gerade diese wenigen Tage ungehudelt zu lassen, so daß wir die Freude Ihres Besuchs ungetrübt genießen

konnten. Kaum waren Sie an jenem blauesten, herrlichsten Tage zu Schiff — wir sahen dem Dampfboot lange nach, dessen Rauchsäule gerade in die Luft stieg und dessen frühe und glückliche Ankunft, sowie das Wohlbefinden sämtlicher Passagiere mit Einschluß des Pudels wir noch den Tag vor unserer Abreise von Boulogne erfuhren — als der Tanz wieder losging. So schieden wir in schlechtestem Vernehmen und in einem Wetter, von dem ich behauptete, daß es sich nur in Boulogne und in Boulogne nur für uns vorfinden könnte. Mit Sturm und Regengüssen entließ uns der unfreundliche Ort, aber schon in Calais hatte es sich so weit aufgehellt, daß wir den Hafen besuchen und uns durch den Augenschein überzeugen konnten, daß nichts daran zu sehen ist, so etwas glaubt keiner dem anderen. Die Nacht blieben wir in Dünkirchen und besahen am anderen Morgen wiederum den Hafen. Es war mir kurios, so zufällig gerade nach Dünkirchen gekommen zu sein, dieser Name klang mir immer, wenn ich als Kind Geographie lernte oder eine Karte besah, so ganz besonders fern und fremd, wie ein europäisches Ostindien, oder wie ein Punkt, den keine berlinische Seele je erreichen könne, und nun war ich drin gewesen und hatte in einem ganz vortrefflichen Gasthause übernachtet. Von Dünkirchen aus nach der nächsten Station, die schon belgisch ist, fährt man mehrere lieues auf dem nassen Ebbesande und einer natürlichen Chaussee von Muscheln, einen ganz wunderlich reizenden Weg, auf dem man stundenlang nichts als links die Meerlinie und rechts das Dünenmeer sieht. Aus Versehen kamen wir nach Ostende, wo wir meine Schwester nicht mehr, dafür aber zum letztenmal das Meer bei voller Flut sahen, und gelangten nachmittags nach Brügge, wo wir die paar letzten Stunden des Tages und die paar ersten des

folgenden mit Besichtigung dieser alten, wunderbaren Stadt zubrachten. Ich weiß nicht, ob Sie Belgien kennen und befinde mich also in der höchsten Gefahr, Ihnen lauter Dinge zu erzählen, die Sie zehnmal besser wissen als ich, aber never mind, wes das Herz voll ist, des fließt die Feder über, und daß mein Herz noch immer Belgiens voll ist, das kann ich nicht leugnen. Wenn Sie in Brügge durch die wohlerhaltenen, reinlichen Straßen des fünfzehnten Jahrhunderts nach dem Hospital gehen, wo Hemelink eben krank lag, und nach seiner Genesung zum Dank das schöne fromme Bild malte, wenn Sie die anmutigen barmherzigen Schwestern innen gemalt in goldenen Rahmen knieend, und dann dieselben frischen Gesichter in ihrer Kirche betend, oder in Haus und Hof menschenfreundlich geschäftig, wenn Sie dasselbe katholische Volk in derselben alten Tracht und den ernsthaften schwarzen Mänteln in die nämlichen altherrlichen Kirchen wandeln sehn, so bemächtigt sich eine unwillkürliche Täuschung der Seele und der Sinne. Sie möchten den ersten Vorübergehenden fragen, wo der edle Meister Hemelink oder die Brüder Eyk wohnen, und wenn er vorüberginge, ohne Ihnen zu antworten, so würden Sie nur denken, er verstehe kein Deutsch und Sie kein Flämisch.

Den anderen Tag fuhren wir nach Gent, mit dessen Besichtigung wir wieder den Rest der hellen Stunden verbrachten, und zwar in so gräßlichem Regen und Schmutz, daß jede Vorsicht unnütz erschien, und ich am Ende geradezu ging, ohne irgend mehr meinen Weg zu wählen. Zu Hause angelangt, mußten wir einen völligen Trockenplatz anlegen. Gent hat einen ganz anderen Charakter als Brügge, und zwar vielmehr den des sechzehnten Jahrhunderts, so wie Antwerpen den des siebzehnten Jahrhunderts. In Gent wird leider viel erneuert und ein großer Teil der herr=

lichen, eigentümlichen alten Häuser durch nichtssagende neue ersetzt. Indes ist noch genug des Schönen übrig geblieben, um zehn Städte wie Berlin (sagen Sie's nicht wieder) damit ausstatten zu können. Die vielen Kais, die zahllosen Brücken, das ganze kuriose Wasserwesen, die schönen alten Kirchen (der größere Teil des berühmten Altarbildes von Eyk ist dort, von dem wir den kleineren Teil hier besitzen), alles dies macht aus Gent eine in ihrer Art nicht weniger interessante Stadt, als es Brügge in anderer Weise ist. Von da gingen wir nach Antwerpen, was für uns der Kulminationspunkt wenigstens dieser Rückreise war, eine königliche Stadt! — Nie habe ich Hensel so entzückt gesehen, als in der Kathedrale, welche das berühmte, größte Bild von Rubens, die Kreuzabnahme, enthält. Ich versichere Sie, wäre eine Möglichkeit der Ausführung vorhanden gewesen, wir hätten uns mit Leichtigkeit entschlossen, in Antwerpen zu bleiben. Rubens kann man nur da kennen lernen, mehrere Kirchen und das Museum enthalten Meisterwerke von ihm, von denen man nirgend anderswo eine Idee bekommt. Dabei sind die Straßen und Bassins von der höchsten Großartigkeit.

In Brüssel hatten wir mehr ein geselliges Leben zu führen, da wir mehrere sehr angenehme Bekannte dort fanden, die sich freuten, Schulden der Gastfreundschaft abtragen zu können, doch sahen wir auch, was in zwei Tagen irgend möglich war. Wir kamen noch durch Löwen, wo wir das berühmte Rathaus und eine sehr merkwürdige Privatsammlung sahen, wo wir uns nur gerade lange genug aufhielten, dem Dom und mit ihm für diesmal allen Herrlichkeiten alter Kunst Lebewohl zu sagen; wir eilten nach Bonn, wo wir mit Dirichlets zusammentrafen, und uns einiger Ruhetage erfreuen wollten, denn wir waren erschöpft von acht Tagen des herrlichsten Reisens und ich besonders

von einem Zustande steter Bewunderung, der äußerst angenehm, aber auch höchst ermüdend ist."

Der Morgen des 19. wurde in Bonn froh mit den schönsten Plänen zu einer gemeinsamen, gemächlichen Rückreise verplaudert, die für alles erlittene Reiseungemach entschädigen sollte. Da kam ein dringender Brief aus Berlin: Hensels Mutter war bedenklich erkrankt und er wurde schleunigst zurückgerufen, wenn er sie noch einmal sehen wollte. Hensels reisten sofort ab, über Leipzig, wo sie Felix trafen, der indessen dorthin übergesiedelt war, und erreichten am 27. September Berlin. Hensel fand seine Mutter noch am Leben, indes am 4. Oktober starb sie. Ihr Tod war ein schon längst erwarteter und für die alte Frau beinahe als eine Wohltat anzusehen. Doch war er der Vorläufer eines anderen, der, plötzlich und ungeahnt eintretend, die ganze Familie schwer treffen sollte. —

Felix hatten wir verlassen, als er seine Stelle in Düsseldorf definitiv antrat, im Herbst 1833, und sahen eben, daß er im Herbst 1835 von dort nach Leipzig gegangen war. Diese zwei Jahre waren sehr fleißige und zugleich sehr lustige in seinem Leben. Alles, was sich sein Vater von der Düsseldorfer Stellung versprochen hatte, ging in vollem Maß in Erfüllung, ja, es wurde noch übertroffen. Felix' Stellung war eine dreifache. Erstens war er Dirigent des gesamten städtischen Musikwesens, das teilweis erst im Entstehen, teilweis in einem chaotisch verwirrten, veralteten Zustand war. Damit innig zusammen hing die Leitung der Musik zu den kirchlichen Feierlichkeiten in der fast ganz katholischen Stadt. Gleich zu Anfang ereignete sich die aus den Felixschen Briefen*) bekannte Geschichte mit dem früheren Leiter dieser

*) Brief an Rebecka. 26. Oktober 1833.

Kirchenmusiken: „Ein ganz alter, verdrießlicher Musikant mit einem schäbigen Rock wurde vorgeladen, erschien und als sie ihm auf den Pelz fuhren, sagte er, er werde und wolle keine bessere Musik machen, wollten wir es besser haben, so möchten wir es einem anderen geben. Er wisse wohl, daß man jetzt viel Ansprüche mache, es solle jetzt alles schön klingen, das sei zu seiner Zeit nicht gewesen und er mache es noch eben so gut wie damals. Da wurde es mir wahrhaftig schwer, ihm die Sache abzunehmen, wiewohl es die andern gewiß besser machen werden, aber ich dachte mir so, wenn ich in fünfzig Jahren einmal auf ein Rathaus gerufen würde und möchte so sprechen, und ein Gelbschnabel schnauzte mich an, und mein Rock wäre so schäbig, und ich wüßte eben auch gar nicht, warum alles besser klingen sollte — und da wurde mir schlecht zumute." —

Nun mußte aber erst gute Musik herbeigeschafft werden, damit die besseren Musiker auch etwas Ordentliches aufzuführen hätten. So bereiste denn Felix, wie er sich ausdrückte, „seine Domänen," d. h. er fuhr nach Elberfeld, Bonn und Köln, kramte alle Bibliotheken durch und kam mit einem großen Schatz altitalienischer Kirchensachen nach Düsseldorf zurück. Unterdes aber hatten die Düsseldorfer für den Augenblick allen Sinn für Misereres von Allegri und Bai und Motetten von Orlando Lasso und Pergolese verloren, und dachten an nichts, als an den Kronprinzen von Preußen, nachherigen Friedrich Wilhelm IV., der durch Düsseldorf kam. Ehrenpforten, Glockenläuten, Kanonendonner und ein Diner waren die unvermeidlichen Folgen. Aber Düsseldorf wollte auch ein Fest geben, und den Hauptgedanken dazu hatte Felix, in Erinnerung an das Musikfest vom Frühjahr vorher, angeregt: Israel in Ägypten mit lebenden Bildern, von Bende-

mann und Hübner gestellt. Die Chöre waren noch in frischem Andenken, die Vorbereitungen also verhältnismäßig einfach und wenig zeitraubend. Das Fest ist in dem auf der vorigen Seite erwähnten Brief ausführlich beschrieben.

Demnächst ging es wieder an die ernstere Arbeit. Die Kirchenmusiken bekamen ein ganz anderes Ansehn. Felix scheint sogar sich in diese, doch wesentlich katholische Seite der Musik — denn er ist sich darüber ganz klar, daß eine wirkliche Kirchenmusik, das heißt, eine solche, die integrierender Teil des Gottesdienstes würde, im Protestantismus unmöglich sei — so hineingedacht zu haben, daß er einen Augenblick nicht übel Lust hatte, eine Messe zu schreiben, von der er meint, „sie möchte werden, wie sie wolle, so würde es die einzige Messe sein, welche wenigstens mit fortdauernder Erinnerung an den kirchlichen Zweck geschrieben wäre."

Neben dieser Tätigkeit nahm nun aber eine andere, wesentlich verschiedene, einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch: Das damals nach allen Seiten sprossende künstlerische Interesse in Düsseldorf hatte, namentlich durch Immermann geleitet, sich auch lebhaft der Gründung eines Theaters zugewendet. Immerman gab sich derselben Hoffnung hin, die Lessing in Hamburg gehegt hatte, und deren Enttäuschung ihm sowohl wie jenem bittere Stunden bereiten sollte, der Hoffnung, man könne ein wirklich edles, klassisches Theater aus sich selbst schaffen und erhalten. Der Anfang war hier wie dort ein vielversprechender. Aber nirgends war auch vielleicht ein so günstiger Boden dafür, als in dem Düsseldorf des Jahres 1834. Die vielen künstlerischen Elemente, die jungen Maler, das frische Naturell des ganzen Volkes, die gute Kameradschaft, die unter allen herrschte, die Maler für Immermann Dekorationen anfertigend, dieser jenen ihre Feste durch

Dichtungen verherrlichend; und an der Spitze des Theaterunternehmens Immermanns zähe, entschlossene, despotische Natur, wie sie ein Dirigent eines solchen Instituts der Natur der Sache nach haben muß; das alles ließ sich gut an. In Felix glaubt nun Immermann einen geeigneten Helfer bei seinem Werk gefunden zu haben, und Felix war auch gern bereit, sich mit jenem zu verbinden, die Leitung der Oper zu übernehmen, wie Immermann die des Schauspiels. Namentlich hatten sich beide zu einer Anzahl sogenannter „Mustervorstellungen" vereinigt; als erste von diesen sollte der Don Juan in Szene gehen. Die Düsseldorfer Opposition — und eine solche mangelt der menschlichen Natur gemäß auch dem besten Unternehmen nicht — nahm aber Anstoß an dem Namen „Mustervorstellungen", der als Arroganz ausgelegt ward, und — an dem erhöhten Eintrittspreise, und es entstand ein furchtbarer Lärm, den Felix in einem Brief an seinen Vater beschreibt*):

„Es ist doch ein lebendiges Volk in Düsseldorf! Die Don Juan-Geschichte hat mich bei alledem amüsiert, obwohl sie wild genug war und Immermann ein heftiges Fieber vor Ärger bekommen hat. Da Du, liebe Mutter, Zeitungen lesen magst, so sollst Du im nächsten Briefe alle gedruckten Akten über diese Geschichte, die die ganze Stadt drei Tage lang beschäftigt hat, erhalten. — Nachdem der grand scandale angefangen hatte, der Vorhang dreimal gefallen und wieder aufgezogen worden war, nachdem sie das erste Duett des zweiten Aktes durchgesungen hatten, ohne vor Pfeifen, Trommeln und Brüllen gehört worden zu sein, — nachdem sie dem Regisseur (Immermann), die Zeitung aufs Theater geworfen hatten, damit er sie vorlesen solle, und der darauf sehr pikiert weg-

*) Felix' Briefe. 28. Dezember 1833.

gegangen war, und der Vorhang zum vierten Mal fiel, wollte ich meinen Stock hinlegen, oder ihn wahrhaftig lieber den Kerls an den Kopf werfen, als es wieder ruhig wurde — die Schreier waren heiser geworden, die ordentlichen Leute lebhafter, kurz, wir spielten den zweiten Akt unter tiefer Stille und vielem Applaus weiter und durch. Nachher wurden alle herausgerufen — keiner kam, und Immermann und ich konferierten im Pulverdampf des Feuerregens zwischen den schwarzen Teufeln, was zu tun sei. Ich erklärte, bis das Personal und ich keine Satisfaktion hätten, dirigierte ich die Oper nicht wieder, zugleich kam eine Deputation von mehreren aus dem Orchester, die wieder erklärten, wenn ich die Oper nicht dirigierte, würden sie nicht spielen, — nun jammerte der Schauspieldirektor, der zur nächsten Vorstellung schon alle Billete verkauft hatte. Immermann fuhr alle um sich her an, — mit solcher Grazie verließen wir beide das Schlachtfeld. Den folgenden Tag stand an den Ecken „wegen eingetretener Hindernisse" usw. und wo man auf der Straße ging, war von nichts die Rede als vom Skandal. Die halbe Zeitung voll Anzeigen darüber; der Urheber verantwortete sich — behauptete, er habe trotz alles dessen einen großen Genuß gehabt, für den er mir und dem Personal dankbar sei, — nannte sich, und da er Regierungssekretär ist, so ließ ihn der Präsident kommen, rüffelte ihn schrecklich, schickte ihn dann zum Direktor, der ihn wieder schrecklich rüffelte — den Soldaten, die Teil genommen hatten, ging's von ihren Chefs ebenso —, der ganze Verein zur Beförderung der Tonkunst erließ ein Manifest, worin er um Wiederholung der Oper bat und auf die Störungen schalt — das Theaterkomitee zeigte an, wenn die geringste Unterbrechung in seinen Vorstellungen wieder stattfände, würde sich's sogleich auf-

lösen, — ich ließ mir die Ermächtigung vom Ausschuß geben, die Vorstellungen zu beendigen, für den Fall, daß gelärmt würde; vorigen Montag hieß es allgemein, der Regisseur solle ausgetrommelt werden, wegen seiner neulichen Pikiertheit, nun kriegte Immermann das Fieber und ich gestehe, daß ich mit sehr unangenehmen Gefühlen ins Orchester zum Anfang hinunterging, weil ich beim kleinsten Skandal die Vorstellung endigen wollte. Aber gleich, wie ich ans Pult ging, empfingen sie mich mit vielem Applaus, riefen dann nach einem Tusch, der mußte mir dreimal gebracht werden unter einem Teufelsspektakel, dann wurde es mäuschenstill, alle einzelnen Nummern erhielten ihren Applaus, kurz, das Publikum war nun so artig, wie vorher ungebärdig. Ich wollte, Ihr hättet die Vorstellung gesehen; einzelne Sachen, bin ich überzeugt, können nicht schöner gehen, als an dem Abend; das Quartett z. B. und der Geist im letzten Finale, fast der ganze Leporello waren wirklich prächtig, und ich hatte große Freude daran. — Besonders ist mir's lieb, daß die Sänger, die, wie ich höre, anfangs gegen diese Mustervorstellungen und mich persönlich gestimmt waren, sich jetzt für mich totschlagen lassen und die Zeit gar nicht erwarten wollen, bis ich wieder eine Oper gebe. Jetzt bin ich zum Weihnachten hier nach Bonn gefahren, mitten durch den eistreibenden Rhein und habe hier ein paar angenehme Tage verlebt." —

So hatten die „Mustervorstellungen" begonnen. Dem Don Juan folgte Egmont, mit der Beethovenschen Musik. Besonders gelungen aber war der Wasserträger. Diese Oper war seit langen Jahren vom Repertoire aller Bühnen verschwunden, man hatte sie ganz vergessen und hielt es für eine Marotte des Komitees, solch ein altes Ding wieder aufwärmen zu wollen. Da

fürchteten alle auf der Bühne, es möchte eine Wiederholung des Don Juan-Skandals geben — „das gab aber“, schreibt Felix*), „grade die rechte Stimmung für den ersten Akt; das Ganze ging so nervös, gespannt, zitternd durcheinander, daß schon bei dem zweiten Musikstück die ganze Düsseldorfer Opposition ins Feuer geriet, und klatschte und rief und weinte durcheinander. Einen besseren Wasserträger als meinen Günther habe ich nie gesehen — das war alles so liebenswürdig und natürlich, und ein bischen ordinär dabei, damit die Noblesse nicht gar zu fabelhaft wäre. — Er wurde ungeheuer fetiert und zweimal herausgerufen; das verdarb ihn für's zweitemal, wo er dann gleich zu viel auftrug und zu sicher schien; aber das erstemal hättet Ihr ihn sehen sollen. Das war mein vergnügtester Theaterabend seit langer Zeit, denn ich nahm an der Vorstellung teil, wie ein Zuschauer, lachte und klatschte mit und schrie Bravos hinauf, dirigierte dabei munter fort, die Chöre im zweiten Akt klangen wie aus der Pistole geschossen. Im Zwischenakt war die ganze Bühne voll Menschen, die sich freuten und den Sängern gratulierten, und sogar das Orchester klappte bis auf einige Placker, wo ich sie, trotz alles Ermahnens und Drohens während der Vorstellung nicht dazu bringen konnte, die Augen von der Bühne weg und auf die Noten zu richten.“

Diese Stellen wurden hauptsächlich deshalb aufgenommen, weil aus ihnen klar hervorgeht, woran die Harmonie zwischen Felix und Immermann scheitern mußte. Beide sahen die Sache von einem gar zu verschiedenen Gesichtspunkte an; Felix amüsierte die Don Juan-Geschichte, über die Immermann vor Kränkung ein heftiges Fieber bekam. Ersterer hatte an den Aufführungen Freude, die Immermann als

*) Brief an seinen Vater. 28. März 1834.

die ernsteste Sache von der Welt ansah. Felix schreibt an seinen Vater: „Eine gute Aufführung im Düsseldorfer Theater geht freilich nicht durch die Welt und wohl kaum über die Düssel, aber wenn ich selbst und alle Menschen im Hause sich recht durch und durch an der guten Musik erfreuen und erwärmen, so ist das auch was Hübsches." — Immermann war bereit, diesem Unternehmen, das Felix als etwas schließlich doch Nebensächliches behandelt, seinen ganzen Lebensberuf zum Opfer zu bringen, und ihm all seine Kräfte ausschließlich zu widmen, mit einem Worte, Immermann war das Düsseldorfer Theater Herzens- und Begeisterungssache, für Felix lag die Herzens- und Begeisterungssache ganz wo anders, in seinen eigenen Kompositionen.

So großes Vergnügen er auch namentlich von der obenerwähnten Wasserträgervorstellung hatte, so war ihm doch schon damals vieles an dem Theaterwesen, die Schauspielergeschichten, das Effektsuchen und Effektmachen, die Zeitungsklatschereien, namentlich aber das Zeitraubende, das ihn „von seinem eigentlichen Zweck, den eigenen Arbeiten", zu weit entfernte, unangenehm. Daher übernahm er auf der bald nach dem Wasserträger abgehaltenen Theaterkonferenz nur die obere Aufsicht über die musikalischen Geschäfte, Zusammensetzung des Orchesters, Engagement der Sänger und die monatliche Aufführung einer Oper; er verzichtete auch auf das Gehalt, für welches nun ein zweiter Dirigent angestellt wurde; er wollte beim Theater nur ganz unabhängig und nur als Freund der Sache stehen. Eine solche Stellung ist aber auf die Dauer nicht haltbar; um so weniger bei dem gewissenhaften Naturell Felix', der sich nicht entschließen konnte, die Sache lässig zu behandeln, sie eben gehen zu lassen, sondern der, so lange er dabei war, mit ganzer Pflicht-

treue und großem Eifer dabei war, bis es ihm geradezu unerträglich wurde. Dieser Zeitpunkt trat ein, als im Herbst des Jahres 1834 die neuen Kontrakte und Engagements anzufertigen und darüber zu unterhandeln war. Schon aus jener kleinen Geschichte mit dem Kirchenmusikanten haben wir gesehen, welch ein weiches, zartempfindendes Herz Felix hatte; das war nicht dazu angetan, mit dem vielen Gesindel, das an einem — namentlich kleinstädtischen — Theater hängt, sich herumzustreiten. Er hat uns die „Leiden eines Düsseldorfer Intendanten" in einem Brief an Rebecka recht anschaulich selbst beschrieben*).

Das Traurigste an der Sache war, daß das Verhältnis zu Immermann, welches vorher ein so außerordentlich gutes gewesen war, jetzt zuerst ein kühles, dann beinahe ein feindliches wurde. Freilich war der Antagonismus beider Naturen in diesem Punkte zu groß, und Immermann war durch Felix in seiner Lieblingssache gehemmt worden, er hielt ihn deshalb für einen Abtrünnigen an dem verdienstlichen Werk der Errichtung der Nationalbühne. — Rechnet man aber zu den bis jetzt besprochenen amtlichen Obliegenheiten, zu den vielen Konzerten und Aufführungen im Singverein, in der Kirche, im Theater, noch die außerdem an anderen Orten gegebenen Konzerte (von einer solchen Rundreise in Elberfeld und Barmen handelt ein sehr frischer, hübscher Brief), das Musikfest 1834 in Aachen, das er allerdings nur als Zuhörer besuchte, und dabei Hiller und Chopin aus Paris traf, — (man hatte ihm nahe gelegt, sich um die Direktion dieses Musikfestes zu bewerben, was er aber grundsätzlich nicht tat,) und das Musikfest in Köln 1835, wovon schon gesprochen ist; rechnet man alles dies, was sich schon in den Zeitraum von zwei

*) Brief vom 23. November 1834.

Jahren zusammendrängte, so erscheint es wahrhaft erstaunlich, daß dies in Felixens Augen die Nebensachen waren, und daß außerdem seine Tätigkeit als Komponist eine außerordentliche blieb. Es fallen in diese Zeit das Es-dur-Rondo und das A-moll-Capriccio für's Pianoforte (1834), das E-dur-Capriccio und eine As-dur-Fuge (1835), viele Lieder ohne Worte und mit Worten, darunter „Auf Flügeln des Gesanges", ferner die Ouverture zur schönen Melusine.

Und selbst alle diese verschiedenen und zum Teil sehr umfangreichen Arbeiten waren nur gewissermaßen Vorstudie, um recht in Zug zu kommen, zu dem größten Werk, das Felix bis dahin unternommen hatte, und dessen beinahe vollständige Beendigung noch in die Düsseldorfer Zeit fällt, zum Paulus. Zu diesem drängte und trieb ihn, den gewiß von Natur schon Tätigen, fortwährend sein Vater, gleich als hätte er eine Ahnung von der hohen Stelle sowohl, die Felix mit diesem Werk unter den Komponisten einnehmen sollte, als auch davon, daß ihm selbst nicht mehr vergönnt sein würde, die Aufführung zu erleben. Dies Oratorium war nun Felix' Herzens- und Gewissenssache, wogegen ihm alles andere nebensächlich vorkam. Wie ernst er es mit allem, was sich darauf bezog, nahm, wie gründlich er mit den Predigern Bauer und Schubring, seinen Jugendfreunden, den Text, die ganze Grundlage durchsprach, wie ihm auch hierin sein Vater in dem schönen Brief vom 10. März 1835 den besten Rat erteilt, wie sich Felix, als nun der Paulus seiner Vollendung entgegengeht, nach dem Urteil seiner Schwester Fanny sehnt, weil er von dieser ein wirklich kritisches, sachverständiges Urteil erwartet („von dem Kantor mit den dicken Augenbrauen", wie er sie nennt, denn „daß die Düsseldorfer Freunde sehr außer sich seien, wolle nicht viel beweisen") — das

alles liegt in den gedruckten Briefen vor. So reifte während aller jener Zerstreuungen das Werk stetig seiner Vollendung entgegen. Während des Besuchs zum Kölner Musikfest lernten die Familienmitglieder die fertigen Teile kennen und waren nun allerdings ebenso außer sich vor Freude, als die Düsseldorfer Freunde. Abraham war ganz zufrieden, und nun erst hielt Felix dafür, daß es die Feuerprobe einer unparteiischen und unbestochenen Kritik bestanden habe, und sah dem allgemeinen Erfolg mit Zuversicht entgegen. Welche Freude wäre es für den Vater gewesen, wenn der Paulus schon auf dem 1835er Musikfest hätte aufgeführt werden können, und es ihm vergönnt gewesen wäre, den Triumph des Sohnes noch mit zu erleben. Die Worte, die Felix mit der Einladung zu dem Kölner Musikfest schrieb*), auf dem gar nichts von ihm aufgeführt wurde, hätten dann eine noch prägnantere Bedeutung gehabt: „Daß Eure Gegenwart mich nicht nur nicht hemmen, sondern im Gegenteil mir erst die rechte Lust und Freude am Gelingen geben wird, weißt Du wohl. Laß mich Dir bei dieser Gelegenheit auch sagen, daß mir der Beifall und die Freude des Publikums, für die ich gewiß empfänglich bin, erst das rechte Vergnügen machen, wenn ich Euch davon schreiben kann, weil ich weiß, daß sie Euch freuen, und mir an einem Worte des Lobes von Euch wahrhaftig mehr liegt, oder daß es mich glücklicher macht, als alle Publikums der Welt, die zusammen klatschen, und daß es mir darum die liebste Belohnung für meine Arbeit ist, wenn ich Euch unter den Zuhörern sehen kann."

Der Brief schließt: „Mein Oratorium wird erst im November in Frankfurt aufgeführt werden, wie mir Schelble schreibt, und so lieb es mir wäre, wenn

*) Brief an seinen Vater. 3. April 1835.

Du es bald hörtest, so möchte ich doch noch lieber, Du hörtest es bei dem Musikfest im nächsten Jahre zuerst. Um dies bestimmt anzunehmen, habe ich mir vorbehalten, die Aufführung in Frankfurt abzuwarten, damit ich selbst es erst höre und wisse, ob es für das Musikfest paßt; aber wenn das der Fall ist, wie ich hoffe und wünsche, so wird sich's da viel schöner ausnehmen, und dann ist es das Musikfest, das Du lieb hast, und Pfingsten statt November, und besonders werde ich dann schon wissen, ob es Dir gefallen wird oder nicht, worüber ich jetzt noch nicht sicher bin.

Als jenes Musikfest mit dem Paulus gefeiert wurde, sah Felix den Vater nicht unter den Zuhörern, da hatte er den ersten großen Schmerz seines Lebens schon erlitten.

Durch alle die Theaterverhältnisse, namentlich durch den gespannten Fuß, auf den Felix mit Immermann gekommen war, hatte sich allmählich das Düsseldorfer Leben weniger angenehm gestaltet, als zu Anfang. Ein hauptsächlicher Mangel war wohl das erst Werdende aller Institute; auf das einmütige Zusammenwirken freiwillig sich beteiligender Menschen, die im übrigen die verschiedensten Zwecke hatten, war aller Erfolg basiert. Das gibt eine Zeitlang außerordentliche Resultate, aber eben nur solange die Einmütigkeit und das Zusammenhalten dauert. Nun zeigten sich aber schon an manchen Stellen bedenkliche Risse; die Einigkeit, die mehr als in einem großen Menschenwesen in einer kleinen Stadt schwierig zu erhalten ist, verschwand. Und gerade in dieser Zeit — es konnte kaum ein Moment gedacht werden, der Felix in einer günstigeren Stimmung für die Annahme gefunden hätte — kam eine Aufforderung zur Übernahme einer anderen Stellung, der Direktion der Gewandhaus-Konzerte in Leipzig. Und wie der Augenblick

ein günstiger war, so war auch die Stelle eine solche, wie sie ihm nicht besser hätte passen können.

Die Annehmlichkeiten waren dieselben, wie in Düsseldorf. Auch diese Stelle war keine staatliche, keine, die mit „Behörden" zu tun hatte, sondern eine freie Gesellschaft, die zusammengetreten war zu dem Zwecke, gute Musik zu machen, und einen Direktor anzustellen wünschte, der imstande wäre, zu diesem Zwecke die geeignetsten Mittel zu ergreifen. Auch Leipzig war eine mittelgroße Stadt Deutschlands, in der das Leben ein Felix sehr zusagendes war. Was in Düsseldorf die Malerschule tat, ein geistiges frisches Element in das Treiben zu bringen, das tat in Leipzig der große Verkehr der Handelsstadt, namentlich der buchhändlerische und die Universität. Aber außerdem hatte Leipzig große Vorzüge. Das Institut der Gewandhaus-Konzerte war ein altes, längst begründetes und seit 56 Jahren fest bestehendes. Das war wesentlich günstiger, als in Düsseldorf, wo vieles noch in den Anfangsstadien des Versuchs steckte; es hatten sich ordentliche geschäftsmäßige Formen ausgebildet, die Wirkungskreise waren sicher abgegrenzte, von Kompetenzkonflikten, wie in Düsseldorf, konnte nicht gut die Rede sein; und da Felix unter solchen unsicheren, tappenden Umständen gerade in Düsseldorf gelitten hatte, so war dies auch das erste, was ihn in Leipzig sehr angenehm berührte.

Auch die Erinnerung an Seb. Bach und sein Wirken als Kantor an der Thomaskirche zu Leipzig war für Felix, der sich so ganz in Bach versenkt, der seine Matthäuspassion wieder zu Ehren gebracht hatte, verlockend.

Rechnet man zu alledem die bedeutend größere Nähe von Berlin, die damals, wo noch keine Eisenbahn existierte, viel mehr ins Gewicht fiel, als dies

jetzt der Fall sein würde, so liegen die Vorteile der Übersiedelung nach Leipzig auf der Hand. Felix kam dem die Unterhandlung Anknüpfenden auf die erste Anfrage bereitwillig entgegen, bat nur um Aufklärung einiger Punkte, unter denen der hauptsächlichste der war, ob er nicht einen anderen durch seine Annahme von diesem Posten verdrängen würde, in welchem Falle er unbedingt nicht darauf eingehen könnte. Alle seine Zweifel wurden jedoch zu seiner vollkommenen Zufriedenheit erledigt, und im Herbst 1835 trat er die Stelle als Kapellmeister der Gewandhaus-Konzerte an.

Bald darauf (13. November 1835) schrieb er an Fanny:

„— — Dr. Reiter kam ganz entzückt von Eurer Aufnahme hier an; über Vater ist er in einem wahren Enthusiasmus. Dafür kann ich aber nicht verschweigen, daß Herr L. am meisten begeistert von Walter, dann von Sebastian, und dann erst von Deinem Klavierspiel sprach. Er sagte, Du solltest eine reisende Künstlerin sein, Du würdest die anderen totspielen. Ich sagte: pourquoi? Denn mich fror sehr, es war auf der Konzerttreppe gestern abend, und er wurde gar nicht fertig mit Erzählungen von Eurer Liebenswürdigkeit.

A. ist hier mit M. Wenn ich sagen sollte, daß er mir einen guten Eindruck gemacht hätte, so müßte ich's lügen. Ein rechtes Bild eines spekulierenden, geizigen Musikus — also ein trauriges. Er ist auf kein ander Gespräch zu bringen als auf Geldsachen, auf Geldpläne und Geldverluste — und wär's noch sein eigenes, aber so verdient er's mit der M., die er deshalb vor 5 Jahren schon adoptiert hat, und die nun von Kopf bis Fuß nichts als eine Musikspekulation ist. Die mag nun gelungen sein oder nicht, so ennuyiert's mich; mein Interesse an ihr könnte erst anfangen,

wenn sie sich mit A. um's Geld recht tüchtig zankte oder gar wegliefe, aber so ist's gar zu jämmerlich. Sie soll übrigens schön singen und achtet mich sehr — das hilft mir aber gar nichts, wie gesagt.

Denk Dir, Fanny, bei Wiecks Konzert neulich hörte ich meinem H-moll-Capriccio zum erstenmale zu (Clara spielte es, wie ein Teufelchen) und es hat mir sehr gut gefallen. Ich war eigentlich ganz verwundert darüber, denn ich hielt es für ein sehr dummes Ding, seit Du und Marx sehr darauf geschimpft, aber es klingt wahrhaftig lustig mit dem Orchester, es scheint mir lange frisch für ein Konzertding. Ich glaube, es ist hübscher, als das aus Es, Du glaubst aber das Gegenteil, glaube ich." —

Dirichlets, die während Hensels verunglückter französischer Reise eine sehr vergnügte durch Belgien nach Ostende gemacht hatten, brachten bei ihrer am 14. Oktober erfolgenden Rückkehr nach Berlin Felix und Moscheles, der zum Besuch in Leipzig war, auf einige Tage mit. Fanny zählte sie immer zu den heitersten, ungetrübt glücklichsten, die sie je erlebt. Nachts waren die Reisenden angekommen, und Hensels wurden morgens mit der frohen Nachricht geweckt. Nun wurde eine Überraschung für die Eltern bereitet; die ganze Gesellschaft zog aus der Gartenwohnung über den Hof nach vorn. Der Flügel wurde hinübergeschafft und es ging ans Musizieren. Die Nachricht verbreitete sich in der Stadt bei den Freunden, und die zwei Tage hindurch war das munterste, lebhafteste Treiben. Beide spielten wunderschön; Abraham, der fast ganz blind war, verwechselte bei einem vierhändigen Stück die beiden, und wunderte sich über Felixens etwas zierliches Spiel, sowie über Moscheles' lebhafte Natürlichkeit, und erst als sie aufstanden, bemerkte er seinen Irrtum. Am zweiten Abend, unmittelbar vor Moscheles' Abreise phantasierten sie vierhändig; als die Zeit der

Abfahrt da war, unterbrach Felix Moscheles durch das Schnellpostsignal; darauf nahm Moscheles in einem rührend feierlichen Andante Abschied, wurde abermals durch das Signal unterbrochen und nun schlossen beide zusammen. Abraham erzählte noch in den nächsten Wochen hiervon gern und gut. Am anderen Morgen fuhr Felix nach Leipzig zurück unter dem Versprechen, Weihnachten wiederzukommen. Abraham sagte noch bei der Gelegenheit: „Das darf man ja menschlicherweise hoffen zu erleben" — und Felix hatte den Vater zum letzten Male gesehen.

Es folgte noch eine muntere Zeit. Der Sänger Hauser kaum nach Berlin, den Abraham sehr gern hatte, und oft hörte. Fanny gab eine sehr brillante Sonntagsmusik, bei der ihr Vater meinte, die Sache sei so groß und hoch angefangen, sie könne sich nicht so halten. Am 14. November war Fannys Geburtstag, der vergnügt gefeiert wurde.

Es ist (S. 40) erwähnt worden, daß die letzten Tage Moses Mendelssohns durch eine literarische Fehde, deren Gegenstand Lessing war, ausgefüllt wurden. Ein eigentümlicher Zufall wollte es, daß auch Abraham etwas Ähnliches begegnete. Kurz vor seinem Tode am 15. November hatte er eine Unterredung mit Herrn v. Varnhagen, in welcher dieser einige junge deutsche Schriftsteller auf Kosten von Lessing außerordentlich hochstellte und lobte. Es entstand daraus ein heftiger Streit zwischen beiden, welcher damit endete, daß Varnhagen ziemlich erregt und ohne versöhnenden Abschluß der Diskussion das Haus verließ.

Nach Abrahams Tode fand man auf seinem Pult den nachfolgenden, unbeendigten Brief, dessen Original Varnhagen zu sich nahm, während sich in den Familienpapieren eine Abschrift von der Hand von Fanny Hensel befindet.

16. November 1835.

„Wenn Sie, hochgeehrter Herr und Freund, erwägen, daß Lessing während eines großen Teils seines Lebens der vertrauteste Freund meines Vaters war, und von diesem innigst geliebt und wahrhaft verehrt worden, daß Lessing den Nathan, die Emilia Galotti, die Erziehung des Menschengeschlechts, den Laokoon, die Dramaturgie (welcher Deutschland mehr schuldig geworden als allen seitdem geschriebenen Theaterkritiken und Feuilletons zusammengenommen, nämlich die Kenntnis Shakespeares) geschrieben, daß er ohne Widerrede ein profunder Gelehrter war, daß fast aus jeder Zeile in seinem Werke der klarste Verstand, mit dem tiefsten Gemüt vereinigt, hervorgeht, so werden Sie es um so freundlicher entschuldigen, daß ich gestern seine Verteidigung vielleicht etwas zu lebhaft gegen Sie geführt habe. Ich war überrascht, ich kann es nicht leugnen, Sie, den ich so oft mit der wärmsten Verehrung von Lessing und seinen Werken, besonders vom Nathan, und ganz besonders von der daraus hervorleuchtenden Gesinnung sprechen gehört habe, nun eben diesen Mann, der die Wahrheit so hoch verehrte, daß er sie für Gott allein geeignet glaubte, und für sich nur das Streben danach, kurz, diese Sonne, in welcher man durch schwarzgefärbte Gläser wohl Flecken auffinden kann, mit Leuten zusammenstellen zu hören, welche bis jetzt nur Flecken gezeigt haben, hinter denen allerdings niemandem versagt ist, eine Sonne zu ahnen. Ich hätte mir indes sagen sollen, daß nur eine augenblickliche Stimmung Sie zu dieser Verunglimpfung Lessings hinzureißen vermochte, und daß eine solche durch den Widerspruch eines Laien sich nur noch mehr aufgeregt fühlen mußte. Mehrere jener jungen Leute stehen Ihnen persönlich näher, und es ist großmütig, daß Sie das Äußerste

wagen, um sie zu retten und zu heben. Schon aus dem Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Konvenienz wäre diese Betrachtung meine Pflicht gewesen." —

Noch am 18. war Abraham bis auf einen wenig bedeutenden Husten ganz wohl. Am andern Morgen wurde die Familie mit der Nachricht geweckt, er sei die Nacht unwohl geworden. Man glaubte an einen Schlagfluß, aber er war bei Besinnung und Bewußtsein. Die herbeigerufenen Ärzte fanden indessen den Zustand so wenig bedenklich, daß sie Felix nicht benachrichtigen lassen wollten, um ihn nicht unnütz zu erschrecken und nach Berlin zu sprengen. Das war um 10 Uhr. Der Kranke drehte sich um, sagte, er wolle ein wenig schlafen, doch eine halbe Stunde darauf war er tot. So rasch, so unerwartet, so sanft und ruhig ging er hinüber, daß keins der um das Lager versammelten Kinder anzugeben wußte, wann der Tod eingetreten sei. Es war stets sein Wunsch gewesen, in dieser Weise zu sterben, und er war ihm gewährt. Und Fanny schließt ihre Erzählung des Todes mit den Worten: „So schön, so unverändert ruhig war sein Gesicht, daß wir nicht nur ohne Scheu, sondern mit einem wahren Gefühl der Erhebung bei der geliebten Leiche verweilen konnten. Der ganze Ausdruck so ruhig, die Stirn so rein und schön, die Hände so mild; es war das Ende des Gerechten, ein schönes, beneidenswertes Ende und ich bitte Gott um ein gleiches und will mich mein ganzes Leben lang bemühen, es zu verdienen, wie er es verdiente. Er war das versöhnendste, schönste Bild des Todes."

Die nächste Sorge der Familie war für die Mutter und für Felix. Erstere, von Natur reizbar, neigend zu einem Herzleiden, und denselben Sommer ernstlich krank gewesen, war in einem besorgniserregenden Zustand. Und nun Felix! — Wie sollte er, der ganz

Unvorbereitete, der am schwärmerischsten, beinahe fanatisch an dem Vater hing, die furchtbare Nachricht erfahren, wie sollte ihm der zerschmetternde Schlag gemildert werden? — Hensel war sogleich bereit, hinzufahren; er besorgte sich schnell Paß und Wagen, und um 1/23 Uhr war er unterwegs. Am Sonnabend morgen kamen beide in Berlin an; Felix in einem beängstigenden Zustand, aufs höchste gespannt, wenig weinend, mit wahrer Hoffnungslosigkeit in die Zukunft sehend. Er war zu keiner Mitteilung, zu keinem herzerleichternden Tränenstrom fähig, man mußte für ihn das Schlimmste befürchten. Und allerdings verlor er am meisten, wenn bei solchem Verlust, wie der des Vaters, Steigerungen möglich sind; oder vielmehr er hatte diesem unendlichen Verlust gegenüber kein milderndes Gegengewicht. Die anderen Kinder besaßen alle schon ihre eigene Häuslichkeit und hatten im Umgang mit ihren Gatten, zum Teil in der Sorge für ihre Kinder versöhnende, ablenkende Tätigkeiten, andere, die die schwere Last mit tragen halfen. Felix, der Unverheiratete, verlor im Vater das Liebste, und nichts lenkte seinen Blick vom Betrachten des unersetzlichen Verlustes ab. Seiner wartete in Leipzig seine leere Junggesellenstube; und alle seine Tätigkeit, die die Freude seines Lebens gewesen war, kam ihm jetzt schal vor, denn die Hauptfreude war ja eben der Bezug seiner Tätigkeit auf den Vater gewesen. Er ging nach einigen Wochen nach Leipzig zurück. Wie es in ihm aussah, zeigen zwei Briefe an die Prediger Schubring und Bauer, bald nach der Rückkehr nach Leipzig geschrieben*).

„Du wirst es schon wissen, lieber Schubring, welcher schwere Schlag mein und aller Meinigen glückliches Leben getroffen hat! Es ist das größte

*) Felixsche Briefe vom 6. und 9. Dezember 1835.

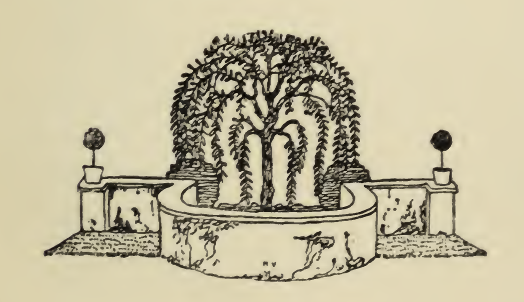
Unglück, was mir widerfahren konnte, und eine Prüfung, die ich nun entweder bestehen oder daran erliegen muß. Ich sage mir dies jetzt nach drei Wochen ohne jenen scharfen Schmerz der ersten Tage, aber ich fühle es um so sicherer: es muß für mich ein neues Leben anfangen, oder alles aufhören — das alte ist nun abgeschnitten. Zu unserem Trost und Vorbild erträgt Mutter den Verlust so ruhig und standhaft, daß es zu bewundern ist; sie freut sich an den Kindern und Enkeln, und sucht sich so die unersetzliche Lücke zu verbergen, meine Geschwister tun, was sie können, um ihre Schuldigkeit desto vollkommener zu erfüllen, je schwerer sie ihnen wird; ich war auf 10 Tage in Berlin, um durch meine Gegenwart die Mutter wenigstens mit dem Rest der Familie vollzählig zu umgeben, aber welche Tage das waren, das brauche ich Dir nicht zu sagen; Du weißt es wohl und hast gewiß meiner gedacht, in dieser dunklen Zeit! — — — — Ich weiß nicht, ob Du wußtest, wie besonders seit einigen Jahren mein Vater gegen mich so gütig, so wie ein Freund war, daß meine ganze Seele an ihm hing, und ich während meiner langen Abwesenheit fast keine Stunde lebte, ohne seiner zu gedenken, aber da Du ihn in seinem Hause mit uns allen und in seiner ganzen Liebenswürdigkeit gekannt hast, so wirst Du Dir denken können, wie mir jetzt zumute ist. — Das einzige bleibt da, die Pflicht zu tun, und dahin suche ich mich zu bringen, mit allen meinen Kräften; denn er würde es so verlangen, wenn er gegenwärtig wäre, und ich will nicht aufhören, so wie sonst nach seiner Zufriedenheit zu streben, wenn ich sie auch nicht mehr genießen kann. — Das hätte ich nicht gedacht, als ich die Beantwortung Deines Briefes verschob, daß ich ihn so würde beantworten müssen; — habe auch jetzt noch Dank dafür und für alle Deine Freundlichkeit. —

Die eine Stelle zum Paulus war vortrefflich: „Der du der rechte Vater bist.“ Ich habe gleich einen Chor dazu im Kopfe gehabt, den ich nächstens schreiben will. Überhaupt mache ich mich nun mit doppeltem Eifer an die Vollendung des Paulus, da der letzte Brief des Vaters mich dazu trieb, und er sehr ungeduldig die Beendigung dieser Arbeit erwartete; mir ist's, als müßte ich nun alles anwenden, um den Paulus so gut als möglich zu vollenden, und mir dann denken, er nähme teil daran. — Wenn es fertig ist, wie dann weiter, das wird Gott geben.“ —

An Prediger Bauer: „Deinen guten Brief erhielt ich hier an dem Tage, wo bei Dir die Taufe sein sollte, als ich eben von Berlin zurückgekommen war, wo ich meiner Mutter die ersten Tage nach dem Verluste meines Vaters zu erleichtern gesucht hatte. So bekam ich die Nachricht Deines Glückes, als ich hier wieder in meine leere Stube trat, und zum ersten Male recht im Innersten fühlte, was es heißt, das bitterste schmerzlichste Unglück zu erleben. Denn der Wunsch, den ich mir vor allem jeden Abend wieder gewünscht hatte, war der, diesen Verlust nicht zu erleben, weil ich an meinem Vater so ganz und gar gehangen hatte, oder vielmehr hänge, daß ich nicht weiß, wie ich mein Leben nun fortsetzen werde, und weil ich nicht bloß den Vater entbehren muß (ein Gefühl, das ich mir schon seit meiner Kindheit als das Herbste dachte), sondern auch meinen einzigen ganzen Freund während der letzten Jahre und meinen Lehrer in der Kunst und im Leben.

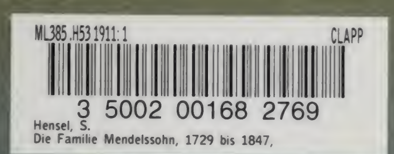
Da war's mir eigen, als ich Deinen Brief las, der ganz Freude und Behaglichkeit atmet, und der mich auffordert, mich am neu Werdenden zu erfreuen, im Augenblick, wo ich meine ganze Vergangenheit als wirklich vergangen und vorbei fühlte. Doch danke ich

Dir dafür, daß Du mich als entfernten Gast bei der Taufe haben wolltest, und wenn Dir auch mein Name dabei einen ernsteren Eindruck machen wird, als Du vielleicht dachtest, so möge der Eindruck eben nur ein ernsthafter, nicht ein schmerzlicher für Dich und Deine Frau sein, und wenn Du in späteren Jahren Deinem Kinde von denen erzählst, die Du zu seiner Taufe gebeten hattest, so laß mich nicht weg, sondern sage ihm, wie einer davon an diesem Tage sein Leben auch von neuem, aber in einer anderen Bedeutung angefangen habe, — mit neuen Vorsätzen und Wünschen, und mit neuen Bitten zu Gott!" — —








ML385 .H53 1911: 1
CLAPP
3 5002 00168 2769
Hensel, S.
Die Familie Mendelssohn, 1729 bis 1847,

